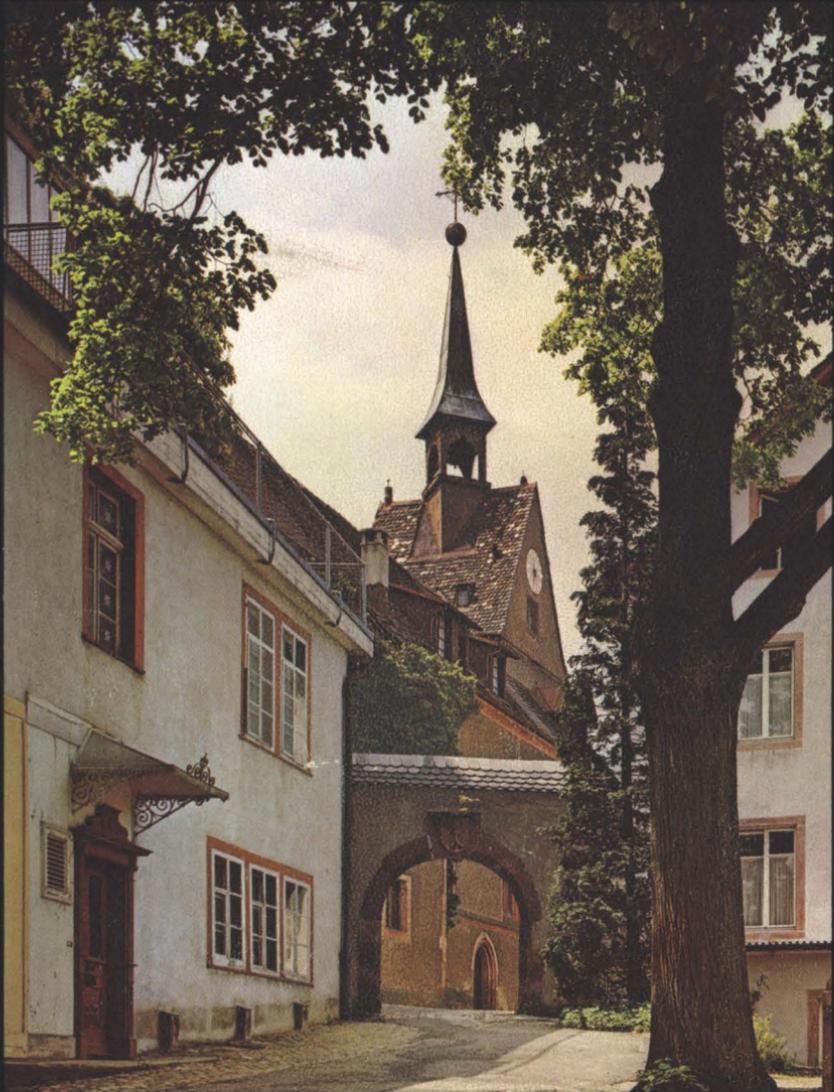


Emmy Veiel-Rappard

Dora Rappard

Die Mutter von St. Chrischona



Emmy Veiel-Rappard

Mutter



Dora Rappard Jobet

MUTTER

Bilder aus dem Leben von Dora Rappard-Gobat

Von

Emmy Veiel-Rappard

11. Auflage
(77.-80. Tausend)



BRUNNEN-VERLAG GMBH. GIESSEN UND BASEL

Schutzumschlag und Einband: Erich Augstein, Gießen

© 1966 by Brunnen-Verlag, Gießen

Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg an der Lahn

INHALTSVERZEICHNIS

Zum Geleit	7
Das Kind	11
Das junge Mädchen	25
Die Braut	62
Die Gattin	75
Unsre Mutter	128
Die Mutter vieler	157
Die Seelsorgerin und Evangelistin	168
Die Dichterin	212
Die Schriftstellerin	225
„Als die Traurigen — aber allezeit fröhlich“	248
Die Witwe	257
„Als die Sterbenden — und siehe, wir leben!“	280

Zum Geleit

„Was kann der Herr doch aus einem Leben machen, das frühe ihm geweiht und überlassen wird!“ So schrieb Dora Rappard im Blick auf ihren Vater, den Bischof Samuel Gobat von Jerusalem. So dürfen wir, nachdem nun auch ihr Leben abgeschlossen ist, voll Dank und Freude ausrufen. Dem Lob des Herrn, der seine Gnade an unsrer Mutter groß gemacht hat, soll ihr Lebensbild gewidmet sein. Wenn von einem Menschen das Wort gilt: „... sein Werk, geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken, welche Gott zuvor bereitet hat, auf daß wir in ihnen wandeln sollen“, so ist ein solches Werk Gottes wohl beachtenswert. Bei unsrer Mutter haben wir dies dankbar erkennen dürfen, und das allein wäre Grund genug, ihr Leben zu beschreiben zu einem Zeugnis der Gnade Gottes.

Dazu kommt aber noch ein Besonderes. Frau Inspektor Rappard hatte außer ihrem eigenen reichen Familienkreis eine große Anstaltsfamilie, in der sie von 1868 bis 1923, also 55 Jahre lang, als Mutter gewaltet hat. Wie viele Söhne und Töchter haben in diesen Jahren ihre mütterliche Liebe erfahren dürfen! Viele von ihnen baten: Schreibt doch ja ein Lebensbild von Mutter Rappard! Einer, der vor Jahrzehnten von St. Chrischona nach Nordamerika ausgesandt wurde und als Pastor dort dient, fügte bei: Schickt mir das Buch, und wenn es hundert Franken kosten sollte!

Es besteht ferner ein großer Freundeskreis, der sich im Lauf der Jahre um Dora Rappard gebildet hat; dazu gehören auch solche, die ihre Bücher gelesen und die Verfasserin liebgewonnen haben, aber nie Gelegenheit hatten, sie persönlich kennenzulernen. Auch von diesen kam die Bitte nach einem Lebensbild.

Wer aber sollte es schreiben? Es mußte jemand sein, der Mutter nahegestanden hatte. Als immer wieder der Name ihrer Tochter Emmy genannt wurde, war es deutlich, daß sie als die Tochter, die bis zuletzt mit Mutter unter einem Dach zusammen gelebt hat, am ehesten dazu geeignet sei. Freilich, es gab manche Bedenken zu überwinden, von denen hier nur das eine genannt sei: unsre Mutter hat in den „Lichten Spuren“ und in der Biographie ihres Mannes, wie es nicht anders sein kann, manches aus ihrem eigenen Leben berichtet. Wenn wir den Freunden diese Einwendungen entgegenhielten, wurde freundlich erwidert, sie habe in den genannten Büchern mit solcher Zurückhaltung von sich selber geschrieben, daß ein eigenes Lebensbild

sich wohl rechtfertigen lasse. Alles zusammen hat so deutlich dafür geredet, daß mein liebes Weib an die Arbeit gehen soll, daß auch ich sie dazu ermuntern mußte.

Nun liegt das Buch fertig vor, und wir bitten den Herrn, es zu segnen, damit viele Leser Mut gewinnen, auch ihr Leben dem Herrn zu weihen und seiner Gnade zu trauen.

St. Chrischona, im August 1925

F. Ueiel

Vorwort zur 10. Auflage

Über 30 Jahre sind seit dem Erscheinen der 1. Auflage dieses Lebensbildes verflossen. Wir leben in einer völlig veränderten Zeit. Aber das Leben dieser wahren „Mutter in Christo“ ist von zeitloser Bedeutung und hinterläßt noch heute Segensspuren. Die immer neue Nachfrage nach diesem Buch gibt uns die Freude, auch eine 10. Auflage zu wagen. Möge sie wie alle früheren unter dem Segen des Herrn stehen, dem Dora Rappard ihr Leben geweiht hatte!

Im August 1956

Der Verlag

Majestätisch, in erhabener Ruhe mündet der Strom ein in das unendliche Meer. Sein Ziel ist erreicht. Er geht unter in den Wellen des Ozeans und vermehrt das Brausen der Wassergenossen, die dem großen Herrn Himmels und der Erde die Ehre geben. Fragt man nach dem Ursprung dieses Stromes, dessen allerletzter Lauf so still und feierlich ist, also daß die Sonne seine Fluten verklärt und die klaren Wasser den Himmel widerspiegeln, dann muß man wohl meilenweit zurückgehen und findet in enger, dunkler Felsenkluft eine Quelle. Der kleine Wasserstrahl bricht sich Bahn, tritt ans Tageslicht und wird zum plätschernden Bach, an dem Blumen blühen. Da und dort erhält er Zuflüsse, und unvermerkt wird er zum rauschenden Fluß. Wo er durchfließt, entsteht Leben und Wachstum. Hemmnisse überwindet er. Stetig strebt er vorwärts, immer tiefer werdend und immer ruhiger, bis er sich endlich ins Meer ergießt.

Wer unsre Mutter auf ihrer letzten Wegstrecke beobachtet hat, der empfand auch etwas von Tiefe und Stille, der sah die Abgeklärtheit ihres Wesens wie einen Widerschein des Himmels. Und als am 10. Oktober 1923 die Sterbestunde kam, da war alles sieghafte Ruhe und tiefer Friede. Da mündete der Pilgerlauf ein in die Ewigkeit, und eine Seele mehr brachte Gott und dem Lamm Lob und Ehre dar.

Fragt man nach dem Ursprung dieses Lebens, dann muß man acht Jahrzehnte weit zurückgehen.

Das Kind

Malta

Im Mittelländischen Meer liegt die kleine Insel Malta. Brausende Wellen brechen sich an den Felsklippen. In den Gärten blühen Rosen in schönster Pracht, und es wehen balsamische Lüfte. Über allem wölbt sich ein blauer Himmel in ungewöhnlicher Klarheit. Ist es ein Wunder, daß die kleine Menschenseele, die dort zum Leben erwachte, voller Poesie ward?

Dora Rappard erblickte am 1. September 1842 in Malta das Licht der Welt. Ihre Eltern waren Samuel Gobat und Maria, geb. Zeller.

Der Vater, ein hochgewachsener, schöner Mann, stammte aus dem kleinen Dörflein Crémines im Berner Jura. Dort wurde er am 26. Januar 1799 geboren und von gottesfürchtigen Eltern aufgezogen. In seinem zwanzigsten Lebensjahr, nach vorangegangenen inneren Kämpfen, übergab er sich Gott als seinem Heiland Jesus Christus. Ihm allein wollte er nun dienen, und gern gewährten die Eltern ihm den Wunsch, sich ganz der Mission zu widmen.

So finden wir den Jüngling im Jahr 1820 im Missionshaus zu Basel, zweieinhalb Jahre später in Paris, wo er die arabische Sprache studierte, und 1826 in Verbindung mit der Englisch-Kirchlichen Missionsgesellschaft in London als Missionar auf der Reise nach Abessinien. Es gelang ihm, in das Innere des Landes vorzudringen, und seine Wirksamkeit war wunderbar gesegnet. Nach dreijährigem Aufenthalt kehrte er in die Heimat zurück, um sich für weiteren Dienst zu stärken und neue Freunde für Abessinien zu gewinnen.

In dieser Zeit traf er mit Maria Zeller in Beuggen zusammen, deren Vater, Christian Heinrich Zeller, von Gott ausersehen worden war, im alten Ritterschloß am Rheinstrom eine Anstalt zur Ausbildung christlicher Volksschullehrer und als Heimat verwaister oder verwahrloster Kinder mitzubegründen und als erster Inspektor zu leiten. Dort hatte Maria ihre Jugend-

zeit verlebt, bis sie zur weiteren Ausbildung in die französische Schweiz kam und dann ihrer Mutter im großen Anstaltsbetrieb eine tüchtige, fleißige und stets fröhliche Gehilfin wurde. Sie war sich schon früh ihrer Gotteskindschaft bewußt geworden.

Zwanzig Jahre war sie alt, als eines Tages Missionar Zarembe bei ihren Eltern erschien und für seinen Freund Gobat um sie warb. Sie konnte ein demütiges, freudiges Jawort geben. Mit Hochachtung hatte sie zu ihm aufgeschaut, wenn er kurze Besuche in Beuggen machte, und zur Hochachtung kam nun die Liebe.

Die Hochzeit fand im Mai 1834 in Crémines statt, und bald darauf schlug in Beuggen die Scheidestunde. Mutig zog die junge Frau mit ihrem geliebten Mann in das ferne Land. Während der langen Fahrt unterrichtete er sie in der amharischen Sprache, so daß sie sich später mit den Eingeborenen unterhalten konnte.

Diese zweite Missionsreise nach Abessinien stand unter dem Zeichen großer Leiden. Dennoch war es eine Segenszeit.

Im Jahre 1836 mußte die Stätte des ersten gemeinsamen Wirkens verlassen werden, und das junge Paar kehrte nach Europa zurück. Gobat bekleidete in der Folgezeit verschiedene Stellungen, je nachdem sein geschwächter Gesundheitszustand es zuließ, bis er im Jahr 1839 von seinem Komitee nach Malta gesandt wurde. Sein Auftrag war, von dort aus Missionsreisen zu machen und daneben den Druck der arabischen Bibel und sonstiger wichtiger Schriften zu überwachen.

So ist es gekommen, daß Doras Wiege auf jener Insel Melite stand, die den Christen durch das wunderbare Erlebnis des Apostels Paulus bekannt ist. Ein reiches Segenserbe ist ihr durch Eltern und Großeltern zuteil geworden, wofür sie später ihrem Gott immer wieder aus tiefster Seele dankte.

Früh fing ihr Pilgerleben an. Als acht Monate altes Kind reiste sie mit ihren Eltern und den Geschwistern Benoni und Hanna nach der Schweiz. In Wiedlisbach, am Fuße des Weißenstein, wurde ein Häuschen gemietet, und es war der kleinen Familie eine Zeit der Ruhe beschieden, obschon Gobat viele Missionsvorträge hin und her zu halten hatte.

Durch freundliche Hand erhielten wir folgenden Auszug aus der „Chronik der Familie Rikli“ in Wangen vom Jahr 1843:

„Unter den Freunden, durch deren Umgang oder brieflichen Verkehr die Eltern erfreut wurden, waren besonders Bischof Gobat und Prälat Kapf. Gobat war für zwei Jahre von Malta zurückgekehrt und schlug seinen Wohnsitz im stillen Wiedlisbach auf. Mutter und meine Brüder hatten sich viel Mühe gegeben, ihm ein passendes Haus zu finden. Es erwuchs unsrer Familie und der ganzen Umgegend ein Segen aus der Anwesenheit dieses Gottesmannes.“

Dort wurde ihre Schwester Maria geboren; dort bangten aber auch die Eltern um Doras zartes Leben. Eine heftige Gehirnentzündung befiel sie, wohl die Folge allzufrüher geistiger Entwicklung. Jetzt lag das sonst rege Kind teilnahmslos in seinem weißen Bettchen. Der Arzt, der wenig Hoffnung auf Genesung geben konnte, tröstete die bekümmerten Eltern dadurch, daß er ihnen sagte, wenn das Kind mit dem Leben davonkäme, wäre es aller Wahrscheinlichkeit nach blödsinnig, also wäre es besser, es stürbe. Aber Dora genas und ist, Gott sei Dank, voll klaren, tiefen Verstandes gewesen. Wohl aber blieb ihr eine Reizbarkeit der Nerven und ein fast immerwährendes Kopfwieh zurück. Diese Schwäche warf tiefe Schatten auf ihre sonst so sonnige Kindheit und verursachte ihr viel Kampf und Schmerz.

Wieder kam ein Ruf nach Malta. Herr und Frau Gobat wurden gebeten, die Leitung einer protestantischen Erziehungsanstalt, eines englischen „College“, zu übernehmen. Es fiel der Mutter nicht ganz leicht, die liebe Heimat wieder zu verlassen, zumal sie ihre kleine Maria krankheitshalber nicht mitnehmen konnte. (Das Kind wurde der Obhut der Großeltern in Beuggen anvertraut und blieb dort bis zum Jahr 1852.) Aber ihr Mann und sie wollten den Weg des Herrn gehen. So wurde das meerumspülte Eiland zum zweitenmal ihr Wohnort. Diesmal schaute Dora mit großen, offenen Augen in die Schönheiten der Natur, und lebenslang vergaß sie das Brausen der Wellen nicht.

Es war ein Sonntag im Frühjahr 1846. Da wurde ihrem Vater ein großer, versiegelter Brief übergeben, dessen Inhalt ihm zuerst unfaßlich schien. Im Auftrag Seiner Majestät des Königs Wilhelm IV. von Preußen wurde Samuel Gobat zum evangelischen Bischof in Jerusalem ernannt.

Der König hatte schon lange den Wunsch gehegt, mehr Einigkeit unter den Christen, besonders den evangelischen Chri-

sten des Orients, zu sehen. Er wünschte ein Bistum in Jerusalem zu gründen. Der Bischof sollte die Oberaufsicht über die englischen, deutschen und arabischen Gemeinden haben und ihnen Anerkennung bei der türkischen Regierung verschaffen. Nur in Gemeinschaft mit England war etwas auszurichten. Durch Vermittlung des Chevalier Bunsen, der damals preußischer Gesandter in London war, fand der Vorschlag auf englischer Seite willige Aufnahme. Die Bedingungen wurden festgesetzt: Abwechslungsweise sollten die Bischöfe einmal von England, das nächste Mal von Preußen gewählt und immer durch den Erzbischof von Canterbury geweiht werden. Als erster anglikanischer Bischof wurde durch die Königin Victoria Dr. Alexander ernannt. Nach drei Jahren entschlief er. Nun kam die Reihe an Preußen.

Demütig und seinem Gott vertrauend, stellte Gobat sich zur Verfügung. Der König aller Könige bestätigte diese Wahl; denn dreiunddreißig Jahre lang hat sein Knecht das Bischofsamt in Jerusalem mit Segen und Erfolg verwaltet.

Zunächst reiste Gobat nach London, während seine Gattin und ein erprobter Lehrer das begonnene Werk in Malta weiterführten. Die Bischofsweihe empfing er in Lambeth, wobei über die Worte Jesaja 62, 1 gepredigt wurde: „Um Zions willen, so will ich nicht schweigen, und um Jerusalems willen, so will ich nicht innehalten, bis daß ihre Gerechtigkeit aufgehe wie ein Glanz und ihr Heil entbrenne wie eine Fackel.“

Dann folgte er einer Einladung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen nach Berlin, bei dem er einige köstliche und lehrreiche Tage zubrachte. Die Rückreise nach Malta machte er über Beuggen, Crémines und durch die Schweiz, überall Abschied nehmend, und traf endlich wieder mit seiner tapferen Frau zusammen. Seine erste Amtshandlung war die Taufe eines Söhnleins, das während seiner Abwesenheit geboren worden war.

Alle Vorbereitungen zur Abreise waren getroffen. Aber es fehlte an Gelegenheit, nach Palästina zu gelangen, und die Geduld wurde auf harte Proben gestellt. Endlich brachte ein englisches Kriegsschiff, das eigens für die Reise von Malta aus bewilligt worden war, die Pilger nach Jaffa, wo sie am 23. Dezember bei furchtbarem Sturm landeten.

Am Heiligen Abend sagte der Vater zu den Seinen: „Wir

haben dies Jahr keinen Christbaum im Zimmer; aber ich will euch viele schöne Christbäume zeigen, an denen weiße Kerzen und glänzende Früchte zu sehen sind.“ Er führte sie in einen prächtigen Orangengarten, wo unter dem frischen Grün der Blätter die schneeweißen Blüten wie Kerzlein und die herrlichen Früchte wie goldene Äpfel prangten.

Am 30. Dezember 1846 wurde Jerusalem, die Königsstadt, erreicht. Dora erinnerte sich bis an ihr Lebensende der Ankunft, besonders der immer höher emporsteigenden Hügel und der vielen Menschen, die teils hoch zu Roß, teils zu Fuß dem Bischof entgegenkamen, um ihren Willkommensgruß zu bringen. Sie selbst und Hanna saßen in Kisten auf der Seite eines Maultieres, Benoni hatte einen Esel besteigen dürfen, die Mutter mit dem Brüderchen wurde in einer Sänfte zwischen zwei Maultieren getragen, das liebe, sanfte Kinderfräulein, Jenny Givel aus der Schweiz, ebenfalls, und der Vater saß zu Pferd. Es war ein eigenartiger Einzug, ein wunderschöner Empfang auf Zion.

Nachdem man etwas ausgeruht und die Reisekleider gewechselt hatte, wurde in der Kapelle ein kurzer Gottesdienst gehalten.

Jerusalem

Nun war Jerusalem die Heimat der Familie Gobat. Dora schrieb in späterer Zeit darüber: „Manche liebevolle Bilder aus jenen Kinderjahren schweben mir im Gedächtnis. Sie gruppieren sich natürlich um die geliebten Eltern und Geschwister und zaubern mir vor des Geistes Auge die herrlichen Blumen, die wir pflückten: die glänzend rote Anemone (wohl die ‚Lilie auf dem Felde‘, die unser Heiland mit der Herrlichkeit Salomons verglich), dann die üppig aus Felsenspalten herauswachsenden Cyclamen, die grüne Arumpflanze, die zarte, himmelblaue Iris und — mir von allen die liebste — das schöne ‚Blutströpfchen‘, das wir so gern in der Nähe des Gartens Gethsemane suchten. Vater machte oft Spaziergänge mit uns und erquickte sich wie ein Kind an unsrer Freude.“

Es ist nicht unsre Aufgabe, in diesen Blättern das Leben und Wirken von Doras Vater, der ein wahrer Hirte seiner Gemeinde wurde, zu beschreiben. Auch können wir die Mitarbeit seiner

treuen Gattin nur wenig berühren; aber das dürfen wir zusammenfassend sagen: beide gaben dem Bischofshause in Jerusalem ein solches Gepräge, daß die Kinder zeitlebens mit Dank an ihre schöne, frohe, reiche Jugendzeit zurückdachten.

Schon das alte Haus mit seinen verschiedenen Winkeln und Treppen bot des Interessanten gar viel. Zum Beispiel war hinter dem Kinderzimmer ein kleiner, eingemauerter Hof. Wenn die Kleinen am Fenster standen und zu singen anfangen, kam eine große graue Eidechse auf die Mauer geschlüpft und saß da wie zum Horchen, dabei drollig mit dem Kopf nickend.

Köstlich war es, wenn Vater Geschichten erzählte, und am spannendsten für die Kinder waren die Erlebnisse in Abessinien. Da hörten sie nachträglich noch das Brüllen der Löwen, das Lachen der Hyänen, das Schnattern der Schlangen, und dann umarmten sie den geliebten Vater, der so vielen Gefahren entronnen war und nun in ihrer Mitte saß. Und Mutter konnte singen. Rein und weich tönte ihre Stimme. Wie sie in Doras Herz gedrungen ist und Jahre hindurch weitergeklungen hat, zeigt folgendes Gedicht. Es hebt die Lieder hervor, die ihr am meisten Eindruck machten:

O wohl dem kleinen Kinde,
dem seine Mutter singt,
dem durch die Jugendträume
manch heil'ge Weise klingt!
Denn niemals wird verstummen
das Lied so sanft und leis;
es wird noch mächtig tönen,
wenn 's Kindlein ist ein Greis.

Mir ward dies Glück bescheret.
Ich dank' es, Mutter, dir:
Du hast damit gestiftet
ein reiches Erbteil mir;
denn wenn aus meiner Harfe
manch schlichtes Lied erschallt,
so ist's, weil tief im Herzen
dein Lied noch widerhallt.

Will Traurigkeit und Leiden
mir fallen schwer aufs Herz,
so sing' ich unverweilet:
„Wirf Sorgen hin und Schmerz!“

Und glänzt die Freudensonne
nach überstandner Not,
so heißt es: Kommt, ihr Lieben,
„Nun danket alle Gott!“
„Wie soll ich dich empfangen?“,
so klingt es im Advent;
„O freudenvolles Heute“
heißt's, wenn der Christbaum brennt.
„O Haupt voll Blut und Wunden!“
Ich sing's, und 's Herz erbebt.
Dann folgt der Osterjubil:
„Jesus, der Heiland, lebt!“

„Wach auf, mein Herz, und singe!“,
hell tönt's des Morgens früh;
und: „Wenn ich ihn nur habe!“
klingt's bei der Arbeit Müh'.
Er hütet mich des Tages,
und — bricht die Nacht herein,
so „breit't er aus die Flügel
und nimmt sein Küchlein ein“.

„Wie ist es einem Kinde
so innig wohl zumut,
wenn, wie im Arm der Mutter“,
es still bei Jesu ruht!
Da kann es sicher wohnen,
ob alles sonst gebricht;
drum soll es ewig gelten:
„Ich lasse Jesum nicht!“

O ja, ein reiches Erbe
sind diese teuren Wort'!
Und meine Kindlein lernen
und pflanzen sie nun fort.
Wenn's „dunkel ist geworden
in stiller Mitternacht“,
da sing' ich, wie du sangest,
und wach', wie du gewacht.

Und wenn wir sind versammelt
am trauten Hausaltar,
da singt, wie wir einst sangen,
nun meine kleine Schar:

*„Die Gnade sei mit allen,
die Gnade unsers Herrn,
des Herrn, dem wir hier wallen,
und sehn sein Kommen gern!“*

Hab Dank, du teure Mutter,
für jedes heil'ge Lied!
Vielleicht, als du's gesungen,
war Aug' und Stimm' oft müd;
doch nie ist dir ermüdet
die Liebe und Geduld,
und nie kann ich bezahlen
der Liebe süße Schuld.

Doch fort und fort soll klingen
der frohen Kindheit Ton,
und was du mir gegeben,
sei deiner Liebe Lohn,
bis mich mein Hirte rufet
in seinen „*Arm und Schoß*“
und ich auf ewig singe:
„Jawohl, mein Glück ist groß!“

Von ihrer Mutter hörte sie auch die biblischen Geschichten. Sie mußten besonderen Eindruck machen in dem Lande, das Jesu Fuß einst selbst berührt hatte, und in Jerusalem, das die Geschichte des Volkes Israel verkörperte. In späteren Zeiten, als das Heilige Land längst hinter ihr lag, war deutlich zu merken, wie sehr Dora in der Bibel daheim war, und wie alle Begebenheiten ihr klar vor Augen standen. Erzählte sie von Bethlehem, Nazareth, Jerusalem, Bethanien usw., so schaute ihr Geistesauge all die heiligen Stätten und Wege, und nicht nur ihre Kinder, sondern viele ihrer großen Zuhörer wurden dadurch gefesselt.

Auch Jesu Worte machten ihr schon damals Eindruck. Ein Beweis dafür ist folgende Zwiesprache zwischen der kaum Sechsjährigen und einer Freundin ihrer Mutter. „Weißt du, welches Buch der Bibel du am liebsten hast?“ fragte die Kleine. Die Antwort konnte nicht gleich gegeben werden und gestaltete sich zur Gegenfrage: „Weißt du das vielleicht?“ „O ja“, erwiderte sie, „das Evangelium Matthäus.“ „Warum denn?“ „Weil da der Spruch steht: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“

Es waren die Nachwehen der Krankheit, die das Kind oft leiden machten, und deshalb hatte sie früh schon einen Zug zu Jesus als dem Erbarmer.

Aber auch ein irdischer Wohltäter trat ihr nahe. Ein Freund ihres Vaters, Dr. Adair Crawford, ein hervorragender englischer Arzt, gab den besorgten Eltern so gute Ratschläge sowohl für die körperliche als besonders auch für die seelische Behandlung des Kindes (sanfte Festigkeit und große Stille waren Hauptanfordernisse), daß bald darauf durch Gottes Güte entschiedene Besserung eintrat. Dora wurde gelehrt, dem teuren Mann stets ein dankbares Andenken zu bewahren.

Von der schon erwähnten Jenny Givel, der nachmaligen Frau Palmer, bringen die „Lichten Spuren“* ein überaus liebliches, duftiges Bild. Diese zarte Gestalt, die in die ersten Jahre unbewußter Entwicklung des Kindes gewoben ist, hat durch ihre feine, sinnige Art Doras Fühlen und Denken beeinflußt und ihr für Geist, Seele und Leib viel Gutes getan. Ihr galt des neun-einhalbjährigen Kindes erstes niedergeschriebenes „Gedicht“, ein Hochzeitslied auf die Melodie: Heil dir im Siegerkranz!

Welch ein Segen, eine solche Kinderpflegerin zu haben!
Welch eine Gnade, eine solche zu sein!

Mit der Schulung ging es nicht so leicht. Doras Geschwister hatten in der Person ihres Onkels Nathan Zeller einen tüchtigen und gestrengen Hauslehrer. Hie und da befaßte er sich auch ein wenig mit dem ängstlichen kleinen Mädchen, das so große Gaben zum Lernen zeigte, doch oft gerade im Moment des lebhaftesten Interesses an einem Fach von Kopfschmerzen befallen wurde. Gewöhnlich aber ging Dora in die Gemeindeschule, die erste von vielen, die ihr Vater im Lauf der Jahre gründete.

Der Kinderkreis vergrößerte sich noch um einen Samuel und das jüngste Schwesterchen Blandina, das im Juni 1850 seinen Einzug hielt. Fröhliches Leben herrschte im Haus, in dem ebensoviel Englisch wie Deutsch gesprochen wurde. Die Eltern verlangten pünktlichen Gehorsam in allen Dingen, zeigten aber den Kindern viel Liebe und machten ihnen Freude, wo sie nur konnten. Die allerschönste Zeit waren die drei Sommermonate, die jährlich in dem Zeltlager bei Lifta verlebt wurden. Da gab es

* Erschienen im Brunnen-Verlag, Gießen.

ein Salonzelt, ein Speisezelt, mehrere Schlafzelte, ein Zelt für Gäste und eines für die Diener. Große Olivenbäume beschatteten den Platz, und es war ein herrlich freies Leben außerhalb der Stadtmauern Jerusalems. Schule wurde noch gehalten, aber unter einem großen Baum, wo auch Heuschrecken und Eidechsen ihr lustiges Wesen trieben. Jeden Morgen ritt der Bischof in die Stadt; der Abend gehörte sodann der Familie. Das waren richtige Feierabende.

Die Kinder wurden früh gewöhnt, Lieder und Sprüche auswendig zu lernen und bei letzteren zu wissen, wo sie stehen: Buch, Kapitel, Vers. Da wurde der Grund gelegt zu Doras Bibelkenntnis. Ihr Herz barg einen Schatz, den ihr gutes Gedächtnis bis ans Ende ihres Lebens immer wieder heben konnte.

Damals ahnte das kleine Mädchen noch nicht, daß in zukünftigen Jahren ihr Gatte und ihre Kinder sie „die lebendige Bibelkonkordanz“ nennen würden, zu der man mit allen biblischen Fragen gelangen konnte, und die nie versagte. Sie lernte aber die Sprüche nicht nur auswendig, sondern auch mit dem Herzen und richtete ihr kleines Leben danach ein. Denn es kam die Zeit, da sie den Heiland besonders brauchte.

Hanna sollte zur Weiterbildung in eine Pension in die Schweiz gebracht werden, nachdem Benoni schon nach England auf eine Schule gekommen war. Da entschlossen sich die Eltern, die zarte zehnjährige Dora der vier Jahre älteren Schwester beizugesellen in der Hoffnung, daß der Klimawechsel günstig auf ihre Gesundheit wirken würde.

Im Frühjahr 1852 wurde dieser Plan ausgeführt; doch durften vorher noch prächtige Ausflüge von je drei Tagen nach Hebron und nach dem Jordan und Toten Meer gemacht werden, damit die Erinnerungen an das Heilige Land lebendig blieben.

Die Trennung von Jerusalem brachte zunächst kein großes Weh mit sich, da die Eltern ihre beiden Töchter begleiten konnten. Die Fahrt ging über Smyrna, Triest und Venedig nach Mailand. Dort wurde ein Wagen gemietet, der die Reisenden über den Gotthard nach Flüelen bringen sollte. Dora erinnerte sich stets gern an den Aufstieg zu Fuß von Airolo bis auf die schneebedeckte Höhe des Gotthard. Als später eine Eisenbahn durch das Innere des Berges fuhr, meinte sie, es sei doch viel schöner gewesen, die reine, klare Luft auf dem Gipfel zu genießen.

Das erste Ziel, Beuggen, wurde nun schnell erreicht. Groß war die Wiedersehensfreude zwischen den Eltern und Großeltern, aber auch mit Maria, die mittlerweile ein kräftiges, munteres Mädchen geworden war. Die Schwestern mußten sich erst kennenlernen, was rasch vonstatten ging.

Der Sommer wurde in Beuggen verbracht. Es war eine schöne Zeit, wenn nur nicht im Hintergrund die Trennung von den Liebsten gelauert hätte.

Dora hält schriftlich zwei Erinnerungen an diesen Aufenthalt fest. Wir lassen sie selbst reden: „Durch irgendeinen Umstand veranlaßt, muß ich mich einmal ganz ungebührlich über die Plage des Gehorsams ausgedrückt haben. Da gab mir mein Mütterlein als Strafe die Erlaubnis, an jenem Nachmittag zu tun, ganz was ich wolle, natürlich innerhalb des Hauses und Gartens. Das schien zuerst ganz wunderschön. Aber die Bitterkeit folgte nach. Es ging nicht lange, so stellte sich Langeweile, natürlich auch das böse Gewissen ein. ‚Mama, was könnte ich jetzt tun?‘ kam es fast unbewußt heraus. ‚Du kannst tun, was du willst‘, hieß es; ‚ich sage dir heute nichts‘. Wie lange dieser Zustand dauerte, weiß ich nicht genau, vielleicht nur wenige Stunden. Aber es währte lange genug, um es mir lebenslang einzuprägen, daß es keine ärgere Strafe gibt, als wenn der himmlische Erzieher sprechen muß: ‚Nun, so tue denn, was du willst!‘“

Die zweite Erinnerung ist gar anderer Art. „Es war im ‚Küchenstübli‘ in Beuggen. Der milde Abend dämmerte herein. Ein älteres Fräulein, eine Art Kleinkinderlehrerin — denn regelrecht ausgebildete gab es damals wohl noch nicht — war da und half an irgendeiner Haushaltungsarbeit. Dabei sang sie das Lied, das damals noch neu war: Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh? Das klang wie himmlische Glockentöne durch meine Seele, und als sie zu den Worten kam:

Im Kreise der Deinen sprichst Frieden du aus,
da bin ich mit deiner Gemeinde zu Haus,

da zog ein Ahnen durch mein Gemüt, das nur in der Gemeinschaft mit Jesus, dem Heiland, erfüllt werden konnte.

Wer die bleiche, sanfte Sängerin war, und woher sie kam, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß sie Magdalena hieß, und daß sie in meiner Seelenharfe eine Saite berührte, die nie verklungen ist.“

Montmirail

Der Sommer verging, und der Herbst brachte den Anfang eines neuen Lebensabschnitts. Das zarte Gemüt der kleinen Dora litt unter der Trennung von den geliebten Eltern. Sie hatten noch gesehen, wie ihre Töchter in dem schönen Institut der Brüdergemeine Montmirail bei Neuchâtel freundliche Aufnahme und liebevolle Fürsorge gefunden hatten, und waren dann zurückgereist nach Jerusalem.

Dora war mit ihren zehn Jahren das Baby der Pension. Schüchtern hielt sie sich dicht an ihre ältere Schwester, bis sie die Mitschülerinnen kennengelernt hatte. Zuweilen durfte sie mit dem Töchterlein des Direktors spielen; denn sie war ja noch ein Kind. Man war sehr lieb zu dem kleinen Fremdling, und sie sprach stets mit Dankbarkeit von ihren Lehrerinnen; aber das Elternhaus konnte nicht ersetzt werden. Dora hatte Heimweh, und lästiges Fieber führte sie immer wieder ins Krankenzimmer. Trotz liebevoller Pflege fehlte ihr die linde Mutterhand, der sanfte Gesang. Nur Mutter konnte das Lied, das sich seither auf Kinder und Kindeskinde vererbt hat, so singen, daß es das kleine Herz zur Ruhe brachte:

Wie ist es einem Kind zumut,
wenn es im Arm der Mutter ruht?
Nicht wahr, es ist ihm wohl?
Ja wohl, ja wohl;
denn solch ein Kind hat's gut.

Wie ist es einem Kind zumut,
wenn es in Jesu Armen ruht?
Das ist ein sel'ges Kind;
denn solch ein Kind
hat's besser noch als gut.

Das Lernen ging leicht. Doras geweckter Geist nahm alles Neue mit Freuden auf. Sie war zuweilen der Mittelpunkt kleiner Gruppen und erzählte lebhaft manche interessante Geschichte aus dem Heiligen Land. Da kam sie fast unbewußt in etwas hinein, was sie plötzlich als Sünde erkannte. Sie ließ ihrer Phantasie zu viel Spielraum und teilte allerlei Erdichtetes als

Geschehenes mit. „Aus diesem gefährlichen Irrweg“, schreibt sie selbst, „wurde ich kräftig erweckt durch das wichtige Wort von den Lügneren, deren Teil sein wird in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt (Offb. 21, 8). Das durchbohrte mein Herz. Von da an fürchtete und mied ich die Lüge in ihren verschiedenen Formen. Ich kämpfte ritterlich gegen das Verderben.“

Tante Sophie Gobat, eine prächtige Persönlichkeit, die Dora in späteren Jahren geschildert hat, war zuweilen der Zufluchtsort der Jerusalemer Kinder, da sie in der Nähe wohnte. Als Oberin der weiblichen Abteilung in der Irrenanstalt Préfargier hatte sie einen verantwortungsvollen Posten. Doch nahm sie ihres Bruders Töchter mit ganzer Liebe an ihr Herz, und es bildete sich zwischen Dora und ihr ein Band, das erst gelöst wurde, als viele Jahre später die Tante an ihrem neunzigsten Geburtstag nach einem reichgesegneten Leben in Crémines selig heimging.

Auch die in Beuggen verlebten Ferienwochen waren Zeiten besonderer Freude. Bei den Großeltern war doch ein Stückchen Heimat. So gingen die Jahre vorbei. Dora stieg von Stufe zu Stufe. Freundschaften wurden geschlossen, die Jahrzehnte hindurch Bestand hatten. Das reiche Gemüt gab und nahm Liebe.

Endlich brach das letzte und wertvollste Pensionsjahr an. Hanna war nach Genf versetzt worden, um noch weitergeführt zu werden, und die kleine Schwester fühlte sich aufs neue verwaist. Und nun wollen wir sie selbst reden lassen: „Da sandte mir Gott einen Engel zur Seite. Nicht einen Engel in wallenden, weißen Gewändern und silbernen Flügeln, sondern in Gestalt eines innig frommen Gotteskindes, einer Mitschülerin, in der Jesu Christi Geist Raum gewonnen hatte, und die darum seine Liebe ausstrahlte. Noch sehe ich in der Erinnerung die sanften, braunen Augen, die sich mit Tränen füllten, wenn etwas Liebloses oder Ungeziemendes gesagt wurde. Ich sehe das feine, stille Gesicht, das ohne jegliche Sentimentalität doch so klar das innere Glück einer geheiligten Seele widerspiegelte. Ich höre die etwas stotternde Sprache, die doppelt mühsam herauskam, wenn es galt, etwas zu rügen oder eine Mitschülerin aufzufordern zum Gebet. Teure Florence Barker!“

Was dieses liebe englische Mädchen für Dora und andere Schülerinnen geworden ist, läßt sich hier nicht beschreiben. Ein

Segen, ein großer Segen ist die Verbindung mit ihr gewesen. Auch sie gehört zu den „lichten Spuren“.

Im Frühling 1856 verließ Dora das Institut Montmirail. In dankbarer Liebe und Hochachtung gedachte sie stets der Erzieher und Erzieherinnen, die ihr vier Jahre lang viel Gutes getan haben. Zuerst folgte sie einer Einladung nach Genf, wo eine Freundin ihrer Mutter auf freundliche Weise half, das plötzlich groß gewordene, liebevolle Kind neu mit Kleidungsstücken auszurüsten. Dann kam die Begegnung mit ihrem teuren Vater. O die Wonne, als sie nach vierjähriger Trennung ihre Arme um seinen Hals schlingen durfte! Er reiste weiter nach England, holte aber nach einigen Wochen seine Töchter ab, um mit ihnen Verwandte und Freunde in der Schweiz und in Württemberg zu besuchen.

Die Zellerschen Töchter hatten, mit einer Ausnahme, alle ihren eigenen Hausstand gegründet und der Familie prächtige Männer zugeführt. Mit diesen Onkeln und Tanten durfte nun Bekanntschaft gemacht werden. Was da an geistlichem Segen und geistigem Reichtum in eine erwachende Menschenseele gelegt wurde, ist nicht auszusagen. Den Schluß der Reise bildete ein Aufenthalt in Beuggen. Es sollte der letzte Abschied von den geliebten Großeltern sein.

Wieder war es Herbst, als der Vater mit Hanna und Dora die Rückreise nach Jerusalem antrat. Wie fröhlich waren die Herzen gestimmt! In Jaffa traf man die ersten Zeichen erwartender Mutterliebe. Neue Reitkleider, Filzhüte und blaue Schleier hatte die Teure ihren Töchtern gesandt und für drei schöne Pferde gesorgt. „Und dann kam“, wie Dora es später beschreibt, „der glückliche Zeitpunkt, da wir mit unserm teuren Vater wieder hineinritten in die Tore Jerusalems und im Schatten des großen Davidsturmes das Elternhaus erblickten, von dessen Balkon aus das liebste, süßeste Angesicht, das unsers Mütterleins, uns entgegenwinkte. Nun war das Heimweh gestillt.“

Das junge Mädchen

Wissensdurst

Weit zurück liegt die schöne Jugendzeit. An Hand der Tagebücher, die Dora als junges Mädchen mit großer Genauigkeit führte, könnte manches aus den Frühlingstagen ihres Lebens erzählt werden. Aber es ist feine Kleinmalerei, und wir stellen lieber ein von Meisterhand in einem Zuge entworfenenes, vollkommenes Bild vor die Augen derer, die Liebe und Teilnahme dafür haben. Mutter selbst hat es geschaffen. Auf diese Weise entrollt sich ihr äußeres und besonders auch ihr inneres Leben mit Klarheit und Wahrhaftigkeit vor den Blicken.

So zeige ihr kleines Manuskriptbuch „Umriß meines Lebenslaufes“, das sie auf die Bitte ihrer Kinder am Schluß des Jahres 1909 geschrieben hat, wie das aus der Fremde heimgekehrte frohe Kind sich in Jerusalems Luft, umhegt von Vater- und Mutterliebe, weiterentwickelt hat.

Dora Gobat schreibt:

„Ich war noch nicht völlig 14 Jahre alt, als ich meine letzte Schulstunde erhielt mit Ausnahme des später genossenen Unterrichts in der arabischen Sprache. Wenn ich mich frage, wie ich trotz des so mangelhaften Bildungsgrades zu dem bißchen Wissen gelangt bin, das ich besitze, so schreibe ich es neben der wirklich gediegenen Grundlage, die ich in Jerusalem und Montmirail erhalten hatte, drei Faktoren zu, die ich bezeichnen kann mit: *Lesen, Zuhören, Nachschlagen*.

1. Ich habe gern und viel *gelesen*. Eine große Auswahl von Büchern hatte ich zum Glück nicht, Romane gab's nicht. Aber Bücher über die Weltgeschichte, Aubignés Reformationsgeschichte in fünf Bänden, allerlei Vorlesungen über Literatur, sogar theologische Abhandlungen, zum Beispiel über den historischen Christus, auch Professor Riggerbachs Leben Jesu wurden mit ebensoviel Fleiß gelesen, wie die in Europa auferzogenen Kinder ihre modernen ‚historischen Erzählungen‘ verschlingen.

2. *Zuhören*. Ja, darin hatte ich es gut. In meines Vaters

Hause verkehrten viele berühmte, gelehrte und vielgereiste Leute. Was da besprochen, erzählt und vordemonstriert wurde, war hochinteressant. Wohl niemand ahnte, daß das wohl etwas linkische Mädchen, das stets schweigsam am Tisch oder in einer Ecke des Zimmers saß, mit wahren Hunger den Gesprächen lauschte und das Gehörte im Gedächtnis aufspeicherte. Ich erinnere mich, wie von Tischendorff, direkt vom Sinai kommend, wo er im Katharinenkloster seinen berühmten Codex Sinaiticus gefunden hatte, mit Begeisterung davon erzählte. Ein andermal war es Layard von Ninive oder ein Hauptmann desselben Namens aus Indien, die von ihren Entdeckungen und Reisen berichteten. Ich kann die vielen nicht nennen, hoch und niedrig, arm und reich, die aus ihrem Schatz mich bereicherten durch das ausgesprochene Wort. Doch einen muß ich noch nennen, dem ich wohl das meiste und Beste abgelauscht habe, und das ist mein Vater.

3. Meine dritte Wissensquelle war das Wörterbuch und das Lexikon, in denen ich fleißig *nachschlagen* lernte. War mir beim Lesen oder Zuhören ein fremder Ausdruck vorgekommen, so hatte ich keine Ruhe, bis ich in irgendeinem Buch die genaue Bedeutung, Schreibweise usw. ausgekundschaftet hatte. Gerade die Mühe des Suchens, oft auch des Abschreibens half, die Sache im Gedächtnis festzuhalten.“

Dieses Nachschlagen war zu einer solch fruchtbringenden Gewohnheit geworden, daß es bis ins hohe Alter hinein fortgesetzt wurde. Darum war Mutter auch eine überaus zuverlässige Führerin auf jedem Gebiet. Nie klangen ihre Antworten unsicher, und wie viele Fragen wurden in der langen Reihe von Jahren an sie gestellt! Wenn sie einmal einen gewünschten Aufschluß nicht geben konnte, sagte sie einfach: „Ich weiß es nicht.“

Dora fügte sich mit Freuden und Leichtigkeit in das Leben daheim, das sie vier Jahre entbehrt hatte, ein.

„Außerlich war alles lieblich“, erzählte sie. „Da unser Haus nicht groß genug war für die heranwachsende Familie, hatten meine Eltern das Nachbarhaus dazu gemietet, und wir zwei Schwestern hatten dort ein Schlaf- und ein ganz reizendes Wohnzimmer. Eine alte bethlehemitische Magd schlief in unsrer Nähe und hatte unsre Zimmer zu besorgen. In dem erwähnten Wohnraum war ein großes Erkerfenster, das hinauschaute auf den

Teich Hiskia, und wenn wir mit Begleitung des Klaviers unsre hellen Lieder sangen, tönte es in eigentümlichem Echo über den Teich zurück. Das allgemeine Wohnzimmer oder der Salon soll noch beschrieben werden. Er war groß, mit einer hohen und einer kleinen Kuppel. Ein weicher Smyrna-Teppich bedeckte den ganzen Fußboden. Was für köstliche Erinnerungen birgt dieser Raum! Auf einer Seite ging es drei Stufen hinauf in das Schlafzimmer der Eltern. Noch eine Treppe führte auf die Terrassen, wo man um die Kuppeln herum Platz zum Spazieren hatte.

Als Hauptaufgabe wurde mir der Unterricht meiner sechsjährigen Schwester Blandina gegeben. Das war nun eine wahre Lust, obwohl das kleine Persönchen mir, der ehrwürdigen vierzehnjährigen Lehrerin, nicht immer die nötige Achtung zollte. Aber es ging doch prächtig, und die paar Schuljahre sind uns beiden in freundlicher Erinnerung.“

Dora war sehr begabt für Musik und Gesang, und was sie dafür an Ausbildung empfangen konnte, ward ihrer Seele zum Genuß. Öfters besuchte sie auch die russische Kirche, um dem wundervollen Gesang zu lauschen. Doch bald mußte sie auf diese stille Freude verzichten, weil das Gerücht ging, Bischof Gobats Tochter habe die Absicht, sich der griechisch-katholischen Kirche anzuschließen.

Sündennot und „Es ist vollbracht!“

„Innerlich fing mit den Wintertagen 1856 für mich eine Zeit der Angst, der inneren Unruhe, ja des heißen Kampfes an“, bekennt Dora. „Trotzdem ich von Kindheit an den Heiland geliebt, zu ihm gebetet und sein Wort mit Freuden gelesen hatte, auch nach außen als ein frommes Kind galt, fühlte ich auf einmal die Verderbnis meines ganzen Wesens so sehr, daß ich mich für das schlechteste und allerärmste Menschenkind ansah. Das Wort des Herrn: ‚Ihr seid wie die übertünchten Gräber, die von außen hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Totenbeine und alles Unflats‘ strafte mich so genau, daß es mir vorkam, es sei für mich geschrieben, und das ‚Wehe euch‘, das diesem Wort vorangeht, machte mich erzittern. Es waren schwere Tage und Nächte. Wahrscheinlich hatte ich auch Zeiten, da ich mein Elend

vergaß; denn die Meinigen merkten es nicht so sehr. Auch gestaltete sich das äußere Leben gerade damals überaus schön.

Im Frühling 1857 nämlich kam aus England mein geliebter ältester Bruder Benoni, ein flotter Student von Oxford, um nach langer Zeit seine Ferien wieder einmal zu Hause zuzubringen. Zum ersten und einzigen Male hatten meine Eltern in jenem Sommer die Freude, ihre sieben Kinder zusammen um sich zu haben. Es war eine wundervolle Zeit. Wir verbrachten manche Wochen in Zelten auf dem schönen Lagerplatz bei Lifta. Die befreundete, ebenfalls kinderreiche Familie Sandreczki lagerte in unsrer unmittelbaren Nähe. O welche Spaziergänge und Ritte, welche Spiele und Übungen machte man da! Benoni war die Seele von allem. Wir sangen viele Lieder und kamen auch zusammen zum Lesen, hie und da unter einer Gruppe von Olivenbäumen, die den Namen ‚Sonntagsbäume‘ trugen, andre Male unter dem großen, einsamen Feigenbaum am Talabhang, von wo man hinunterschaute auf das leuchtende Minarett von Nebi Samuel.

Während all der Freudenzeit schlief in meiner Seele der Gefangene, der nach wahrer Freiheit dürstete. Ganz ersticken durfte die fröhliche Umgebung ihn nicht; aber zum Schweigen bringen, das konnte sie.

Da kam der Herbst. Der Bruder verließ uns. Das regelmäßige Leben in der Stadt fing wieder an, und in der stillen Nächte Stunden hörte ich wieder mit Macht die Stimme des Gerichts. ‚Wenn du stirbst, so bist du verloren!‘ — so hieß es in mir, und ich wußte, daß die Stimme die Wahrheit redete. In jener Zeit begann für mich der Konfirmationsunterricht bei meinem lieben Vater. Leider offenbarte ich ihm meinen Herzenszustand nicht; aber ich denke doch, daß die Heilslehre, in der er mich so treu unterwies, mitgeholfen hat zu der seligen Erlösung, die nun folgte.

Es war eine stürmische Nacht im Februar 1858. Der Wind heulte um unser Haus her; ich dachte, es könnte niedergerissen werden von dem Orkan. Und noch gewaltiger stürmte es in meiner Seele. Ängste der Hölle hatten mich getroffen; ich kam in Jammer und Not. Aber ich rief an den Namen des Herrn: O Herr, errette meine Seele! Und siehe da, mitten in der größten Not trat ein längst bekanntes Wort vor meine Seele: *Glaube*

an den Herrn Jesus Christus, so wirst du und dein Haus selig. Mein Ohr hörte keine Stimme, mein Auge sah kein Licht, meine Seele empfand keine besondere Regung; aber mein Glaube erfaßte fest und kühn das klare Wort des Evangeliums. ‚Herr, ich glaube, ja, ich glaube an dich, so bin ich denn gerettet!‘ So jubelte es in mir. Und unmittelbar an dies erste Wort reihte sich ein zweites: *Es ist vollbracht!*

Ich erfuhr damals, was ich später aussprechen lernte:

O Wort des Lebens! Hier kann mein Glaube ruhn;
auf diesen Felsen kann ich mich gründen nun.
Ewig vollkommen ist unsers Gottes Heil;
nimm es, o Sünder, an, so wird dir's ganz zuteil!
Nichts kannst du machen mehr, Gott hat's gemacht:
Es ist vollbracht!

Als am nächsten Morgen meine liebe jüngere Schwester Maria mich sah, merkte sie gleich, daß mir etwas Besonderes widerfahren sei, und fragte mich danach. Ich weiß nicht genau, was ich antwortete, aber der Sinn war: ‚Ich habe etwas glauben gelernt, was schon lange geschehen ist, und in mir ist alles neu geworden.‘

Jetzt weiß ich, daß es der werthe Heilige Geist war, der mich in den vergangenen Monaten der Sünde überführt hatte, mir nun aber die Gerechtigkeit meines Heilandes zueignete und mich mit den Kleidern des Heils bedeckte.

Wenn ich mich fragte, warum wohl der Herr mich so tief und schwer führen mußte, so glaube ich, ihn wohl zu verstehen. Bei meinem von Natur zur Frömmigkeit neigenden Temperament und der christlichen Erziehung, die ich genoß, hatte sich viel ‚Firniss‘ an mich geheftet, und es brauchte solch radikale Kur, um mich von meiner tiefen Verderbnis zu überzeugen.

Dann sehe ich auch in dieser Zucht der Gnade eine Vorbereitung auf spätere Wirksamkeit, da mich mein treuer Herr brauchte, um andern Seelen den Weg zur Rettung zu zeigen.

Es folgten selige Wochen und Monate. Nun fiel im Unterriht der gute Same auf ein wohlzubereitetes, tief durchfurchtes Land. Und als der Tag der Pfingsten gekommen war und ich mit vier andern Jungfrauen in unsrer lieben Christuskirche meinen Taufbund erneuern durfte und meines Vaters Hände seg-

nend auf mir ruhten, da hieß es aus tiefster Seele: Ich bin dein, o Jesu und du bist mein für Zeit und Ewigkeit! — Es war der 23. Mai 1858. Die Hochflut der Freude im Heiligen Geist stieg so sehr, daß sie den Damm der Schüchternheit und der Zurückhaltung meinen lieben Eltern gegenüber durchbrach. Als mein Vater in seinem Bischofsornat aus der Kirche kam, konnte ich nicht anders, als mich in seine Arme werfen und sagen: ‚Mir ist, als sei ich eben jetzt getauft worden und komme aus den Wellen des Jordans, wo ich meinen Heiland habe öffentlich bekennen dürfen als meinen Retter und König.‘

Ich habe darum immer die Konfirmation so gern aufs innigste mit der *Taufe* verbunden. Meines Erachtens sollte die Konfirmation etwas Freiwilliges sein und nicht an eine Altersstufe gebunden werden. Der Jünger, der als Kind getauft wurde, sollte bei seiner Taufbunderneuerung wirklich bekennen *wollen* und bekennen *können*, was er glaubt.

Als der Sommer mit seiner erschlaffenden Hitze und seinem blendenden Glanz sich über Land und Stadt breitete, bekam ich eine leise Angst, mein Inneres möchte wie im vorigen Jahr wieder vertrocknen und das neue Leben einschlafen. Aber es war nicht so. *Es blieb*. Ja, und es ist geblieben durch manche Untreue, manches Wanken, manche Entmutigung hindurch. Es ist geblieben, wahr und immer bestimmter seit mehr als 60 Jahren. Er hat auch zu mir gesagt: ‚Meine Gnade soll nicht von dir weichen und der *Bund* meines Friedens nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmter.‘“

Jerusalem Leben

Hier sei zuerst ein kleines Ereignis aus dem Jerusalemer Gemeindeleben eingefügt, wie Doras älteste Schwester Hanna es aufgezeichnet hat. Es betrifft den Gottesacker. Schon in den dreißiger Jahren hatten Amerikaner ein kleines Stück Land auf dem Zion, nahe bei Davids Grab, als Friedhof gekauft. Auch Bischof Alexander erwarb ein Stückchen Feld, halbwegs zwischen dem Jaffator und dem Manillateich, das, als Bischof Gobat nach Jerusalem kam, etwa zehn Gräber barg.

Eines Tages entdeckte ein Scheich, daß zu einer bestimmten Jahreszeit der Schatten eines der Minarette darauf fiel, und sofort wurde Gobat mitgeteilt, er müsse einen anderen Ort als Begräbnisplatz der Protestanten suchen. Mit Mitteln aus England, Deutschland und der Schweiz kaufte er nun ein großes Stück Land am südlichen Abhang des Berges Zion. Der Platz wurde geebnet, die eine Hälfte für die Missionsschule mit Garten bestimmt und die andre zum unveräußerlichen Gottesacker für die protestantische Gemeinde hergerichtet. In aller Stille brachte man die Särge von Bischof Alexander und andern Gemeindegliedern in den neuen Friedhof. Viele Bäume wurden gepflanzt, und bald war der Gottesacker ein Ort der Schönheit und des Friedens, besonders im Vergleich mit andern orientalischen Begräbnisplätzen. — Da liegen nun die drei ersten Bischöfe, viele Entschlafene aus den deutschen, englischen und arabischen Gemeinden, auch manche, die als Reisende ins Heilige Land kamen und hier ihren Pilgerlauf endeten. Unter einem großen Ölbaum, nahe am westlichen Eingang, schlummern die teuren Eltern dem großen Ostermorgen entgegen.

Und nun lassen wir Dora wieder berichten:

„Im Jahr 1858 wurde meine liebe Mutter nach Beuggen gerufen an das Sterbebett ihrer teuren Mutter. Vater begleitete sie natürlich, und Maria samt den beiden jüngeren Brüdern wurden mitgenommen, erstere um in Montmirail, letztere in Korntal unterrichtet zu werden. So blieben Hanna und ich mit Blandina allein zurück. Unsre guten Freunde, der preußische Konsul Rosen und seine Gattin, versprachen, uns in jeder Schwierigkeit beistehen zu wollen, und jede Woche waren wir für einen ganzen Tag im Konsulat eingeladen.“

Hier können wir uns nicht enthalten, eine Beschreibung dieses alten, merkwürdig gebauten Hauses, wie Hanna sie gibt, einzuschalten. Unten war ein großer Hof mit den Wohn- und Schlafzimmern ringsherum. Auf einer Seite führte eine hohe Treppe, die ganz von einem schönen, alten Weinstock beschattet war, auf eine Terrasse. Da war das Studierzimmer und ihm gegenüber eine große, gedeckte Laube mit einem Springbrunnen, von wo aus man in einen ziemlich großen, sehr gut gepflegten Garten kam. Dieser Garten, sowie ein gepflasterter Hof, in dem immer drei oder vier reizende Gazellen umhersprangen, lag

direkt über einem überwölbten Bazar, in den man durch Luftlöcher hinunterschauen konnte.

Außer mit Rosens hatten die Bischofstöchter auch mit andern englischen und deutschen Freunden viel Verkehr, zogen auch auf einige Wochen in die Zionsschule, der Kühle und guten Luft wegen.

Auf den Oktober war die Hochzeit des abessinischen Missionars Flad mit einer der Familie Gobat sehr lieben Diakonisse in Jerusalem festgesetzt worden. Leider konnten der Bischof und seine Gattin einer lästigen Quarantäne wegen nicht zur bestimmten Zeit zurück sein, und so fiel es den Töchtern zu, im Auftrag ihres Vaters die Hochzeitsfeier auszurichten. Dora sagt, das Fest habe ihnen wohl etwas Mühe, aber unendlich viel mehr Freude bereitet. Sie verfolgte später mit besonderer Teilnahme die Arbeit, die Leiden der Gefangenschaft und die Befreiung der Missionsgeschwister in Abessinien und blieb stets mit ihnen verbunden. Bis zuletzt hatte sie eine mütterliche Liebe für den Sohn Friedrich, der seines Vaters Lebenswerk als Leiter der Mission unter den Falaschas fortsetzte.

Im November 1858 kehrten die Eltern wohlbehalten aus Europa zurück. Dora berichtet weiter:

„Das Jahr 1859 war ein ereignisreiches. Das erste Kind schied aus dem Geschwisterkreis, um ein eigenes Heim zu gründen. Hanna reichte am 23. Juni dem Missionar John Zeller die Hand zum Ehebund und folgte ihm in die neue Heimat nach Nazareth. Das griff tief ein in unser Familienleben.“

Hanna beschreibt einen Ausflug, den sie um Ostern herum, gleichsam als Abschied von ihrer Mädchenzeit, mit Dora und zwei Freundinnen in Begleitung des alten Kawassen Mustafa nach dem Jordan und Toten Meer machte. Sie erzählt: „Da die Gegend ziemlich unsicher war, schlossen wir uns den russischen Pilgern an und schlugen unser Zelt in der Nähe ihres Lagers am Bach Krith bei Jericho auf. Die ganze Nacht hörten wir das Reden oder Beten der Pilger, das Bellen der Hunde und Schakale und das Geklingel der Maultierschellen. Mit Tagesanbruch ritten wir ans Tote Meer und dann an den Jordan, wo wir wieder mit den 70 bis 100 Pilgern zusammentrafen, die sich da untertauchen und taufen ließen. Sie meinen, dadurch ihre Sün-

den abzuwaschen, und das Hemd, das sie während der Zeremonie tragen, heben sie sorgfältig auf, um es später als Sterbekleid zu benützen. — Eine drollige Geschichte passierte einer deutschen Dame einige Jahre später. Um besser alles sehen zu können, ging sie mit in die Fluten des Jordans und wurde, trotz starken Protestes, von dem russischen Priester dreimal untergetaucht.

Die zweite Nacht waren wir im gleichen Lager bei Jericho, und am nächsten Tag ritten wir heim, an Bethanien mit seinen vielen Mandelbäumen vorbei.“

Dora fährt fort: „Um jene Zeit besuchte die liebenswürdige schwedische Schriftstellerin Frederica Bremer das heilige Land. Wir sahen sie öfter. Sie faßte eine Neigung zu mir und namentlich zu meiner Stimme und bat meine Eltern, mich ihr anzuvertrauen, damit sie mich als Sängerin ausbilden lassen könne. Ob schon die Eltern natürlich nicht dafür sein konnten, wünschten sie eine Erklärung von mir. Ich legte sie meinem Vater aufs Nachttischchen. Ich sagte darin, sein Gott sei auch *mein* Gott, ich wolle nur für ihn leben. — Dies kleine Ereignis war mir wichtig, einesteils, weil es meiner Eitelkeit schmeichelte, aber besonders, weil ich da ganz deutlich spürte, daß nur der Dienst des Herrn mich innerlich befriedigen würde. Es war wie eine ahnende Berufung zum Dienst der Seelenrettung.

Im darauffolgenden Jahr (1860) durfte ich meinen teuren Vater auf seiner Visitationsreise nach Ägypten, das auch zu seiner Diözese gehörte, begleiten. Die Reise brachte mir für Geist, Seele und Leib großen Gewinn. Schon ehe wir nach Jerusalem zurückkehrten, hörten wir die ersten dumpfen, beängstigenden Berichte von dem Drusenaufstand im Libanon. Im ganzen Land machte sich die Gärung fühlbar. Wie wir später hörten, war auch für Jerusalem ein Tag der Metzelei bestimmt, der 20. Juli. Mutter war nach Nazareth gereist, um dort das erste Enkelkind zu empfangen. Vater hielt mit Blandina und mir die ernste Morgenandacht an dem gefürchteten Tag. ‚O Herr‘, so betete er, ‚laß uns in deine Hand fallen; denn deine Barmherzigkeit ist groß, und laß uns nicht in der Menschen Hände fallen!‘ — Er wurde erhört. — Das Blutbad wurde in Jerusalem verhindert. Aber mein Vater wurde schwer krank und konnte sich lange nicht erholen.

Die Herbstmonate waren eine reiche Segenszeit. Der Tod eines jungen Arztes, mit dem mich eine kurze, aber warme Freundschaft verbunden hatte, schnitt mir ins Herz. Die Erde wurde dunkler, aber der Himmel lichter. Wir verspürten in Jerusalem die Wellenschläge der großen gottgewirkten Erweckung, die in den Jahren 1859/60 in England und Irland viele Sünder zum Heiland brachte. Wunderbarerweise war es der ehrwürdige lutherische Pastor Valentiner, der am eifrigsten die Erweckungsberichte las und weiter mitteilte.

Herrlich waren die Gottesdienste und namentlich die Gebetsstunden. Diese fanden zuerst zweimal, später einmal wöchentlich im Schulhause statt. Da war mein ehrwürdiger Vater immer dabei, zu seiner Rechten der anglikanische, zur Linken der lutherische Geistliche, die abwechselungsweise leiteten. Das war wirkliche Allianz. In jenen ersten Jahren 1859/60 waren diese Stunden ungemein belebt. Wo der Geist Gottes ist, da ist Freiheit. So erinnere ich mich, wie der englische Arzt Dr. MacGowan einst den Strom der Gebete unterbrach und bat, ein Wort sprechen zu dürfen, das seine Seele bewegte, und ein andermal Freund Frutiger aus Basel vorschlug, man möchte doch das Lied singen: ‚Wenn ich *ihn* nur habe‘, was so ganz seines Herzens Stimmung ausdrückte.

Hier muß ich auch einen Namen einschalten, der für mich bedeutsam geworden ist, Herr Henry Crawford, ein Mann voll Heiligen Geistes, der mir und vielen ein Segen war.

Einen Sonntagnachmittag möchte ich noch schildern. Wir wohnten damals für einige Wochen in der Schule auf Zion. Ich war in die Stadt gegangen, um dem Nachmittagsgottesdienst beizuwohnen, und wanderte gegen Abend wieder nach Hause. Durch das armenische Viertel ging mein Weg, an der großen Klostermauer vorüber. Es war so still und feierlich. Mein Herze ging in Sprüngen und konnt' nicht traurig sein. Die Seligkeit der Gemeinschaft mit meinem Heiland war so groß und fühlbar, daß ich an jenem Sonntagabend mich halb im Himmel fühlte. Da drang von weitem der heisere Ruf eines Aussätzigen an mein Ohr. Ich war mittlerweile in die Nähe des Zionstores gekommen, wo damals die Aussätzigen ihre Hütten hatten, und bald erblickte ich drei dieser Elenden, die am Wege saßen und bettelten. In der freudigen Stimmung, in der ich war, hätte ich ihnen

gern ein Geldstück geschenkt; aber ich hatte meinen Beutel nicht bei mir. Nur meinen steten Begleiter, mein arabisches Testament, hatte ich in der Hand, und plötzlich durchzuckte mich der Gedanke: daraus kannst du ihnen etwas Wertvolles geben. Fast mit den Worten des Apostels sagte ich den drei Aussätzigen: ‚Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, möchte ich euch anpreisen. Darf ich euch etwas vorlesen?‘ — ‚Nein, nein‘, riefen sie, ‚das verstehen wir nicht‘. — ‚Versucht es nur einmal!‘ erwiderte ich und schlug gleich im 8. Kapitel des Matthäus die Geschichte von der Heilung des Aussätzigen auf. Sie horchten aufmerksam. ‚Lies es noch einmal!‘ baten sie. Und dann: ‚Hat er ihn wirklich angerührt?‘, so kam die Frage. Und so gut ich konnte, erzählte ich ihnen vom Heiland.

Mir war so wohl zumute, und noch manchmal von dem Tage an konnte ich ihnen vorlesen und erzählen, am Wegesrand oder in ihren ekelhaften Hütten. Viel habe ich nicht für sie getan; aber für dies wenige bewahrten sie mir eine rührende Liebe und Dankbarkeit.“

Es wurde große Gastfreundschaft geübt im Bischofshause, wodurch man in Beziehung zu vielen lieben und interessanten Leuten kam. Die Sonntage waren still und durch Gottesdienste ausgefüllt. Um 10 Uhr gingen alle in die englische Kirche. Die beiden englischen Geistlichen kamen, den Bischof abzuholen, der im Ornat zwischen ihnen ging. Voran zogen die beiden Kawassen mit den Silberstöcken, und Frau Gobat mit den Kindern folgte. Um 3 Uhr fand der deutsche Gottesdienst statt. Rev. Henry Crawford und Pastor Valentiner wirkten in herzlichem Einverständnis mit dem Bischof zusammen, so daß die Jahre 1859 und 1860 eine Blütezeit der Gemeinde in Jerusalem genannt wurden.

Ein Jahr in England

Unverkürzt verwenden wir die vorliegenden Aufzeichnungen: „Meines Vaters Gesundheit machte eine Reise nach Europa notwendig, und mit frohem Herzen reisten wir im Mai 1861 ab. Zunächst ging es nach Beuggen. Dort war zwar das liebe Großmütterlein schon im Jahre 1858 und der teure, prächtige Großvater im Mai 1860 heimgegangen. Aber der von uns allen so

innig geliebte Onkel Reinhard war an der Spitze der Anstalt, und das alte Heim war uns offen geblieben. Wir hielten uns nicht allzulange auf; denn diesmal war England unser Ziel. Anfang August reisten wir ab und kamen über Paris—Dieppe—New Haven auf Englands Boden an. Ein mehrwöchiger Aufenthalt in London mit vielen, vielen Erlebnissen war meist unbefriedigend für Herz und Gemüt. Die größte Freude war ein Wiedersehen mit meiner geliebten Freundin Florence Barker. Eine liebliche Woche brachte ich mit ihr in ihrem elterlichen Hause in Holloway-London zu. Sie war schmal und müde und mußte viel liegen. Aber meine Augen waren gehalten; ich sah nicht, was gewiß alle wußten, mir aber nicht sagten, daß sie sterbend sei. Es war so schön in ihrem friedlichen Zimmer.

Einmal bat sie mich, ihr die Beschreibung des neuen Jerusalems zu lesen. Andre Male zeigte sie mir einige ihrer Lieblingslieder. Sie war mir bis zuletzt ein Segen, und mit Tränen schied ich von ihr. — Nicht gar lange hernach, am 18. Dezember 1861, wurde die 24jährige Jungfrau als eine früh gereifte Garbe in die ewigen Scheunen heimgeholt.

Mitte September reisten meine teuren Eltern wieder ab. Ich blieb, auf die flehentliche Bitte meines Bruders Benoni hin, in England zurück. Er war nämlich seit einigen Monaten Vikar in dem Städtchen Romsey in Hampshire und wünschte sich sehnlich eine Schwester, um seine Einsamkeit zu verschönern. Meinen lieben Eltern und auch mir selbst war dieser Vorschlag sehr willkommen, und am 21. September 1861 zog ich ein in die schlichte Wohnung, die mein Bruder gemietet hatte. Wir hatten jedes ein Zimmer und dann noch ein gemeinsames Wohnzimmer über dem ehrbaren Spezereiladen des Mr. Pinnick in der Straße, die den Namen trug: The Hundred. Vor meinem Fenster war ein leerer Platz, auf dem eine wunderschöne Trauerweide stand, und als wenige Wochen nach meinem Einzug der Herbstwind die zarten Blätter der Weide hinwegwehte und zuweilen durch das offene Fenster in mein Zimmer hincintrug, da meinte ich vergehen zu müssen vor Sehnsucht nach etwas Ewigem, Unveränderlichem.

Romsey hatte eine prachtvolle Kirche, eine alte normannische Abtei. (Mitunter durfte ich auf der herrlichen Orgel spielen, da ich Unterricht nehmen konnte, der mich in dieser Beziehung

weiterführte. Diese Stunden brachten mir viel Gewinn und Genuß, auch Segen.) Ein Pfarrer und zwei Vikare verwalteten das Amt, und da sowohl die Frau des Pfarrers als die des älteren Vikars kränklich waren, fielen allerlei Aufgaben mir zu. Ich sah älter aus als neunzehnjährig. Mein Bruder meinte einmal scherzhaft: ‚Meine Schwester war eben vier Jahre alt, als sie geboren wurde‘, und es wurde mir eines der verrufensten Quartiere des Städtleins als Besuchsfeld angewiesen. Eine Dame der Gemeinde machte in mütterlicher Teilnahme, mir unbewußt, dem Hauptpfarrer Vorstellungen deswegen, und es wurden mir daraufhin einige anständigere Häuserreihen zur Pflege übergeben. Wie gern machte ich da meine täglichen Rundgänge! Trotz aller Vorsicht meiner mütterlichen Freundin kam ich mit furchtbar viel Sünde und Schlechtigkeit in Berührung.

Ich kann hier nicht auf zuviel Einzelheiten eingehen; ich könnte fast ein Büchlein füllen mit den inneren und äußeren Erlebnissen während der elf Monate meines Aufenthaltes in Romsey*. Meine Haupttätigkeit war in der Sonntagsschule, wo ich jeden Sonntag, vormittags von $\frac{1}{2}$ 10 bis $\frac{1}{2}$ 11 und nachmittags von 3 bis 4 Uhr, eine Klasse mit zwölf- bis fünfzehnjährigen Knaben unterrichtete. Ich durfte herrliche Erfahrungen machen, besonders mit dem bösesten von allen, dem fünfzehn Jahre alten Tom Rogers, den Gottes Gnade erfaßte und zu einem neuen Menschen machte. Bei meinem Abschied von Romsey sagte mir seine Mutter: ‚Jetzt muß ich Ihnen erzählen, was bei Tom den Ausschlag gegeben hat; denn Sie sind noch jung, und es kann Ihnen auch später von Nutzen sein. Als Sie ihn an jenem Abend zum erstenmal bei mir trafen, da merkte ich nachher, daß er eigentümlich bewegt war. Ich hieß ihn, sich die Hände zu waschen und zum Nachtessen zu kommen. Da sagte er: Ich möchte am liebsten die rechte Hand gar nicht waschen. Sieh, es hat mir schon lange, lange niemand mehr die Hand gegeben. Alle haben mich verachtet, nur Miß Gobat nicht. Aber jetzt will ich auch in die Sonntagsschule gehen. Das war der Anfang seiner Umkehr.‘

Fünf Jahre später, als ich als Braut in England weilte und einen Besuch in Romsey machte, sah ich meinen lieben jungen

* In ihrem Buch „Lichte Spuren“ hat Dora Rappard das getan und wunderschöne Einzelheiten erzählt.

Freund wieder. Er wandelte als ein ernster, entschiedener Christ. Der Pfarrer, den ich nach ihm gefragt hatte, sagte mir: ‚Tom ist alles, was man nur wünschen könnte; nur besucht er die Bibelstunden der Dissenters (freien Gemeinschaften) und sagt, es sei ihm dort wohler als in unsern schönen Gottesdiensten in der Abtei.‘ — Allzu traurig machte mich jenes Urteil nicht, hatte ich doch selbst seinerzeit einen Durst nach engerer Gemeinschaft gefühlt und war manchmal an stillen Sonntagabenden in die Nähe der kleinen Methodistenkapelle gegangen, um mich an dem warmen, innigen Gesang zu erlaben. Ja, ich schloß sogar Freundschaft mit einigen lieben Töchtern aus jener Gemeinde, zum großen Erstaunen und Ärger einiger unsrer näheren Bekannten, die jene Mädchen als durchaus nicht ‚ebenbürtig‘ fanden. Aber die Liebe zu Jesus schlug die Brücke über bürgerliche und kirchliche Scheidegräben, und wenn wir uns auch nicht oft trafen, so genügte ein Blick und ein Händedruck, um unsre Einheit im Geist zu bekunden.

Machte ich Besuche in entlegenen Häusern, so nahm ich unsern schönen Bernhardinerhund mit, der mich wie seinen Augapfel bewachte. Einst besuchte ich eines Abends eine kranke Frau und blieb länger, als ich beabsichtigt hatte, so daß es zu dunkeln anfang. Da klopfte es an die Kammertür, und ein Mann bat: ‚Liebes Fräulein, bitte, kommen Sie und rufen Sie Ihren Hund weg! Er liegt über der Schwelle unsrer Haustür und läßt niemand aus noch ein.‘ Als mein Bruder und ich einmal zehn Tage abwesend waren, hörten wir, daß der Bernhardiner Tag für Tag unsre bekanntesten Armen und Kranken aufgesucht hatte — vermutlich in der Hoffnung, uns zu finden. Zu einem armen, sterbenden Soldaten, der mehrere Treppen hoch wohnte, kam der Hund am meisten und machte durch seine Treue große Freude.

In der Nähe von Romsey liegt Broadlands, der herrliche Sitz des damaligen Premierministers, Lord Palmerston. Wir sahen die Herrschaften nicht oft, obschon sich Lady Palmerston für den ‚jungen Riesen‘ interessierte, wie sie meinen Bruder gern nannte. Da der Kirchenstuhl des Vikars für eine kinderreiche Familie berechnet war und ich meist allein darin saß, so führte der alte Kirchendiener oft Herren hinein, die in dem Palmerstonschen Sitz nicht mehr Platz hatten. Bei Gelegenheit erzählte

er mir dann gern, wer die Herren gewesen seien: Lord Shaftesbury, Lord Cowper, Minister und Generäle, auch mitunter Poeten und Künstler.

Mehr noch als die große Abtei beschäftigte uns die Filiale Lea, wo durch meines Bruders Energie eine kleine Kapelle erbaut wurde. Manche Gänge über den knisternden, glänzenden Schnee sind mir noch in Erinnerung, in sternenhellen Dezembernächten um die Weihnachtszeit. Das Dorf war etwa eine Stunde von Romsey entfernt.

Eine liebliche Erinnerung zum Schluß. In der Karwoche 1862 hatte ich alle Gottesdienste mit großer Andacht mitgemacht, wohl, wie ich mir's nachher erklärte, in eigenem Trieb und selbstgewählter Heiligkeit mit Fasten und Beten. Am Abend vor Ostern überfiel mich eine namenlose Traurigkeit. Gottes Antlitz war mir ganz verdunkelt. Der Ostersonntagmorgen fand mich so traurig wie Magdalena am Grabe des Herrn. Ich hatte ihn verloren und konnte ihn nicht finden. So ging es die ganze Woche. Nach alter, schüchterner Gewohnheit sagte ich meinem Bruder nichts davon und meinte, er merke gar nichts. Am Sonntagabend fing es wieder an zu dämmern in meiner Seele, und Sonntag konnte ich von neuem dem Herrn danken, der mich geliebt und erkaufte hat mit seinem Blut. Schweigend gingen wir zusammen nach Lea, wo ein lieblicher Sonntagabend-Gottesdienst stattfand. Als wir hernach bei hereinbrechender Nacht nach Hause wanderten, sprachen wir dies und jenes, ohne auf tiefere Gedanken einzugehen. Als wir aber oben im trauten Stübchen uns zu Tisch setzen wollten, schaute mein Bruder mich zärtlich an und sagte mit fast schelmischem Lächeln: ‚Dora, mir scheint, du hast dies Jahr erst mit Thomas Ostern gefeiert.‘

Wie freute mich da sein zartes Verständnis und — sein vorheriges zartes Schweigen!

Einen kleinen Zug will ich noch erwähnen zur Ermunterung für solche, die alle ihre Gaben ganz dem Heiland weihen wollen. — Es wurde in den Gesellschaftskreisen, in denen wir verkehrten, viel gesungen, sowohl solo als in gemischtem Chor. Seit ich des Herrn bewußtes Eigentum geworden war, hatte ich keinen Gefallen mehr an Liedern, die nur der Weltlust dienten, und machte darum nicht gern mit. Aber zu Hause wurde jeden Abend in der Dämmerstunde ein Lied oder eine Arie gesungen

zu stiller Erbauung und Freude. Gegen Ende meines Aufenthaltes erfuhr ich, daß ich damit ganz ungesucht einem kleinen Kreis von Armen und Geringen unter unsern Nachbarn gedient und manchen von ihnen Trost und Heilsverlangen ins Herz gesungen hatte. Sie hätten jeden Tag, so erzählten sie, auf ihr Abendlied gewartet. Wieviel köstlicher war das als aller Beifall, den das törichte Herz etwa einmal gewünscht hätte! Alles, was wir dem König opfern auf irgendeinem Gebiet, ist nicht Verlust, sondern Gewinn.

Während meines Aufenthaltes in Romsey verlobte sich mein lieber Bruder, und obschon die Hochzeit erst ein Jahr später stattfinden sollte, so erleichterte mir doch der Gedanke an sein Glück den Trennungsschmerz. Im Sommer kam die zarte Braut auf Besuch nach Romsey, zu gleicher Zeit mit meinen lieben Eltern. (Mein Vater hätte eigentlich einen zweijährigen Urlaub nehmen sollen, zog es aber vor, den Winter in Jerusalem bei seiner Arbeit zuzubringen. Dies zur Erklärung des so baldigen Wiederbesuches in Europa.)

Wir verlebten schöne Tage zusammen, und nach dem Besuch machte ich mich zur Rückkehr bereit. Viel Liebe durfte ich erfahren, und mit tief dankbarem Herzen sagte ich dem lieblichen Romsey mit seiner prächtigen alten Abtei und all seinen Bewohnern Lebewohl. Es war Mitte August 1862.

Auf der Rückreise nach Jerusalem hielten wir uns in Beuggen, Rheinfeldern, Basel und Riehen auf. Benoni ließ es sich nicht nehmen, mich selbst auf den Kontinent zu begleiten, und zwar zunächst nach Fellbach, wo ich mit den lieben Eltern zusammentraf und bald darauf den zwanzigsten Geburtstag feierte.“

Erstmals auf St. Chrischona — C. H. Rappard

„Eines lieblichen und in der Folge mir überaus wichtigen Ereignisses muß ich Erwähnung tun. Während wir in Riehen im Hause meiner Paten, Herrn und Frau Bischoff-Respinger, wohnten, fand auf St. Chrischona eine Einsegnungsfeier statt. Meine Freundin, Hanna Bischoff, später Frau Sarasin, schlug mir vor, mit ihr den Berg hinaufzusteigen, um der Feier beizuwohnen. Das machte mir große Freude, und an dem schönen

sonnigen Nachmittag des 28. September 1862 pilgerte ich erstmals den steilen Waldweg hinauf. Eingesegnet wurde unter andern Herr Joh. Hermann, der als Missionskaufmann nach Jerusalem ausgesandt wurde. —

Nach der Feier trat ein hochgewachsener, vornehm aussehender ‚Bruder‘ zu uns und lud uns zu einer Tasse Kaffee in den Speisesaal ein. Hanna flüsterte mir zu: ‚Das ist der junge Herr Rappard vom Löwenstein‘ und teilte mir einiges von der Familie mit. Ich wußte, daß seine Schwester Adèle mit uns die Reise nach Jaffa in Palästina machen sollte, wo sie als freiwillige Diakonisse den Kranken dienen wollte.“

Was Dora Gobat damals im Flüsterton durch ihre Freundin erfuhr, soll aus bekannten Gründen offen und durch Einzelheiten ergänzt hier mitgeteilt werden:

Carl Heinrich Rappard wurde am 26. Dezember 1837 als zweites Kind seiner Eltern Carl August Rappard und Marie, geb. de Rham, in Giez im schweizerischen Kanton Waadt geboren. Der Vater, einem alten Adelsgeschlecht entstammend, war von seiner Heimat Neukirchen im Rheinland, wo er Theologie studiert hatte, zuerst nach Basel, dann in die französische Schweiz gekommen, um der von ihm erkannten göttlichen Wahrheit nachleben zu können. Die Heilige Schrift war ihm so sehr Quelle und Maßstab für seinen Glauben, aber auch für sein eigenes Verhalten geworden, daß er alles, was ihm in der Heimat an Ehre und Stellung zuteil geworden wäre, verließ, um nach Persönlichkeiten zu suchen, mit denen er, eins im Glauben und im Gehorsam gegen Gott, Gemeinschaft haben könnte. In Yverdon und Umgegend wurde sein sehnsüchtiges Verlangen gestillt. Es wehte Erweckungsluft dort, und er durfte in einen kleinen Kreis von Gläubigen, die mit ganzem Ernst dem Herrn nachfolgten, eintreten.

Unter diesen Freunden war auch eine junge Witwe, Adelaide de Rham, geborene Doxat. Sie hatte in ihrem Leid bei Jesus Christus Trost gefunden, schied sich von der Welt und wollte ihre drei Kinder nur für das Reich Gottes erziehen. Mit Freuden nahm sie den ernstesten, jungen Gelehrten aus Deutschland, der ihr warm empfohlen war, als Lehrer und Erzieher ihres Sohnes in ihr Haus auf. Sie hat es nie bereut, und als später August Rappard um die Hand ihrer Tochter Marie warb, gab sie ihre

freudige Zustimmung. Ein einfaches, mit feinem Geschmack ausgestattetes Landhaus wurde die Wohnstätte des glücklichen Paares, und die dazugehörenden Grundstücke boten reichlich Gelegenheit, Landwirtschaft zu treiben. Diesen Beruf hielt Rappard für den Gott wohlgefälligsten. Dort in Giez verlebte Heinrich acht seiner fröhlichen Kindheitsjahre.

Der Familienkreis erweiterte sich, und verschiedene Umstände veranlaßten den Vater, im Jahr 1845 in den Kanton Schaffhausen zu ziehen, wo er ein Gut, *Löwenstein* genannt, käuflich erwarb. Der muntere Knabe erhielt mit seinen Geschwistern die Schulstunden zu Hause, und der Vater überwachte sorgfältig die Erziehung. In den folgenden Jahren gingen Lernen und Feldarbeit Hand in Hand. Die Arbeit war oft streng. Heinrich hat praktisch gelernt, was es ist, das Joch in der Jugend zu tragen; aber er durfte auch erfahren: Es ist solches dem Manne gut.

Die Kinder wurden allem Weltlichen ferngehalten, und in den oft langen Hausandachten gewannen sie durch ihren Vater eine reiche Bibelkenntnis. Doch das Gesetzliche herrschte vor. Da erwachte in Heinrichs Seele die Überzeugung, daß er innerlich nicht recht stehe vor Gott. Lange wußte er kaum, was ihm fehlte. Plötzlich erinnerte er sich des Wortes: „So denn ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wieviel mehr wird der Vater im Himmel den *Heiligen Geist* geben denen, die ihn bitten!“ (Luk. 11, 13). Das drang mit überwältigender Macht in sein Herz. An einem verborgenen Plätzchen des Baumgartens kniete er nieder und tat nach jenem Wort. Das war der Anfang seiner bewußten Gemeinschaft mit Gott.

Zehn Geschwister wuchsen mit Heinrich auf. Da bot der Löwenstein nicht mehr genug Beschäftigung für alle. Die kräftig erwachsenen Söhne sollten selbständige Landwirte werden und dazu ein weiteres Gebiet der Arbeit haben. Der Vater wußte Rat. Er kaufte ein zweites Gut, *Iben*, oberhalb Stein am Rhein, das mit seinen fruchtbaren Äckern, von Waldungen umgeben, als ein blühender Gottesgarten daliegt.

Dorthin führten im Frühjahr 1856 Vater und Mutter ihre vier ältesten Kinder und vertrauten ihnen die Leitung des Ganzen an. Gott gab viel Segen. Das innere Leben Heinrichs wurde befruchtet durch die Begegnung mit Missionar Hebich, der 1859

von Indien zurückkehrte. Seinem Einfluß konnte auch Vater Rappard sich nicht entziehen, und ihm ist es wohl vornehmlich zuzuschreiben, daß die ganze Familie die sonntäglichen Gottesdienste in der Kirche zu Schaffhausen und zu Burg besuchte und sich überhaupt an andere Gotteskinder näher anschloß. Das bereicherte ihr Leben.

Heinrich hatte in früheren Jahren den Wunsch geäußert, Theologie studieren zu dürfen. Sein Vater konnte es nicht erlauben, da er die ungläubigen Strömungen auf den Universitäten fürchtete, und der Sohn fügte sich willig. Er fand auch je länger je mehr Freude an seinem Beruf, besonders in Iben, wo er mit seinem Bruder Carl zusammen arbeitete. Aber im Herbst 1860, als er auf dem wohldurchfurchten Acker goldenen Weizensamen streute, zog es mit wunderbarer Macht durch sein Gemüt: So sollst du den unvergänglichen Samen des Wortes Gottes ausstreuen in die Herzen der Menschen.

Nun erkannte auch der Vater den Ruf Gottes und gab seinen Sohn frei für den Dienst des großen Ernteherrn. Als Ausbildungsstätte wählte er nach eingehender Prüfung die Pilgermissionsanstalt zu St. Chrischona bei Basel, weil sie seinen Grundsätzen und Überzeugungen in mehrfacher Beziehung am besten entsprach. Im Herbst 1861 trat Heinrich als Zögling in die Anstalt ein und bewährte sich durch Wort und Wandel als Knecht Jesu Christi. Die Vorbereitungszeit war eine gesegnete.

So kam es, daß Heinrich Rappard und Dora Gobat ihre *erste* flüchtige Begegnung auf dem Berge hatten, wo sie später berufen waren, als glückliche Ehegatten 41 Jahre lang zusammen dem Herrn zu dienen. Wie wenig ahnte irgend jemand etwas davon!

Bald wurde Dora durch Land und Meer von den lieben Freunden getrennt, die sie auf der Reise getroffen; denn am 12. November erreichte sie mit ihren Eltern die teure Heimat Jerusalem.

Innere und äußere Erlebnisse

Es mag nicht ganz leicht gewesen sein für Dora, nach dem selbständigen Leben und Wirken in der Gemeinde ihres Bruders und nach der überaus reichen Anerkennung, die ihr in

Romsey zuteil geworden war, einfach wieder Haustochter zu werden. Etliche Tagebuchnotizen zeigen uns, daß es an Demütigungen nicht fehlte. Aber die junge Christin sagt einmal, sie habe ihren Heiland gebeten, sie von Herzen demütig zu machen, und dann dürfe sie sich nicht wundern, wenn er sie Wege der Niedrigkeit führe. Tapfer und siegreich kämpft sie gegen unfreundliche Gedanken, als sie erfährt, daß jemand sie verwöhnt und eingebildet genannt habe. Sie flüchtet sich zum Herrn und dankt ihm, daß er ihr Gebet um Demut erhörte. Den Demütigen aber gibt Gott Gnade. So finden wir Dora bald wieder in einer neuen, sie beglückenden Tätigkeit. Es ist nichts Großes für die Sichtbarkeit; aber es ist ein Dienst des Herrn. Sie erzählt darüber:

„Bald nach meiner Rückkehr ins Elternhaus sollte ein Wunsch meines Vaters in Erfüllung gehen, nämlich die Eröffnung einer Schule für arabische Mädchen, die in arabischer Sprache unterrichtet werden sollten. Es waren ja schon gute Pensionate da, vor allem die Schule der Kaiserswerther Schwestern, die später als Talitha Kumi bekannt geworden ist. Aber viele Mädchen durften schlechterdings nicht in ein solches Internat eintreten, und diesen sollte meine kleine Tagsschule dienen, die mehrere Jahre hindurch mein besonderes Arbeitsfeld war. Mein lieber Vater hatte mir dazu in einem gemieteten Hause auf Zion einen freundlichen Saal einrichten lassen. Die Wände waren mit schönen biblischen Bildern geschmückt, die Steinfliesen des Bodens mit sauberem Strohgeflecht belegt, und durch das breite Fenster, das in den heißen Sommermonaten nur zuviel Sonnenglanz hereinstrahlen ließ, schweifte der Blick über die große, dunkle Kuppel der Grabeskirche hinweg auf die Berge, von denen der Psalmist einst sang: ‚Um Jerusalem her sind Berge, und der Herr ist um sein Volk hervon nun an bis in Ewigkeit‘ (Ps. 125, 2).

Eine meine liebsten Schülerinnen war Susu, die mit ihrer verwitweten Mutter ein Glied unsrer arabischen protestantischen Gemeinde war. Ich sehe es noch vor mir, das schöne, stille Mädchen mit dem sonnigen Lächeln, den leuchtenden braunen Augen und dem feichen, welligen Haar, das die hohe Stirn umrahmte. Sie lernte leicht und gründlich, hatte auch eine wunderschöne Stimme, mit deren Hilfe unser Chor trotz der arabischen Kehllaute wirklich lieblich klang. Susu war entschieden die tonan-

gebende Person in der kleinen Schar. Und wenn ich mich frage, woher das kam, • zweifle ich nicht daran, daß es die Frucht ihrer großen Pflichttreue war. Damit übte sie unbewußt einen starken, stillen Einfluß auf ihre Gefährtinnen aus, wie denn überhaupt die Menschen mehr wirken durch ihr innerstes Wesen als durch das, was sie sagen und tun. Susu ist später als Bibelfrau angestellt worden und hat ihre alte Mutter treu gepflegt bis an ihr Ende. Sie hat sich nicht verheiratet, ein Fall, der ganz vereinzelt dasteht im Kreis meiner palästinensischen Bekannten, bei denen die Verheiratung stets das wichtigste und notwendigste Ereignis zu sein pflegt. Wie freut es mich, zu denken, daß sie auf ihrem einsamen Weg den besten Freund zum Führer hatte!

Ein anderes Christenmädchen war Labibeh, ein zartes, blauäugiges Kind mit einer Fülle blonder Haare. Blaue Augen zu haben, galt in Palästina für ein Wunder der Schönheit; aber Labibeh war so sanft und schüchtern, daß man ihr die Vorzüge gern übersah und sie nicht durch allzugroßen Neid unglücklich machte. Sie gehörte der griechisch-orthodoxen Kirche an. Eine sehr liebe Erinnerung knüpft sich an ihren Namen. Eines Mittags hatte mir unser guter Doktor von einer armen jüdischen Wöchnerin erzählt, der es an den nötigsten Kleidungsstücken für ihr Kindlein gebrach. Mein teures Mütterlein gab mir aus ihren Vorräten manche Elle Leinen und Baumwollstoff, und mit diesem Reichtum versehen ging ich zur Nachmittagsschule und sagte den größeren Mädchen, wir wollten heute, statt der gewohnten Aufgaben, eine kleine Aussteuer nähen für das arme Büblein. Ich machte sie darauf aufmerksam, wie schön es sei, solchen Liebesdienst tun zu dürfen, und daß der Heiland es ansehe, als wär's ihm selbst getan. Rasch und fleißig wurde nun Windel um Windel gesäumt und Hemdchen und Jäckchen genäht. Einzig Labibeh kam mit ihrer Arbeit langsam voran. Etwas ungeduldig rief ich ihr zu: ‚Nun, Kindchen, du bist heute recht träge, hast ja erst einen Saum fertig!‘ Dunkle Röte übergoß Gesicht und Hals der zarten Kleinen. ‚Ach, Sitte‘, sagte sie, ‚ich dachte, weil es für den Herrn Jesus sei, möchte ich so gern ganz schöne Stiche machen‘. — Das Kindeswort ist mir in meinem Leben oftmals in den Sinn gekommen und hat mich daran gemahnt, meine Arbeit für den Herrn möglichst gut zu machen.

Unter meinen Kindern waren manche Mohammedanerin-

nen. Die Arbeit an ihren Seelen war schwer; ich hatte oft das Gefühl, als trenne mich eine eiserne Mauer von ihnen; doch könnte auch Ermutigendes und Liebliches erzählt werden.

Das Beten machte den Kindern einen tieferen Eindruck als alles andre. Ein Unwohlsein hielt mich einmal von der Schule fern. Als ich dann wieder erschien, umringte mich fröhlich die kleine Schar, und Susu flüsterte mir zu: ‚Wir waren fast gewiß, daß du heute kommen würdest; denn Esther, Labibeh, Hazifa und ich (zwei Christinnen, eine Jüdin und eine Mohammedanerin!) haben uns verbunden, darum zu bitten, und der Herr Jesus hat doch gesagt: Wo zwei eins werden, warum es ist, daß sie bitten, so soll es ihnen widerfahren.‘

Wie weit waren diese lieben Kinder zurück in der Erkenntnis, und doch verschmähte der gnädige Herr sie nicht!

Wenn im Oktober oder November der Frühregen gefallen war und die kahlen Berge Judäas während einiger Monate in saftigem Grün und prächtigem Blumenflor prangten, dann zogen wir gern zusammen aus zu den Königsgräbern oder nach Siloa, am allerliebsten aber nach Bethanien. Dort lagerten wir uns unter einem schattigen Feigen- oder Granatbaum, ordneten die gepflückten Blumen, labten uns an mitgebrachten Früchten, machten Spiele, sangen immer und immer wieder und schlossen mit einem Wort Gottes und mit Gebet.

Durch diese Schule waren meine Vormittage stets ausgefüllt, und dieser kleine Missionsdienst beglückte mich.“

Mehr denn fünfzig Jahre später erlebte die teure Jerusalemer Lehrerin eine große Freude. Ihre Schwester Blandina war die Vermittlerin derselben. Sie erzählte Dora folgende Begebenheit:

„Eine englische Missionarin besuchte jüngst ein arabisches Dorf, um den weiblichen Einwohnern das Evangelium zu bringen. Sie wurde empfangen mit der Nachricht, die Frau des Scheichs (Häuptlings) sei todkrank; die Missionarin möchte doch gleich zu ihr kommen. Sie ging, und zu ihrem Erstaunen fand sie in der Sterbenden eine Seele, die auf Jesus vertraute und sich freute, zu ihm zu gehen. Auf die Frage, wie sie zu solchem Vertrauen gekommen sei, antwortete sie, sie habe als junges Mädchen in deiner kleinen Schule von Jesus gehört und habe

in all den vielen Jahren *täglich zu ihm gebetet und sich an ihn gehalten.*“

Das war wie ein Gruß der Güte Gottes an seine Magd, die schon in jungen Jahren versucht hatte, ihm zu dienen. Es war eine gute Botschaft, eine Bestätigung der göttlichen Verheißung: „Das Wort, das aus meinem Munde geht, soll nicht leer zurückkommen, sondern tun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende“ (Jes. 55, 11).

Seelenkämpfe

Wer Dora in späteren Jahren kannte und ihr innerlich nahe-treten durfte, wird den Inhalt der folgenden Seiten kaum verstehen. Viele, die sich an ihrem Glauben aufrichteten und an ihrer Freude im Herrn stärkten, ahnten nicht, durch welche Dunkelheiten des Zweifels ihre Seele einst hatte gehen müssen. Aber vielleicht war gerade dieses tiefe Erleben das Geheimnis ihrer Kraft.

Als nach ihrer Bekehrung die Sonne der Gnade hell leuchtete, schienen die Schatten auf immer verschwunden zu sein. Aber das innere Leben sollte sich vertiefen, der Glaube sich bewähren. Deshalb ließ Gott ihr Anfechtungen zuteil werden. Dora spricht sich offen darüber aus, und um der Wahrheit des in diesen Blättern gezeichneten Lebenslaufes willen schlagen wir auch die uns dunkel erscheinenden Seiten ihres Büchleins auf.

Es sei uns aber erlaubt, eine Bemerkung vorauszuschicken. Die Aufzeichnungen aus den Jahren 1862 bis 1867 lassen erkennen, daß Dora in jener Zeit fast beständig von Kopfweh und Schwächezuständen geplagt wurde. Ob das Jerusalemer Klima erschlaffend wirkte oder große Blutarmut vorhanden war, jedenfalls kannte das junge Mädchen die Wohltat eines gesunden Körpers damals nicht. Leib und Seele sind aber so eng miteinander verbunden, daß wir nicht umhin können, in der Angst des Herzens und der Schwachheit des Leibes einen Zusammenhang zu finden. Das ist menschlich gesprochen. Mutter wäre die erste, die entgegen würde, daß Jesu Gnade für alle Verhältnisse ausreicht; und Gott sei Dank, er behielt den Sieg. Das Bewußtsein ihrer Gotteskindschaft blieb ihr auch in den schweren Zeiten erhalten. Und nun lassen wir Dora selbst reden:

„Am 22. Februar 1863 hörte ich eine Predigt über die Apologie des Christentums. Ich war tief und freudig bewegt. An meinem Fensterlein kniend, dankte ich Gott in der Abendstunde, daß ich nicht nur gedankenlos (wie wir gemahnt worden waren) die Wahrheit des Christentums angenommen, sondern daß ich seine Kraft erfahren habe.

In der Nacht erwachte ich mit dem Gedanken, der mich durchschloß wie ein feuriger Pfeil: Wie, wenn das Christentum nicht wahr wäre?

Von dieser Stunde an kam ich in einen heißen Kampf. Es ist nicht gut, viel davon zu reden. Ich habe gerungen mit Gott. Als acht Tage darauf das Abendmahl gehalten werden sollte, fühlte ich mich zu unwürdig, um dazu zu nahen. Bis 3 Uhr morgens lag ich auf meinen Knien und wollte nicht aufstehen, bis volles Licht da wäre. Etwas Licht kam, und zwar gerade von dem Abendmahl selbst. Dieses Mahl des Herrn war doch, so sagte ich mir, ein sichtbares, greifbares Zeichen von der Realität des Todes und der Auferstehung Jesu Christi. *Diese Seite des Abendmahls ist mir stets eine besondere Stärkung gewesen.*

Diese innere Verdunkelung hielt lange an. Meine Eltern, bei denen ich mich diesmal rückhaltlos aussprach, versicherten mir, es sei eine satanische Anfechtung, und ich müsse mich nur um so fester an den Heiland klammern. Ja, *klammern*, das lernte ich. Wie Schiffbrüchige sich an ein Brett klammern, so hing ich an Jesus als dem Retter in der Dunkelheit des Zweifels und der Angst.

Zu einem *freudigen* Genuß der Gnade wie in früheren Jahren kam es aber nicht. Und weil ich ihn nicht mehr so völlig hatte, darum hatte die Welt mehr Reiz für mich, und ich denke mit Betrübniß daran, wie eine Seele, die Jesu so ganz angehört hatte, wieder gefangen werden konnte von Eitelkeit, Gefallsucht und Scherz.

Äußerlich gab es in den Jahren manches Schöne. So zum Beispiel im Jahr 1864 einen entzückenden Aufenthalt mit den lieben Freunden Dr. Rosen und seiner Frau in Zelten unter Abrahams Eiche in Hebron. Wie flüsterte da der Abendwind durch die Zweige! Wie leuchteten die Sterne so klar vom dunkeln Himmelsdom hernieder! So schimmerten sie einst über dem Vater der Gläubigen, und er schaute hoch über sie empor, bis hinein in das Herz Gottes und — glaubte.“

*Erinnerung an eine Reise nach
Beirut, zum Libanon und nach Damaskus*

Dieselben Freunde Rosen luden Dora und Maria ein, mit ihnen eine herrliche Reise zu machen. In einem alten, kleinen Band finden wir Mutters ausführliche Beschreibung dieses Ereignisses. Es wäre schade, die Reise nicht mitzuerleben, da sie ein lieblicher, in fremdländischen Farben gehaltener Teil des Bildes ist, das die Jugendzeit der Bischofstochter darstellt. Darum lassen wir etliche Aufzeichnungen, vom Englischen ins Deutsche übertragen, folgen:

„Russisches Hospiz, Ramleh, 27. April 1865.

Meine erste Erinnerung an diesen Reisetag ist das gütige Gesicht meiner lieben Mutter, als sie sich über mich beugte, um mich zu wecken. Wir mußten früh aufstehen; denn es lag vieles vor uns. Eine Hochzeit sollte stattfinden, bei der wir als Mitfeiernde und Mithelfende nicht fehlen konnten. Mittags durften dann Maria und ich unsre Reise nach Beirut und Damaskus antreten.

Das Fest verlief lieblich, und etwas vor 12 Uhr waren wir reisefertig. Mit Wehmut sagten wir unsern lieben, teuren Eltern Lebewohl und begannen in Begleitung eines alten Dieners unsern Ritt. Zu Anfang waren wir sehr geplagt durch Heuschreckenschwärme, die um uns herumsurrten, so daß unsrer Pferde Augen fast geblendet wurden. Wir sahen auch einen munteren, kleinen wilden Eber, der sich hinter den Olivenbäumen versteckte, sobald wir näherkamen. Wir ritten über die wundervollen, mit Büschen und alten, grauen Felsblöcken bedeckten Hügel weiter über die Ebene Saron. Sie sah wunderschön aus, wie immer im Abendlicht, wenn die Berge jene blaue, träumerische Farbe annehmen und der Turm von Ramleh in der Entfernung geisterhaft leuchtet. Wir hatten gerade die Gärten des Ortes erreicht, als die Sonne unterging und mit ihren letzten Strahlen die Landschaft vergoldete. Aber obwohl wir die Schönheit ringsum freudig genossen, waren wir doch sehr dankbar, nach siebenstündigem Ritt am Ziel zu sein. Alle Ehre unsern guten Pferden und ein wenig Ehre auch den jungen Mädchen, die nicht müde geworden waren!

Das russische Hospiz, in dem wir übernachteten, ist sehr

wohlich. Man tut alles, was zu unserm Wohlbefinden beiträgt; aber morgen müssen wir sehr früh aufstehen, und kein liebes mütterliches Gesicht wird auf uns herabblicken.

An Bord des ‚Maximilian‘, 28. April.

Kurz nach 5 Uhr schon waren wir unterwegs nach Jaffa. Der Morgen war wunderschön, und wir genossen unsern Ritt in vollen Zügen. Um 8 Uhr erreichten wir Jaffa und wurden von Herrn und Frau Konsul Rosen sehr herzlich empfangen. Den ganzen Morgen hatten wir Besuch. Der Dampfer kam um 10 Uhr an; aber wir gingen erst um 4 Uhr an Bord. Der Pascha brachte uns in einem Boot mit 14 Ruderern an den Dampfer. Es war ganz großartig. Wir lagen vor Jaffa bis um 9 Uhr; dann fuhren wir ab auf einer See, so spiegelglatt, wie wir es nur wünschen konnten. Wir reisen als Dr. Rosens Pflögetöchter und haben den jungen Graf Rosen als Bruder.

Wir fünf verbrachten einen allerliebsten Abend, sangen einige Lieder und genossen die anregende Unterhaltung. Der junge Graf ist ebenso liebenswürdig und sympathisch als klug; aber er kennt den Herrn nicht und sagt selbst: ‚Ich bin Protestant; aber wissen Sie, ich bin Künstler.‘ Wenn jedoch seine Religion aus Kunst, Gefühl und Emotion besteht, was hat er davon?

Beirut, 29. April.

Um 3 Uhr ankerten wir vor Haifa, und ich ging auf Deck. Nie werde ich diesen wundervollen Morgen vergessen, als die Nacht allmählich der Dämmerung wich. Zuerst waren die Umrisse des Karmel und der weißen Häuser von Haifa nur undeutlich zu erkennen, bis sie zuletzt in ihrer vollen Pracht, beleuchtet durch die Strahlen der aufgehenden Sonne, vor mir standen. Nach und nach kam die ganze Gesellschaft auf Deck, und wir waren recht fröhlich.

Die Küste, in deren Nähe wir fuhren, ist sehr malerisch. Wir kamen nahe bei Acca vorbei und sahen den Wasserturm ganz deutlich. Weiter erblickten wir die Ruinen von Tyrus. Dann fuhren wir an Zarepta vorbei und sahen zum erstenmal den Libanon mit dem wundervollen, schneebedeckten Sunin. Der nächste Ort war Saïda, und bald darauf konnten wir die ersten Häuser von Beirut erkennen. Nach einer Viertelstunde landeten

wir und fanden unsern Weg nach dem Hotel Bellevue. Es verdient seinen Namen wirklich; denn die Aussicht, die wir genießen, ist unvergleichlich. Ich werde nie den Moment auf dem Balkon vergessen. Wir konnten uns nicht satt sehen an den Bergen, dem Meer, den Felsen und den wundervollen Sternen, bis die Bewunderung beinahe zur Traurigkeit wurde.

30. April.

Wie kann eine gute Nacht Wunder tun und herrlich erquicken! Um 8 Uhr waren wir alle frisch und glücklich um den Frühstückstisch versammelt. Um 9 Uhr gingen wir in die deutsche Kirche im Diakonissen- und Waisenhaus und besichtigten hernach das ganze Gebäude. Es ist sehr schön, luftig und praktisch; ich war fast neidisch im Gedanken an unsre Diakonissen in Jerusalem. An meine eigene Schule durfte ich gar nicht denken.

Deir-el-Kamr, 2. Mai.

Dr. Rosen wünschte, den christlichen Gouverneur Daud Pasha zu besuchen, und so durften wir ihn hierher begleiten. Ich hatte die letzte Nacht wenig geschlafen und fühlte mich elend; aber bald nach 9 Uhr saßen wir auf unsern guten Pferden, und als wir uns Gott anbefohlen hatten und wirklich unterwegs waren, kam all meine Munterkeit zurück. Wir hatten einen sieben- oder achtstündigen bequemen Ritt erwartet; aber obgleich die wunderbare Gegend, durch die wir ritten, uns für alle Mühe entschädigte, fanden wir doch die Wege sehr schlecht, und in dem Stück sind wir gewiß nicht verwöhnt. Zuerst verfolgten wir die Straße, die nach Damaskus führt; dann bogen wir rechts ab und ritten durch den Fichtenwald, eines der Ausflugsziele von Beirut. Zeitweise sanken die Füße unsrer Pferde bis zu den Knöcheln in den Sand.

Eine Stunde Ritt brachte uns zu einem Dorfe El Hades, dem ersten im Gebirge Libanon. Der Weg wurde bald sehr steinig und holprig, so daß wir nur langsam vorwärtskamen. Aber auf jeder Seite ist die Gegend so wundervoll, daß alles andre vergessen ist. Auf der Spitze eines Hügels sahen wir eine kleine maronitische Kirche, und der Klang ihres Glöckleins weckte das Echo von verschiedenen Seiten der Berge. Von Zeit zu Zeit lud uns eine Herberge am Wege zur Ruhe ein, und wir ritten durch mehrere Dörfer, über deren Sauberheit und Behaglichkeit wir

erstaunten. Oft war der Weg einsam und dunkel, und wir kamen an Orten vorbei, so wunderbar, daß keine Worte sie beschreiben können. Im Abgrund zu unsern Füßen rauschte ein Bach durch die Schlucht, und hoch über uns ragten riesige, graue Felsblöcke gen Himmel. Wir ritten durch Myrtenhaine und vollblühende Oleanderbüsche, und wenn sich die Straße wendete, hatten wir einen Ausblick auf das Meer und den roten Sand, der seinen Strand begrenzt.

Nach vielem Auf- und Absteigen standen wir endlich auf der Spitze des Hügels, an dessen Fuß der Damoor fließt. Dr. Rosen und ich stiegen etwa eineinhalb Stunden hinunter und genossen die reiche Schönheit der Farben. Es ist unmöglich, die wunderbare Mischung von blau, weiß, gelb, purpur und grau in Worte zu fassen. Der Damoor ist ein tiefer Bergbach. Eine hübsche kleine Steinbrücke führte uns hinüber; aber sie ist zu weiß und zu neu, um romantisch zu sein. Der Aufstieg an der andern Seite war für uns alle und für unsre Pferde mühsam, und wir wurden sehr müde, als Stunde um Stunde verging und wir noch immer unser Ziel nicht erreicht hatten. Aber endlich waren wir da.

Beit-el-Din, 3. Mai.

Nach einer guten Nacht und einem späten Frühstück brachen wir auf, um Beit-el-Din zu besuchen. Ein steiniger Pfad führte uns zuerst den Hügel hinunter, auf dem Deir-el-Kamr gebaut ist, und dann wieder einen steilen Weg hinauf. Kurz nach 12 Uhr erreichten wir das Schloß, das vor etwa sechzig Jahren erstellt worden ist. Der Palast ist ziemlich baufällig, könnte aber wunderschön restauriert werden. Durch ein aus Marmor und Mosaik bestehendes Tor kommt man in einen mit Zypressen bepflanzten Hof, in dessen Mitte ein Brunnen plätschert. Die Aussicht von den Fenstern dieses Adlerhorstes ist unbeschreiblich schön. Dies ist nun die Residenz von Daud Pascha, dem christlichen Gouverneur des Libanon, der im Jahr 1861 nach der Christenverfolgung in Syrien von den Großmächten angestellt wurde.

Daud ist ein sehr interessanter Mann. Er stammt von einer guten armenischen Familie ab und erhielt in Konstantinopel eine gründliche Erziehung. Während dreizehn Jahren war er Gesandtschafts-Attaché in Berlin und hat noch immer eine große

Liebe zu der alten Stadt. Er ist etwa fünfzig Jahre alt und eine auffallende und vornehme Erscheinung. Seine Unterhaltung ist des Zuhörens wert, und von Zeit zu Zeit bringt er kleine Sätze, die nicht verlorengehen dürfen. Als er von Berlin sprach, sagte er: ‚Das Gedächtnis bindet einen Strauß von Erinnerungen und gibt ihn mir, daß ich daran riechen kann.‘ Ein anderes Wort: ‚Eine übergroße Bescheidenheit ist eine raffinierte Eitelkeit.‘

Daud Pascha und seine Nichte Philomela Azarian bewillkommten uns mit großer Herzlichkeit. Er lud uns sofort zum Essen ein und ließ unser Gepäck von Deir-el-Kamr holen, damit wir bei ihm übernachteten sollten. Es fing an, stark zu regnen, und wir waren froh, den Nachmittag in seinem traulichen Studierzimmer verbringen zu können. Die Zeit verging schnell. Daud Pascha erzählte uns vieles aus seinem Leben und zeigte uns manche interessanten Dinge. Wir aßen um 7 Uhr zu Nacht in Gesellschaft von neun oder zehn Herren, Touristen, die er nach echt orientalischer Gastfreundschaft aufs Schloß geladen hatte, um sie vor Nässe zu schützen. Da der Regen aufgehört hatte, konnten wir noch im Mondschein einen kleinen Gang ums Schloß machen. Auf der schönen, kleinen Terrasse, die eine herrliche Aussicht bietet über Hügel und Täler, hatte ich ein gutes Gespräch mit Fräulein Philomela. Sie sagte mir, sie lese und liebe die Bibel, finde es aber schwer, viel über religiöse Dinge nachzudenken.

Beirut, 4. Mai.

Es regnete stark letzte Nacht; aber Maria und ich schliefen zu gut, um uns darum zu kümmern. Wir standen früh auf, und am Tor des Schlosses nahmen wir Abschied von dem Pascha und seiner Nichte, um durch Nebel und Regen nach Deir-el-Kamr und dann nach Beirut zurückzureiten. In einigen Tagen geht es nach Damaskus, und zwar nicht mit der Postkutsche, sondern in einem Privatwagen. Das ist ein Vorzug.

Hotel Demitri, Damaskus, 8. Mai.

Am Ziel! Unser Weg führte uns stracks dem Libanon zu. Es war der gleiche wundervolle Libanon, den wir so bewunderten auf unserm Ritt nach Deir-el-Kamr; aber es war etwas ganz andres, in einem bequemen Wagen auf einer schönen Straße zu fahren, als auf müden Pferden steinige Bergpfade auf und ab

zu klettern. Als wir die Gipfel erreichten, wurde die Luft scharf, und wir zitterten vor Kälte, als wir uns dem Schnee näherten. Aber endlich war die höchste Spitze erreicht, und wir schauten hinab in eine Landschaft von wunderbarer Schönheit. Vor uns, soweit das Auge reichte, lag die Buka'a, blühend wie ein Gottesgarten. Es ging schnell abwärts, und um 12 Uhr erreichten wir die Station Storah, wo wir rasten und essen konnten. Das war gut; denn wir hatten in Beirut keine Zeit gehabt zu frühstücken, und die Bergluft hatte uns hungrig gemacht. Ein französischer Pächter hat das kleine Haus in Storah inne und bereitete vorzügliche Mahlzeiten für die Reisenden. So saßen wir denn bald mit drei englischen Touristen an einem langen, schmalen Tisch und ließen es uns schmecken wie seit Jahren nicht. Nachher genossen wir die herrliche Aussicht. Hinter uns der langgestreckte Libanon mit dem schneebedeckten Sunin ganz nah, in der Ferne der zweihörnige Mukmal, rechts und links die unermeßliche Buka'a, lächelnd und grün, vor uns die Gruppe des Anti-Libanon und das Schönste von allem, der herrliche Hermon, dessen schneebedecktes Haupt in einen Schleier von Dunst und Nebel gehüllt war. Und Storah selbst — ein paar Hütten im Grünen versteckt, umgeben von einem munteren, kleinen Bach. Ich möchte wohl in Storah wohnen; denn dort muß man Einsamkeit und Ruhe finden.

Wir fuhren noch einige Meilen durch die Ebene und bestiegen dann den Anti-Libanon. Die Straße ist lange nicht so schön wie im Libanon; denn der Anti-Libanon ist kahl und trocken. Gegen Sonnenuntergang wurde es interessanter, als wir dem Ufer des Barada entlang fuhren und Schritt zu halten suchten mit seinen eilig dahinfließenden Wassern. Jetzt wurde auch die Landschaft sehr schön. Alleen von Pappelbäumen überschatten den Fluß, und hoch über uns ragen trotzige, graue Felsen, tiefe Schluchten bildend, durch die ein stürmischer Bach sprudelt. Man sieht, daß man sich Menschen nähert. Kultur und Industrie zeigen sich in den Kanälen, die vom Fluß aus gezogen werden, um die Gärten von Damaskus zu bewässern. Bald sahen wir herrliche Obstbäume, und die Hecken sind überfüllt mit wilden Rosen. Wir hätten gewünscht, stundenlang so weiterzufahren; aber plötzlich tauchte ein hohes Minarett vor unsern Augen auf, dann ein zweites und drittes, dann Kuppeln, Türme

und Palmbäume und andere Minarets, und Damaskus war erreicht. Wir fanden Unterkunft in einem guten Hotel und waren dankbar, uns bald zurückziehen zu dürfen.

Damaskus, 9. Mai.

Ein ausgefüllter Tag liegt hinter uns. Gleich nach dem Frühstück machten wir uns auf den Weg mit unserm Führer Abu-Ibrahim. Die Arkaden und Kaffeehäuser, Badehäuser und Kostüme wären etwas für den Pinsel eines Malers, aber nicht für die Feder eines Reisenden. Und wer kann die Bazars von Damaskus beschreiben, so echt orientalisches, so echt poetisches, so neu für uns? Alle Reisebeschreibungen sprechen davon; so brauche ich es nicht zu tun. Es ist unmöglich, eine Idee zu geben von dem Gedränge und Geschrei, von der Aufdringlichkeit der Händler mit ihren Seidenstoffen, von dem Handeln, dem Herumstehen, dem Fragen und Antworten, welches tagaus, tagein, jahraus, jahrein in den Bazars von Damaskus vor sich geht. Wir sahen viel, kauften viel, feilschten ein wenig und freuten uns über unsere Mittagsrast im Hotel.

Nachmittags besuchten wir die große Moschee. Sie war früher eine christliche Kirche, wie man es noch sehen kann an der Bauart, den Pfeilern und besonders der etwas verwischten Inschrift: ‚Für Christus‘. Natürlich haben die Mohammedaner das Ganze entstellt dadurch, daß sie die Säulen und das Dach mit gelber, roter und grüner Farbe angestrichen haben; aber das Gebäude bietet dennoch einen geheiligten Anblick.

Wir bestiegen das Jesus-Minarett, das höchste von Damaskus, und obwohl der Aufstieg ermüdend war, waren wir doch reichlich entschädigt durch die wundervolle Aussicht. Zum erstenmal sahen wir die ganze Stadt Damaskus vor uns liegen. Sie sieht aus wie ein grün eingerahmtes Oval, während ringsherum die sandige, wüste Ebene sich dehnt. Jedes Haus ist umgeben von Orangen- und Granatbäumen und umklettert von Reben. Das gibt dem Bild einen poetischen und ruhevollen Anstrich. In der Ferne sahen wir den Hermon und den Anti-Libanon, und ganz nahe bei der Stadt ragt der Salahijeh empor, ein felsiger, düsterer Hügel. Der Wind war kalt und wehte mächtig; aber wir konnten uns kaum losreißen von dem unvergeßlichen Panorama.

Nachher besuchten wir das Haus von Abd'allah Bey, eines der schönsten Häuser von Damaskus. Die Eigenart der Häuser ist der innere Hof, meist mit Marmor gepflastert, in dessen Mitte ein Brunnen seine kühlenden Wasser in ein Marmorbecken fließen läßt. Ringsherum sind Orangen- und Zitronenbäume gepflanzt, und überall ist ein Überfluß von Blumen, meist Rosen. Alle Zimmer öffnen sich auf diesen Hof, an dessen Ende der Ka'a liegt, möbliert mit Diwans und Marmortischen. Meist ist der Ka'a der kühlste und wohnlichste Ort des Hauses. Der Harem in Abd'allah Beys Haus ist bei weitem der schönste Teil des Gebäudes. Das Badezimmer, mit bunten Marmorplatten belegt, ist verschwenderisch ausgestattet. Aber so schön es auch ist, ein Harem ist doch ein Gefängnis, und die Frauen, die wir besuchten, sahen alle unglücklich und abgestumpft aus.

Später kamen wir durch das Judenviertel, und im Christenviertel sahen wir noch Spuren von der Christenverfolgung Anno 1860.

Mittwoch, 10. Mai.

Heute hatten wir einen andern Führer, weniger gewandt als der alte Abu-Ibrahim, aber viel angenehmer. Als wir gestern durch einen lärmenden, überfüllten Bazar gingen, hörten wir einen lauten Ruf: ‚Miß Dora!‘ Wir erkannten unsern ehemaligen Schüler Michael, der sich sehr freute, uns zu sehen. So nahmen wir ihn als Führer für heute. Er führte uns zunächst in die Mädchenschule; dann besuchten wir Dr. Mushâka, der uns manches von der Christenverfolgung erzählte. Er trägt eine tiefe Narbe auf der Stirn, die ihm eines Moslems Schwert geschlagen hat. Seine kleine Tochter, damals sieben Jahre alt, bat die wütenden Männer, sie zu töten, aber ihren Vater zu verschonen. Sie wurde zu Boden geschlagen und trägt auch noch die Spuren der Schläge an sich.

Nachmittags mieteten wir Esel und mußten auf den unbequemen arabischen Sätteln reiten. Wir besuchten verschiedene Häuser und sahen eine alte Tormauer, die diejenige sein soll, über welche Paulus in einem Korb hinuntergelassen wurde. Ob die Überlieferung wahr ist, kann man natürlich nicht wissen. Mir schien, als sähe die Stätte geheiligt aus; aber es mag auch nur das Alter sein.

Wir saßen noch lange in dem Ka'a unsers schönen Hotels.

bedauerten, daß es unser letzter Abend in Damaskus sei, waren aber sehr dankbar, daß es uns vergönnt gewesen war, die Schönheiten dieser echt orientalischen Stadt zu genießen.

Hotel Bellevue, Beirut, 11. Mai.

Hier sind wir wieder, und ein herrlicher Tag liegt hinter uns. Bald nachdem der Postwagen abgefahren war, reisten wir ab. Wir schauten auf Damaskus zurück, bis es unsern Blicken entchwand und wir vielleicht für immer seine grauen Felsen, seinen lieblichen Barada und seine herrlichen Bäume hinter uns ließen. Das Wetter war ganz anders als am Montag, keine Wolke am Himmel, warmer Sonnenschein, und die Hügel erglühten in den herrlichsten Farben. Storah war überaus lieblich, und der Hermon, der schon so schön war in seinem Nebelschleier, schien mir noch schöner mit seinem schneebedeckten Haupt, das sich klar abhob von dem dunkelblauen Himmel. Und wieder fuhren wir bergauf und bergab, den Höhen des Libanon entgegen, und wurden ganz traurig, als wir uns Beirut näherten. Nach Sonnenuntergang trafen wir in unserm Hotel ein und fanden gute Nachrichten von daheim, liebe Briefe von Mama. Und so sind wir wieder hier, entzückt von all dem Schönen, das wir gesehen haben.“

Soweit Dora.

Nachdem Herr und Frau Dr. Rosen Beirut verlassen hatten, um sich nach Europa einzuschiffen, blieben Dora und Maria noch einige Tage bei Freunden.

Eines Abends waren sie bei dem englischen Generalkonsul, Mr. Eldridge, eingeladen. Ein englisches Kriegsschiff lag im Hafen, und zu dessen Ehre wurde ein musikalischer Abend mit nachfolgendem Ball veranstaltet. Dora schreibt darüber: „Um zehn Uhr fingen sie an zu tanzen. Es war das erstemal, daß ich tanzen sah, und ich war ganz erstaunt, daß es mich so gleichgültig ließ. Einige der Tänze belustigten mich, und besonders die Quadrille sah aus wie ein Kinderspiel. Mr. und Mrs. Eldridge amüsierten sich sehr darüber, daß wir noch nie einem Ball beigewohnt hatten, und meinten, ich sollte tanzen lernen. Als ich ihn aber fragte, ob mich das besser oder klüger machen würde, konnte er nicht ja sagen.“

Am 17. Mai schifften die beiden Schwestern sich an Bord der „Adria“ ein, um nach Haifa und über Nazareth nach Hause zurückzukehren.

Die Freude war groß, als sie am nächsten Tag halbwegs zwischen Haifa und Nazareth ihren dort zum Besuch weilenden Vater, ihren Schwager John Zeller und einen kleinen Neffen trafen. Etwas später kam ihnen auch die liebe Schwester Hanna entgegen, und voll Dankbarkeit ritt die kleine Gesellschaft in Nazareth ein. Dort verbrachten Dora und Maria noch eine fröhliche Woche in dem Haus ihrer Schwester und lernten mit Interesse die Missionsarbeit kennen.

Am 29. Mai unternahmen sie den langen, etwa zwölfstündigen Heimritt. Manche Freunde kamen ihnen entgegen, alle Schulkinder auf ihren Eseln, und zuletzt erschien auch die teure Mutter. Jerusalem sah prächtig aus, das Haus war feiertäglich geschmückt, und es war wunderschön, wieder daheim zu sein.

Diesmal war Dora die Reisende gewesen. Gewöhnlich war es ihre Freude und Pflicht, Reisende aus aller Herren Ländern bei ihren Eltern zu empfangen. Sie hat edle und liebe Namen solcher, die ihr Jugendleben in Jerusalem bereichert haben, in ihren „Lichten Spuren“ genannt, weshalb dies Gebiet ihres Dienstes hier übergangen sei. Neben der Freude war es wirklich ein Dienst, und viele Stunden wurden den Fremden geopfert. Bei ihren Eltern hat sie gelernt, wie wahre Gastfreundschaft geübt wird. Später, im eigenen Heim, war ihr Herz auch immer offen für Gäste, und wie fühlten sie sich wohl!

Ernste Tage

Der schönen Reisezeit folgten im Spätsommer 1865 dunkle Wochen. Eine schreckliche Cholera-Epidemie durchzog das Land. Dora berichtet darüber:

„Das war wirklich eine Zeit des Entsetzens. Wer fliehen konnte, floh; aber unter den Zurückbleibenden war es überaus düster. An einem Tag stieg die Zahl der Sterbefälle auf 109. Unheimlich war es, wenn in der Nacht, oft in ganz kurzen Zwischenräumen, das schauerliche Totengeheul der Klageweiber sich erhob. Dies Wehklagen wurde später verboten. Aus unsrer Ge-

meinde starb nur ein Mann, ein Proselyt, der dem Trunk ergeben war.

Als die Epidemie nachgelassen hatte, zogen wir in das Schulhaus auf Zion, wo uns, wie schon öfter, einige schöne, luftige Zimmer reserviert waren. Ein zartes, liebes abessinisches Frauchen kam einmal, meine Mutter zu besuchen. Mitleid und Liebe veranlaßten diese, ein Stübchen auf dem Dach herrichten zu lassen für das einsame, traurige Menschenkind. Aber siehe da, bald nachdem das Zimmer bezogen worden war, stellten sich bei der Abessinierin Symptome der Cholera ein. Mein herziges Mütterlein ging hinauf und bat uns, still bei Papa zu bleiben. Wir taten es, sangen: ‚Wirf Sorgen und Schmerz‘, beteten — und droben hauchte die Kranke in Mutters Armen ihr müdes Leben aus.

In jenem Herbst war es, daß Heinrich Rappard, nachdem er ein Jahr zuvor auf St. Chrischona eingeseget worden war und dann reiche Monate der Vorbereitung in England und Schottland zugebracht hatte, Heimat und Vaterland verließ, um seinem Herrn in Alexandrien zu dienen. Ehe er seine Arbeit begann, sollte er nach altem Brauch sich dem Lokalkomitee in Jerusalem vorstellen. Die Epidemie galt für erloschen; aber eine unheimliche Atmosphäre lastete um die Stadt und ihre Umgebung. Rappard logierte im Syrischen Waisenhaus. Die erste Kunde, die man in der Stadt über ihn vernahm, war die: der Knecht im Waisenhaus sei erkrankt, und niemand habe das Melken der Kuh recht verstanden, und da habe Bruder Rappard sich angeboten, es zu tun. Bald darauf stellte er sich bei meinem Vater vor, und man hatte Mühe, sich die hohe, feine Gestalt bei der Arbeit im Stalle zu denken. So war er uns ein wenig ein Rätsel. — Aber bald sollten wir ihn in einer andern Eigenschaft kennenlernen. Ein Schüler des Syrischen Waisenhauses erkrankte an choleraartigen Symptomen und starb. Rappard wurde ersucht, die Leichenfeier zu leiten. Die Feier fand in der Eingangshalle der Zionsschule statt, und viele Glieder der Gemeinde stellten sich dazu ein. Unvergeßlich ist mir das Bild des jungen Knechtes Jesu Christi, wie er im langen Talar zu Häupten des Sarges stand und mit tiefem Ernst und zündender Beredsamkeit seine mächtige Botschaft ausrichtete. Die Her-

zen waren bewegt im Gedächtnis der jüngstvergangenen Zeit der Heimsuchung. Hunderte von neuen Gräbern wölbten sich in den vielen Beerdigungsplätzen um die Heilige Stadt. Ein warmer Frühregen war gefallen und hatte der Erde einen schaurigen Modergeruch entlockt. Und mitten in diese Bilder des Todes erschallte das Wort des jungen Priesters: *„Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht!“* — Und das Wort war eine Botschaft des Lebens für manches Herz.

Das Jahr 1866 brachte mir zuerst etwas Schweres, nämlich ein Kehlkopfleiden, das mich meiner Stimme beraubte und mich nötigte, meine geliebte kleine Schule abzugeben, da die arabischen Laute den Hals allzusehr anstregten. Meine Schwester Maria konnte sie übernehmen, und ich durfte weiter dafür beten. Aus dem Traurigen aber erwuchs Freude, einmal ein gar lieblicher Aufenthalt bei Freunden in Jaffa. Damals ist mein Lied von ‚Seegräschens Bergungsort‘ entstanden.

Etwas später durfte ich einer verlockenden Einladung meiner Freunde, Dr. und Mrs. Yule, nach Ramleh bei Alexandrien folgen. Sie wohnten in einer freundlichen Villa unweit des Meeres und empfingen sehr viel Besuch. Zu ihren Freunden gehörte auch der junge Herr Rappard, und ich sah ihn einige Male, aber immer nur kurz.

Eines netten Ganges am Meeresstrand erinnere ich mich, wo er mich hineinblicken ließ in die Kämpfe und Schwierigkeiten seiner Arbeit. Ein andermal trug ihm Dr. Yule auf, mich in das Krankenhaus der Kaiserswerther Schwestern zu geleiten. Er mietete dazu einen Wagen, und während ich mich mit den Schwestern unterhielt, machte er Krankenbesuche. Wir verweilten ziemlich lange, und zu meinem Schrecken merkte ich, daß der Wagen gewartet hatte. In meiner Jerusalemener Unerfahrenheit fürchtete ich, das koste eine ungeheure Summe, und als mich Herr Rappard an der Haustür meiner Freunde verließ, gab ich ihm mein Portemonnaie mit der Bitte, den Kutscher zu zahlen. Das sei seine Sache, sagte er. Das war mir zu peinlich; denn ich wußte, daß er sich großer Sparsamkeit befließ. Darum bat ich nochmals, es sei ja meine Angelegenheit. Mit der allen später so bekannt gewordenen Handbewegung sagte er freundlich: *„Durchaus nicht!“*, worauf ich erwiderte: *„Nun denn, so kann ich Ihnen nur bestens danken.“* Die beiden Stichworte: *„Durchaus*

nicht!“ und „Nun denn!“ sind unvergeßlich und charakteristisch geblieben.“

Das Leben in Jerusalem mit seinen Freuden und Leiden, mannigfacher Arbeit, dem Empfangen und Erwidern von Besuchen ging stetig weiter. Eine Bereicherung des geselligen Verkehrs war im Jahre 1866 die Verheiratung von Adèle Rappard mit dem Missionskaufmann Johannes Hermann, wodurch Dora ein neues Freundeshaus gewann.

Aber ihr inneres Sehnen nach Höherem, Ewigem blieb bestehen, und in der Neujahrsnacht 1866/67 bat sie den Herrn: „Ich bin wie eine Pflanze, die sich nicht gedeihlich entwickelt. Versetze mich, bitte, in ein andres besseres Erdreich!“

O wie gnädig hat Gott diese Bitte erhört!

Die Braut

Ostern

„Glückliches, unvergeßliches Jahr 1867!“ schreibt die junge Frau Rappard beim Rückblick auf den verflossenen Zeitabschnitt in ihr Tagebuch. „Eigentlich ist es unnötig, etwas über das Glück, das es mir brachte, zu sagen; denn es ist tief in mein Herz gegraben. Aber wenn ich ein hohes Alter erreiche, wird es süß sein, die Beschreibung wieder zu lesen.“

Mutter hat das alte englische BÜchlein nach vielen, vielen Jahren wieder hervorgeholt und in den Lebenserinnerungen, die sie in knapper Form für ihre Kinder schrieb, die Geschichte ihrer Verlobung ausführlich erzählt. So duftig ist alles, so lebendig und wahr, daß wir in dem lieblichen Kapitel über die Brautzeit fast ausschließlich ihre Stimme hören dürfen.

„Wir sollten im Frühjahr 1867 nach England und dem Kontinent reisen“, erzählt Dora, „und Anfang April trafen wir unsre Vorbereitungen dafür. Ostern war spät, und wir nahmen uns vor, am Palmsonntag fertig zu sein, um die heilige Woche in aller Stille und Sammlung zu feiern. Am Mittwoch in der Karwoche hatte ich eine Besorgung bei ‚Spittlers‘ zu machen. Da trat Herr Hermann freudig auf mich zu und sagte: ‚Eben haben wir einen Brief von meinem Schwager Heinrich erhalten, der seinen baldigen Besuch meldet; heute abend schiffet er sich in Alexandrien ein.‘

Die Mitteilung berührte mich eigenartig; vielleicht war es die Art, wie sie gemacht wurde. Als der Abend kam, dachte ich wieder daran. Ich kannte Herrn Rappard genug, um zu wissen, wie er so völlig dem Ideal eines Mädchenherzens zu entsprechen imstande sei. Ich kannte auch mein eigenes, schwaches Herz. Darum kniete ich vor dem Herrn nieder an meinem stillen Fenster und bat in Einfalt: ‚Lieber Heiland, behüte du selbst mein Herz, daß keine Liebe darin erwacht, als wo du selbst sie haben willst!‘

Zur selben Stunde, wie wir es später entdeckten, kniete in

Alexandrien ein Mann vor seinem Gott und sprach: ‚Herr, du weißt es, ich habe einen Bund gemacht mit meinen Augen, daß ich nicht schauen wolle auf eine Jungfrau. Nun ist die Zeit gekommen, wo ich, auch nach der Mahnung meiner Vorgesetzten, eine Gehilfin haben muß. Darum löse ich vor deinem Antlitz den Bund, den ich vor dir gemacht habe. Laß mich schauen die Jungfrau, die du mir bestimmt hast!‘ — Eine freudige Ahnung durchdrang sein Herz.

Samstag vor Palmsonntag kam er in Jerusalem an, und nach herzlicher Begrüßung bei seinen lieben Geschwistern Hermann eilte er, dem Bischof seine Aufwartung zu machen. Er fand ihn auf der Zinne seines Hauses, wo er allabendlich um die Zeit des Sonnenuntergangs auf und ab zu gehen pflegte, sinnend und betend. An jenem Abend waren Mutter und wir Töchter auch droben und freuten uns der Kühle und Ruhe nach der ermüdenden Arbeit des Packens. So gab es eine freudige und herzliche Begrüßung, und in Heinrichs Herzen klang schon der Anfang des göttlichen Amen. Herrlich war die Aussicht, die sich von jener hohen Warte dem Auge darbot. Vor dem Beschauer ausgebreitet lag die Stadt mit ihren Kuppeln und Minarets, mit ihren engen Straßen und massiven Steinhäusern. Darüber ragte der Ölberg und weiter nach Norden der Scopus. In der Ferne glänzten die Gebirge Moabs, zu dieser Stunde stets in dunkelvioletten Dunst gehüllt und mit Gold übergossen. — Wie könnt’ ich dein vergessen, o Jerusalem, du Königin in deinem Staubgewande!

In den auf diese erste Begegnung folgenden Tagen sahen wir uns mehrere Male, auch am Gründonnerstag, da wir mit einigen nahverbundenen Freunden einen Abendspaziergang machten nach Gethsemane. Der helle Mondschein zitterte durch die Laubkronen der alten Olivenbäume und lag um die vielen, vielen Gräber, die das Tal Josaphat bedeckten. Es war eine wundervolle Nacht, und wir erinnerten uns, daß es auch in jener letzten der Nächte, da Jesus am Ölberg gebetet, mondhell gewesen sein mußte, da ja das Osterfest sich immer nach dem Vollmond richtet.

Den Samstag hatten meine Schwester und ich für einen Abschiedsbesuch in Bethlehem reserviert und freuten uns, als Adèle Hermann sich mit ihrem Bruder uns anschloß. Es war ein

herrlicher Ritt über die grünende Ebene und ein traulicher Besuch im Missionshaus in Bethlehem. Herr Rappard und ich sprachen viel zusammen, oder besser, er sprach zu mir; denn ich schwieg meistens und dachte ab und zu: Jetzt, lieber Heiland, gib acht auf mein Herz! — Plötzlich (wie ich lang nachher vernahm, auf einen Wink meiner Schwester) widmete sich der liebe Reitersmann nur noch Adèle und Maria und schien mich von da an gar nicht mehr zu beachten, auch am Abend nicht, als die lieben Menschen alle bei uns zu Nacht speisten. Ich meinte, alles zu verstehen. Herr Rappard hatte empfunden, daß er mir nicht mehr ganz gleichgültig sei, und wollte sich zurückziehen, um mir nicht falsche Gedanken zu geben. Hätte ich in sein liebes, warmes Herz blicken können, so hätte ich das Gegenteil geschaut.

Aber es war gut so. Diese Erfahrung verschaffte mir eine der gesegnetsten Stunden meines Lebens.

Am Ostersonntag erwachte ich früh, als es noch Nacht war. Ich wollte mich nochmals dem Schlaf hingeben, als es in mir hieß: Am Ostermorgen schläft man nicht mehr ein, wenn man früh erwacht ist. So stand ich denn auf, stieg auf die oben erwähnte Terrasse und setzte mich in eine Nische, die ich oft schon aufgesucht hatte. Sobald es hell genug war, las ich die Auferstehungsgeschichte in den vier Evangelien und 1. Korinther 15. Es waren geweihte Stunden. Die Erinnerung an den Vorabend verblaßte in diesem Osterglanz. Ich vergaß alles über dem einen Gedanken: Wenn Jesus lebt, *so ist er mir genug*.

Es war ein wunderbarer Abschluß meiner Mädchenzeit.

Sonntagnachmittag hörte ich eine Predigt von Herrn Rappard, und abends kam er, um Abschied zu nehmen. Er sollte nämlich am Montag früh nach dem Jordan verreisen und erst Mittwoch wiederkommen. Wir aber wollten am dazwischenliegenden Dienstag unsre Reise nach England antreten. Der Abschied war freundlich, aber sehr kühl. Mein Herz tat mir doch ein bißchen weh. Um es zu verbergen, sang ich mit Maria einige Lieder, und durch Zufall kamen wir auch auf eins, das mir im innersten Grunde wohlthat:

„So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen!“

Ostersonntagvormittag, den 21. April, während wir Schwestern in der Kirche waren, kam Herr Hermann im Auftrag seines Schwagers zu meinem Vater. Er sagte ihm, daß Heinrich

Rappard mich von Herzen liebe und glaube, ich sei für ihn die von Gott erbetene Lebensgefährtin. Ob er Hoffnung haben dürfe, daß seine Werbung angenommen würde? Er hätte am liebsten selbst gefragt; aber er habe den Schritt nicht tun wollen, ohne seiner geliebten, verwitweten Mutter die Sache zuvor zu unterbreiten und ihre Zustimmung zu erhalten und ohne dem Komitee in Basel, das ihn zwar direkt aufgefordert habe, sich zu verheiraten, davon Mitteilung zu machen. Andererseits könne er mich nicht nach England ziehen lassen, ohne ein Wort gesprochen und zum mindesten einen Hoffnungsstrahl erhalten zu haben. Mein Vater sagte, von seiner Seite sei kein Hindernis. Seine drei Bedingungen für die Verheiratung seiner Töchter seien, daß der Bewerber ein wahres Gotteskind sei, daß er eine Stellung habe, die ihm erlaube, eine Familie angemessen zu erhalten, und daß gegenseitige Liebesneigung vorhanden sei. Über letzteren Punkt müßte er mit mir reden, und um 3 Uhr möge Herr Hermann sich die Antwort holen.

Unterdessen hatte Adèle Hermann, die ich nach dem Gottesdienst schnell getroffen, mir ohne viele Worte alles verraten, und mein Herz war voll Glück und Sonnenschein. Ich sah meinen Vater nicht bis zum Mittagessen. Nach der Mahlzeit hob er seine Rede bedächtig und nicht ohne zurückhaltende Rührung an und teilte mir Herrn Hermanns Besuch und seinen Auftrag mit. ‚Was soll ich ihm sagen, wenn er wiederkommt?‘ fragte er. Mein Herz klopfte so mächtig, daß ich nicht gleich Worte fand. Da lächelte Mama unter Tränen und sagte: ‚Frage nur mich, Papa; ich weiß schon, wie es steht!‘

Als ich dann später meinem Vater gesagt hatte, wie sehr mich Heinrich Rappards Liebe beglücke und wie ich nur fürchte, ihrer nicht würdig zu sein, sagte er mir mit tiefer Empfindung: ‚Es ist ein großes Geschenk, die erste, starke Liebe eines reinen, frommen Mannes zu haben.‘

Ich war sehr glücklich. Natürlich war es ja eigentümlich, sich gerade jetzt von dem Geliebten zu entfernen mit der Aussicht, ihn mindestens ein halbes Jahr nicht zu sehen; aber das tat der tiefen Freude keinen Abbruch.

Dienstag, den 23. April, reisten wir ab nach Jaffa. Es war ein prächtiger Frühsommertag. Gegen Abend ritten wir über die Ebene Saron. Als sich die Sonne neigte, ward die schmale, sil-

berne Mondsichel sichtbar. Unser arabischer Dragoman ritt auf mich zu mit dem Ausruf: ‚Schau dort, o Sitti (meine Dame), den Sohn zweier Nächte (der Mond, zwei Nächte alt)!‘

Ich selber sang und spielte gerade in meinem Herzen ein Lied auf die Melodie: ‚Jerusalem, du hochgebaute Stadt!‘ Aus *einem* Guß sprudelte es hervor und drückte aus, was mein Innerstes in Glück und Dankbarkeit empfand:

Eine Freudenstunde

O nimm ihn an, den armen, schwachen Dank,
den dir mein Herze bringt!

O höre, Herr, den frohen Lobgesang,
der in der Brust mir klingt!

Noch kann ich's kaum verstehen,
was deine Liebe tut;

eins kann ich herrlich sehen:

Du bist unendlich gut!

Ja, du bist gut — ich stehe da beschämt
vor deinem Angesicht.

Ich habe oft geklagt und mich gegrämt.

Ach, Herr, ich wußt' es nicht,

daß auch auf dunkeln Wegen

uns nur die Gnade leucht't,

und daß es lauter Segen,

was mich so schwer gedeucht.

*

Du führst mich nun auf sanftem, lichtem Pfad;
wie innig wohl ist mir!

O schenk mir doch durch deine große Gnad',
zu bleiben stets bei dir!

Denn nicht an diese Erden
soll fesseln mich mein Glück;

es soll ein Steg mir werden

zu dir, mein Heil, zurück.

So nimm ihn an, Herr Jesus, nimm ihn an,
den frohen Lobgesang;

mein Leben sei von dem, was du getan,

ein steter Widerklang!

Mag kommen Not und Schmerzen,
ich steh' in deiner Hut;
es strahlt in meinem Herzen:
Du bist unendlich gut!*

Im Herzen fühlte sich Dora seit Ostermontag 1867 als glückselige Braut. Öffentlich wurde die Verlobung aber erst im Juni. Als Heinrich Rappard bei seiner Rückkunft vom Jordan die gute Antwort vorfand, schrieb er wohl gleich die wichtigen Briefe in die Schweiz. Bis aber die Segensworte von Mutter und Komitee eintrafen, bis seine regelrechte Werbung in die Hände des Bischofs und seiner Tochter, die im Norden von Waies weilten, gelangte, und bis er das bestätigende Jawort vernehmen durfte, vergingen manche Wochen. Der damalige Postverkehr war mangelhaft, und telegraphische Verbindung mit dem Orient gab es nicht. Aber das Warten wurde Dora nicht schwer, da sie völliges Vertrauen in den Mann, der sie zur Gefährtin erwählt hatte, haben konnte. Die sechs Wochen, die sie zum größten Teil in der idyllischen Landpfarrei ihres Bruders Benoni, in Isycoed, verbrachte, ehe sie am 7. Juni den ersten so beglückenden Brief aus Alexandrien erhielt, waren eine Zeit innerer Ruhe und Wonne. Immer wieder tönte es in ihrem Herzen:

„Herr, du bist unendlich gut!“

Ist es ein Wunder, möchten wir wiederum fragen, wenn einer solch reinen, von Gott geleiteten Verlobung eine Ehe voll tiefen Glückes und Segens folgte? Zweiundvierzig Jahre lang hielt die treue, innige Liebe an. Nein, sie währt länger; denn solche Liebe überdauert Tod und Grab; solche Liebe hört nimmer auf.

Brautbriefe

Mit zarter Liebe hat nach ihres Gatten Heimgang im Jahr 1909 die Witwe mit seinem Lebensbild etliche Auszüge aus den Briefen ihres Verlobten veröffentlicht. Das gibt uns Freiheit, auch aus ihren Brautbriefen einiges mitzuteilen.

Der erste Brief liegt nur im Konzept vor. Das hat seine besondere Bewandnis. Der glückliche Bräutigam in Alexandrien trug nämlich die schriftliche Antwort der Braut auf seinen Werbrief als kostbares Gut mit sich herum. Zu seinem Schrecken

entdeckte er eines Tages, daß durch ein Loch in seiner Tasche die Lederhülle mit dem wertvollen Schriftstück hinausgeglitten und verlorengegangen war. Der Gedanke, bald eine Frau zu haben, die neben allem andern Guten auch seine Kleider flicken und in Ordnung halten würde, brachte ihm keinen Trost. Nur eines gewährte ihm endlich Erleichterung, wie er später erzählte: „Wenn jemand den Brief findet und ihn lesen kann, wird er dadurch einen Segen empfangen.“

Ja, es ist ein köstlicher Brief voll Demut und Liebe:

„O, wie danke ich dem Herrn, der meine Schwachheit kennt, daß er mir Deine Liebe geschenkt hat, die rein und warm ist, die mich nicht an die Erde fesselt, sondern aufwärts zieht zu ihm, die mich froh und dankbar und selig macht! Und so darf ich Dir denn getrost die Hand reichen, darf Dir ins Auge sehen und Dir geloben: Ja, ich will die Deine sein von ganzem Herzen, will Dich lieben, Dir folgen und Dir dienen, so gut ich kann. Ich will gern an Deiner Seite als Pilgerin zur Heimat reisen; denn Deine Heimat ist ja auch meine Heimat, Dein Gott mein Gott, ein Gott, den ich tausendfach betrübt habe, aber doch mein Gott, ohne welchen ich keine Freude und keinen Frieden kenne. Ich glaube es in meiner tiefsten Seele, daß er zu meinem Ja sein: Amen sagt, und ich danke ihm dafür.“

Dann gibt sie ihrem Verlobten einen vollen Einblick in ihr inneres Leben, verhehlt ihm keine Schwäche, bezeugt aber auch ihren Glauben an Jesu Kraft. Sie hat Bedenken, weil sie nicht praktisch veranlagt sei.

„Recht fleißig will ich mich bestreben, noch manches zu lernen, was mir fehlt und was zu einer Haushaltung erforderlich ist. — Während ich Dir schreibe“, fährt sie fort, „und mich an meine Pflichten im Elternhaus erinnere, fühle ich ganz aufs neue, wie groß und stark die Liebe eines Kindes zu seinen Eltern ist. Du darfst es glauben, daß eine Liebe, die mich von ihnen führen kann, tief und warm sein muß.“

Die Schottische Missionsgesellschaft dachte daran, den jungen Diener Gottes, Heinrich Rappard, in ihren Dienst zu rufen. Die Aussicht war verlockend; denn sein Leben wäre nach außen hin reicher und bequemer geworden. Er schrieb seiner Braut darüber, und die Antwort lautete:

„Was Deinen Übertritt zur Schottischen Missionsgesellschaft anbelangt, so will ich mich gar nicht in die Frage mischen. Nur das möchte ich sagen: Glaube nicht, daß ich mit der äußerlich niedrigeren Stellung in der Pilgermission nicht zufrieden wäre, und denke bei irgendeinem Wechsel in Deinem äußeren Lebensgang nie an mich und meine Bequemlichkeit! Ich vereine mein Gebet mit dem Deinen, daß der Herr Dir in jedem Fall einen deutlichen Wink geben möge. Denke nicht an mich dabei; denn ich liebe nicht Deine Stellung, noch Dein Amt, sondern gerade — Dich.“

Im Gedenken an die Hitze in Alexandrien schreibt die Braut ein Liebeslied, dem wir folgende Strophen entnehmen:

Weht, weht, ihr Lüfte,
hin nach Ägyptens Strand,
grüßt den Geliebten
dort mir im fernen Land!
Kühlt ihm die Stirne, küßt die Wange,
bringt meine Botschaft ihm, o säumt nicht lange!

Eilt, eilt nach Süden,
dort ist es heiß und schwül;
mit stillem Säuseln
umhaucht ihn frisch und kühl!
Sagt ihm, so werd' auch treu umwehen
stets meine Lieb' ihn sanft und ungesehen.

Weht ihm noch lieber
selige Ahnung zu
von Jesu Frieden
und seiner süßen Ruh'!
O gegen jene Lieb' ist meine
doch nur wie Kerzenlicht beim Sonnenscheine.

Ihr Himmelslüfte,
weht ihm von jenen Höh'n,
wenn wir uns finden still zu Jesu Füßen!
O welch ein wonnig, rein Begrüßen!
Glaubend und fest empor
hebt er das Auge;
betend das Perlethor
sucht auch das meine.

Dort ist der wahren Freud' allein'ge Quelle,
dort strahlt die Liebe rein und helle,
ewig und wunderschön,
von jenen Bergen.

„Wenn ich einmal bei Dir bin, Geliebter, dann werde ich Dich vieles fragen, was mir oft Not macht. Überhaupt hoffe ich, bei Dir zu lernen. Du mußt nie mehr so reden, als ob Du bei mir etwas zu lernen hättest; das könnte nicht sein. Wenn ich einige Gaben empfangen habe, so wird es mir eine Wonne sein, Dir damit dienen zu können, und zusammen wollen wir streben, daß alles, alles, was wir sind und haben, dem Dienst des Herrn möge geweiht sein.“

„Ich habe in letzter Zeit das Wort ‚Betet ohne Unterlaß!‘ besser verstehen gelernt. Ich bin in Gedanken niemals von Dir getrennt; dabei kann ich aber noch all meinen sonstigen Geschäften nachgehen, denke auch nicht immer ‚mit Worten‘ an Dich, nur bin ich mir bewußt, daß, wenn ein andrer Gedanke aufhört oder mich nichts Besonderes in Anspruch nimmt, ich ganz von selbst wieder *bei Dir* bin. So sollte es mit dem Heiland sein. Bei aller Liebe zu Dir fühle ich es tief, daß er mir doch der Unentbehrlichste ist von allen.“

„Das Amt, eine Frau zu sein, kommt mir so heilig vor, daß ich mich unwürdiger fühle als je. Aber ich glaube, daß der Herr meine Bitte erhören und nicht zugeben wird, daß ich Dir ein Hindernis sei auf Deinem Pfad. Es ist etwas so Schönes, daß ich Dich lieben darf; ich habe gar nicht geahnt, wie schön es ist und wie reich es einen macht. Und doch bin ich so froh, daß ich gerade, ehe dies wundervolle Glück kam, mich ganz und gar mit meiner Zukunft und meiner Liebe dem Herrn anbefehlen konnte und es fühlte, daß ich, wenn ich ihn nur habe, nichts andres brauche.“

Die zahlreichen Brautbriefe enthalten Köstliches, und manchmal muß sich das bräutliche Herz in zarten Liebesliedern Luft machen. Aber es würde zu weit führen, alles hier wiederzugeben. Vor nahezu sechzig Jahren war die Sprache der Liebe die gleiche wie heute. Man nahm sich vielleicht mehr Zeit zum Schreiben, und die vielen überseeischen Briefblättchen erlaubten dem fernem Bräutigam, an allem teilzunehmen, was seine Braut auf ihren Reisen erlebte. Sie erzählt ihm von wertvollen Begegnun-

gen, auch von ihrem Besuch in Romsey, wo sie manche ihr treu verbundene Freunde wieder grüßen durfte und genußreiche Tage verlebte. Alte Erinnerungen werden wach, wie sie ihres Bruders Haushalt führte, und sie freut sich, bald ihrem Heinrich ein Heim bereiten zu dürfen. Manches Schöne und Interessante durfte Dora an verschiedenen Stätten erleben. Aber die weltlichen Vergnügungen hatten keinen Reiz für sie. Als zum Beispiel in Portsmouth ein großes Seefest mit Parade zu Ehren hoher, fremder Gäste, des Sultans und des Paschas von Ägypten, stattfand, schrieb sie:

„Von ganz England strömen Leute herbei, um wenigstens aus der Ferne etwas zu sehen. Mir ist es nicht verführerisch. Überhaupt kann ich das Wesen, das man mit diesen Fürsten macht, nicht recht leiden. Für den Pascha habe ich noch eher ein freundliches Gefühl, weil“ — und nun bricht ein echt bräutliches Denken durch — „weil er doch in Alexandrien wohnt.“

Die glückliche Braut genoß überall viel Liebe. Aber je länger, desto mehr zog es sie nach dem Festland, weil sie die stille Hoffnung hegte, ihren Verlobten zu treffen. Und wirklich bereitete sich eine Überraschung vor.

Von London über Dover, Ostende und Brüssel reiste die Familie Gobat am 29. Juli nach Köln. Dort trafen sie Prinzessin Marianne der Niederlande, die um eine Unterredung mit ihrem geistlichen Berater, Bischof Gobat, gebeten hatte. Auch ihr Sohn Albrecht, der nachmalige Prinzregent von Braunschweig, war anwesend. Als Gäste der Fürstin, die ein beschwertes Herz hatte, fehlte es den Jerusalemer Kindern nicht an Glanz und Freude. Dora vertraute ihrem Verlobten an:

„Es ging alles ungemein großartig zu, und das ganze Leben gestern machte mir ein unnennbares Heimweh nach Dir. Als die arme Prinzessin im Blick auf ihre eigene traurige Vergangenheit mich umarmte mit den Worten: ‚Der Herr mache dich recht glücklich, mein Bräutchen; aber die Ehe ist immer eine Lotterie‘, fühlte ich mit der innigsten Dankbarkeit, daß es bei mir nicht so sei.“

Prächtig war am nächsten Tag die Rheinfahrt von Bingen bis Mainz. Ganz begeistert schreibt Dora an ihren Heinrich darüber und fügt bei:

„Abends 9¼ Uhr landeten wir in Mainz und fuhren am

nächsten Morgen nach Mannheim, wo ich dem Rhein Lebewohl sagte in der Hoffnung, ihn nach kurzer Zeit in der Nähe Deiner Heimat und vielleicht mit Dir wieder zu sehen.“

Dann ging es über Stuttgart nach Fellbach zum geliebten Onkel Werner, dessen Gattin eine geborene Zeller von Beugen war. Über die Ankunft im Pfarrhaus heißt es: „Ein Friedenshauch wehte uns entgegen und machte unsre Herzen froh.“ Nach dem letzten Aufenthalt in London und der langen Reise war es ungemein wohltuend, in dem lieblich gelegenen württembergischen Dorf zu ruhen und da und dort die Verwandten zu grüßen.

In diese Zeit fiel auch eine Begegnung mit Missionar Hebich in Stuttgart. Er war vor etlichen Jahren aus Indien zurückgekehrt, hatte während eines Aufenthaltes in Schaffhausen die Familie Rappard kennengelernt und einen gesegneten Einfluß auf sie, auch auf Heinrich, ausgeübt. Nun wünschte er, Dora Gobat zu sehen; denn die Verbindung des Chrischonabruders und Missionars mit einer Bischofstochter schien ihm ein Unding zu sein. Klopfenden Herzens betrat die liebliche Braut das Haus des originellen Mannes. Er erschreckte sie zuerst durch seine Art und seine rauhen Worte, und sie kam sich ihres Verlobten so unwert vor, daß sie immer schüchterner wurde. Da gaben zwei an sich geringfügige Umstände der ganzen Sache eine Wendung. Hebich hatte eben einen englischen Brief erhalten, den er nicht entziffern konnte. Dora wurde veranlaßt, ihn anzusehen, und ohne Mühe las sie ihn in fließendem Deutsch vor. „Halt“, dachte der alte Junggeselle, „es mag doch nicht so übel sein, eine gebildete Frau zu bekommen“, und er blickte etwas freundlicher. Dann wurden Äpfel herübergereicht, und mit geschickten Fingern schälte die Braut, die wie in einem Examen stand, die Früchte und reichte sie dem Missionar. Er betrachtete die feingelösten Schalen und murmelte etwas wie: „Nicht übel, doch nicht so unpraktisch“, was aus seinem Munde schon ein großes Lob bedeutete. Jedenfalls betete er zum Schluß mit der Braut seines jungen Freundes Rappard und sagte nachher: „Du kriegst e liebe Ma; jetzt musch au recht lieb sei.“

Leider lebte Hebich nicht lange genug, um sich an der überaus glücklichen Ehe zu freuen. Vornehmheit, Bildung und feine Erziehung sind wahrlich kein Hindernis zu einer gesegneten Verbindung von Mann und Weib, die in der Reichsgottesarbeit

stehen, wenn, wie es hier der Fall war, alle Gaben und Kräfte dem Herrn geweiht werden.

Am Abend des Stuttgarter Tages schrieb Dora ihrem Verlobten:

„Wenn ich an Dich denke, so verschwinden alle Nebel, die das Gespräch mit Hebid in meiner Seele geweckt hatte. Ich verstehe so gut, was mit Herzensdemut, Einfalt und Niedrigkeit gemeint ist; nur wenn man äußere Dinge zum Maßstab nimmt, weiß ich nicht genau, wo die Linie zu ziehen ist. Traue mir, daß ich eine einfache Einrichtung viel lieber habe als Luxus! Übrigens sage ich dem Heiland meine Angst, meinen Unverstand, meinen Wunsch, ihm wohlzugefallen, und das gibt Mut und Kraft.“

In Fellbach noch erreichte sie die frohe Kunde, daß ihre Schwiegermutter, Frau Rappard-de Rham, beim Komitee der Pilgermission um einen Urlaub für ihren Sohn Heinrich gebeten, auch das Reisegeld nach Alexandrien gesandt und die Bewilligung freudig erhalten habe. O die Wonne, dem Geliebten bald begegnen zu dürfen!

Vorerst galt es, sich von den Ihrigen zu trennen. In Begleitung ihres von Holland kommenden Schwagers Wilhelm Arnold reiste Dora Ende August in die Schweiz, und zwar direkt nach Iben, um ihre neue Familie kennenzulernen. Gern hätte sie sich auf den starken Arm ihres Bräutigams gestützt, als sie seine Heimat betrat. Etwas bange war ihr zumute; aber seine edle Mutter und die Brüder und Schwestern kamen ihr so liebevoll entgegen, daß bald jede Scheu schwand und sie sich in dem feinen Kreis wohlfühlte. Leider lernte sie ihren Schwiegervater nicht mehr kennen. Am 7. Oktober 1866 hatte der Herr sein Sehnen nach Vollkommenheit gestillt und ihn heimgerufen.

Und dann kam ein wundervoller Septembertag, an dem sie mit Mutter und Bruder Carl nach Schaffhausen fahren durfte und dort am Bahnhof ihren Heinrich traf. Zum erstenmal sahen sie sich Auge in Auge seit jener äußerlich so kühlen, innerlich so bewegten Verabschiedung in Jerusalem am 21. April. Jetzt war sie ganz daheim in Iben.

Mit dem, der ihr Lebensgefährte werden sollte, machte sie bald verschiedene kleine Reisen: in das Geschwisterhaus nach Heiden, zu den Verwandten de Rham ins Waadtland, nach Bern

und Interlaken. Dort, auf der Heimwehfluh, müssen sie gar herrliche Stunden verlebt haben; denn viele Jahre später, wenn Heinrich und Dora Rappards Weg wieder in jene Gegend führte und sie angesichts der hehren Bergwelt den kleinen, waldigen Hügel besuchten, leuchteten ihre Augen in besonderem Glanz.

Auf Wunsch der lieben Mutter Rappard sollte die Hochzeit ihres Sohnes nicht in Jerusalem, sondern in der Heimat stattfinden. Viele Vorbereitungen mußten getroffen werden. Mit den standesamtlichen Behörden scheint es einige Schwierigkeiten gegeben zu haben; wenigstens schreibt Dora von Basel aus, wo sie im „Fälkli“ und bei andern Freunden herzliche Gastfreundschaft genießen durfte, an ihren Bräutigam mit feinem Humor:

„Deine Depesche habe ich erhalten. Nun kann kein Zweifel mehr sein. Ich freue mich außerordentlich, Einzelheiten zu erfahren und zu wissen, ob nun wirklich kein Pfarrer und kein Laie, kein Berner und kein Thurgauer etwas gegen unsre Eheschließung einwenden kann.“ (Die Familie Rappard hatte im Jahr 1866 in Hauptwil, Kanton Thurgau, das schweizerische Bürgerrecht erworben.)

Unter dem 24. November heißt es:

„Die Brautzeit ist nun nahe ihrem Schluß, Du Geliebter. Dies wird wohl der letzte Brief sein, den ich Dir schreibe als Deine Braut. Es mahnt mich an den ersten Brief, den ich von Isycoed aus Dir schrieb. Wieviel liegt dazwischen! O, ich muß nur loben und preisen, besonders auch danken für den reichen geistlichen Segen, den mir diese jüngstverflossenen Monate gebracht! Sieh, ich möchte keinen Tag und keine Stunde unsrer Brautzeit anders haben; es war so selig, so fröhlich, so still und so lieb! Wie wird wohl die Zeit sein von der Hochzeit an bis zum Lebensende? Ich hoffe, diese letzten Monate seien ein Schatten der Zukunft.“

Im Spätherbst, am 28. November 1867, fand in Beuggen, der Heimat der Mutter, im Beisein beider Familien die Hochzeit von Heinrich Rappard und Dora Gobat statt. Vaterhände segneten den Bund des stillen, glücklichen Paares ein. Mit vor Bewegung zitternder Stimme erfluchte Bischof Gobat seinen Kindern Gottes Gnade. Der liebe Onkel, Inspektor Reinhard Zeller, leitete die gesegnete Nachfeier. Es war ein Tag des Friedens und der Freude, der Anfang eines unendlichen Glücks.

Die Gattin

„Vom 28. November 1867 an, diesem glücklichen Tag, ist mein Leben ganz verschmolzen mit dem meines heißgeliebten Mannes“, so schließt Dora Rappard ihre im vorigen Kapitel erwähnten Lebenserinnerungen. Dennoch versuchen wir, aus der Biographie ihres Gatten, aus Briefen und sonstigen Aufzeichnungen herauszunehmen, was unsre Mutter persönlich betrifft. Was sie in feiner Zurückhaltung nicht gesagt hat, ergänzen wir aus der eigenen Beobachtung.

Sie hatte stets einen hohen Begriff von der Ehe. Gattin zu sein, war ihr etwas Heiliges, und sie liebte den biblischen Ausdruck: „eine Gehilfin, die um ihn sei“. Sie hat in jungen und alten Tagen, in Freuden und Leiden, in Niedrigkeit und bei Anerkennung ihren Mann mit großer Liebe und Hingabe umgeben. Sie achtete ihn als ihren Herrn. Er aber sah in ihr ein dem Mann gleichgestelltes Geschöpf Gottes und ehrte das Weibliche in ihr. Beide Gatten ergänzten sich prächtig. Seine Liebe hatte etwas Ritterliches, Beschützendes. Das Lob des tugend-samen Weibes in den Sprüchen Salomos bezog er mit Freuden auf seine Frau.

Wem ein tugendsames Weib beschert ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen.

Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln.

Sie tut ihm Liebes und kein Leides ihr Leben lang.

Sie gürtet ihre Lenden mit Kraft und stärkt ihre Arme.

Ihre Leuchte verlischt des Nachts nicht.

Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen und reicht ihre Hand dem Dürftigen.

Sie tut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.

Ihre Söhne stehen auf und preisen sie selig; ihr Mann lobt sie: „Viel Töchter halten sich tugendsam; du aber übertriffst sie alle.“

Lieulich und schön sein ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.

Sie wird gerühmt werden von den Früchten ihrer Hände, und ihre Werke werden sie loben in den Toren.

Ja, so war Dora Rappard-Gobat als Gattin.

Das erste Heim in Alexandrien

Von Beuggen aus reiste das junge Paar nach Genf, traf dann in Marseille, wo man sich einschiffte, mit der bischöflichen Familie zusammen und landete am 16. Dezember 1867 in Alexandrien. Der nächste Tag brachte Trennungsweg mit sich. Dora mußte ihre geliebten Eltern weiterziehen lassen und blieb im fremden Land zurück. Aber sie war nicht allein; ihr Mann ließ sie seine volle Liebe spüren. Auch hatte sie kaum Zeit, ihrem Schmerz nachzuhängen; denn gleich trat eine große Aufgabe an sie heran.

Die Schule, die Rappard gegründet hatte, zählte ungefähr achtzig Schüler, von denen zwölf im Hause wohnten und beköstigt wurden. Auch der Lehrer, Freund Bauder, und etliche andre junge Leute gehörten zu den Hausgenossen, so daß eine große Tafelrunde die junge Frau begrüßte, die der nun so glückliche Hausherr ihr vorstellte. Wie sehr hatte bis jetzt eine Hausmutter gefehlt! Alle waren erfreut über die neue Einrichtung, und Frau Rappard gewann im Flug die Herzen.

Vom orientalischen Koch an bis hinauf zum Lehrer suchten alle ihr das Leben zu erleichtern, und besonders tatkräftig stand Heinrich seinem lieben Weibe bei. Sie hatte ihm in ihrer Verlobungszeit genugsam gesagt, daß es ihr an praktischer Erfahrung in der Führung eines Haushaltes fehle, daß ihre Gesundheit keine starke sei und sie sehr zu Kopfweh neige. Er hatte sie doch gewollt; nun, so mußte er eben die Konsequenzen tragen. Aber die waren nicht schlimm. Im Gegenteil. Die kleinen irdischen Unzulänglichkeiten gingen unter in dem Reiz und der Behaglichkeit, die Dora um sich her verbreitete und in der geistigen und geistlichen Hilfe, die sie ihrem Mann war.

Das Leben in Alexandrien war ein vielseitiges, und Rappards gewannen auch außerhalb ihres Arbeitsgebietes manche

Freunde. Doch gehörten der Hausmutter erste Interessen dem ihr anvertrauten Kreis, und schon damals machte sich das Mütterliche in ihrem Wesen bemerkbar.

Eine große Freude war es, als im Frühjahr 1868 Bischof Gobat seine Kinder besuchte. Wie genoß Dora die Stunden des Beisammenseins mit ihrem geliebten Vater! Kaum war er wieder nach Jerusalem zurückgekehrt, mußte das erste traute Heim verlassen werden. Rappard wurde nach Kairo versetzt. Die Glieder der dortigen deutsch-schweizerischen Kolonie hatten ihn zu ihrem Prediger und Seelsorger berufen, und das Komitee der Pilgermission war damit einverstanden, da die Arbeit in Alexandrien in bewährte Hände gelegt werden konnte.

Drei Monate in Kairo

Nach Ostern siedelte das junge Paar in die ägyptische Hauptstadt über, und zum zweitenmal mußte oder durfte Dora versuchen, in öder Stätte behagliche Wohnräume zu schaffen. Es hatte ihren Mann Überwindung gekostet, sie in das von einem früheren Missionar gemietete Haus im arabischen Teil der Stadt zu führen. Aber es besaß ein Kleinod, einen wunderschönen, hohen Saal, der als Betsaal gebraucht werden konnte, und das war bei der Wahl ausschlaggebend gewesen. Gottes Haus ging über die Wohnung der Missionsleute, und Dora fügte sich willig in alles. Übrigens veranlaßte ein Vorfall, der den ersten Abend im neuen Heim etwas ungemütlich gestaltete, den Hauseigentümer zu den notwendigen Reparaturen. Eine Schlange war von oben her auf den Eßtisch gefallen. Sie konnte zwar sofort getötet werden, und eine junge Kairenerin erklärte, die „Hauschlangen“ seien selten gefährlich. Aber solche Schrecknisse sollten doch beseitigt werden können. Wirklich geschah etwas, und schon nach einigen Wochen hatte die Wohnung ein solches Aussehen gewonnen, daß man nie etwas Hübscheres begehren wollte.

Die Arbeit, die der neue Missionar mit Eifer und Freude tat, war nicht leicht. Doch bildete sich bald eine kleine Gemeinde, aus der die spätere deutsche Kirche erwachsen ist. Auch die früher gegründete Schule fing wieder an zu blühen. Ein

Negerknabe vom Weißen Nil, Samuel, der auf wunderbare Weise der Sklaverei entrissen und den Pilgermissionaren in Chartum zugeführt worden war, dann nach Kairo gebracht wurde, wo Rappards ihn als Knechtlein antrafen, aber bald zum Pflegesohn machten, war die Seele der kleinen Gesellschaft. Ein reizendes Wort von ihm ist aufbewahrt geblieben.

Einst, als die Geschichte von der Speisung der Fünftausend erzählt wurde, blickte er mit Stolz im Kreise seiner meist mohammedanischen Mitschüler umher und fragte: „Habt ihr's jetzt gehört, was mein Herr Jesus tun kann?“

Dem Gang unsrer Erzählung vorgreifend, sei hier erwähnt, daß Samuel seine Pflegeeltern später nach St. Chrischona begleiten durfte, da eine Trennung von ihnen das liebwarne Herz, das unter seiner schwarzen Brust schlug, fast gebrochen hätte. Sie hofften, was auch seine Sehnsucht war, ihn für den Dienst des Herrn unter seinen Volksgenossen ausbilden zu können. Aber Gottes Gedanken waren andre. Nach kurzer, heftiger Lungenentzündung ging Samuel am 2. August 1871 in die ewige Heimat ein. Als er kurz vorher gefragt wurde: „Samuel, hast du noch einen Wunsch?“ flüsterte er: „Nein, nur den: Jesu, geh voran!“ — —

Nicht nur dem glaubensstarken Mann, sondern auch seiner arbeitsfreudigen Frau eröffnete sich in Kairo ein weites Wirkungsfeld. Eine besondere Freude war, daß sie als Missionarin in mohammedanischen Harems bis in die höchsten Kreise hinauf Eingang fand. Es war eine vielversprechende Tätigkeit; aber sie wurde bald unterbrochen.

Von St. Chrischona kam ein wichtiger Brief, ein Berufungsschreiben des Komitees der Pilgermission, das in C. H. Rappard den von Gott zubereiteten Inspektor des Werkes erkannt hatte. Der teure Kaplan Schlienz war gestorben, die Anstalt nach dem Heimgang ihres Gründers C. F. Spittler in Basel auch sonst heimgesucht, und Herr Louis Jäger, der nunmehrige Hauptträger des Werkes, sehnte sich nach einem kräftigen Leiter. Rappard und seine Gattin beteten, prüften und kamen zu der Gewißheit: Es ist des *Herrn* Ruf nach St. Chrischona.

Schon ein Vierteljahr nach dem Einzug in Kairo wurde wieder der Wanderstab ergriffen und die ganze trauliche erste Einrichtung acht Monate nach der Hochzeit verkauft. Nur etliche

besonders teure Andenken konnten mit in die Schweiz genommen werden.

Zuerst ging es nach der Stadt Zion. Dora sehnte sich, ihren Eltern, Geschwistern und Freunden Lebewohl zu sagen. Danach hat sie die Heimat ihrer Kindheit nie wieder gesehen; aber lebenslang trug sie Jerusalem im Herzen.

St. Chrischona

Als im Jahre 1862 die beiden Freundinnen Hanna Bischoff und Dora Gobat von Riehen aus den Berg hinaufgestiegen waren, um einer Einsegnungsfeier auf St. Chrischona beizuwohnen, hatte die junge Fremde wohl alles schön und interessant gefunden, aber keine Veranlassung gehabt, sich mit der Pilgermission näher vertraut zu machen. Mittlerweile hatte sie von ihrem Mann vieles darüber gehört. Nun aber, da St. Chrischona ihre Heimat wird, müssen wir mit ihr in die allerersten Anfänge zurückkehren und hören, wie die Stätte äußerlich und innerlich gestaltet war, die Dora Rappard an der Seite ihres Gatten so unbeschreiblich lieb wurde. Wir lehnen uns dabei an ihren eigenen Bericht an.

Auf waldiger Höhe, etwa anderthalb Stunden von Basel entfernt, liegt das Bergkirchlein St. Chrischona. In früheren Zeiten als Wallfahrtskapelle gebraucht, wurde es zur Zeit der Reformation, weil zur Gemeinde Riehen gehörig, nach Art der evangelischen Gotteshäuser eingerichtet und diente hie und da zur Abhaltung von Festgottesdiensten. Der Dreißigjährige Krieg ließ aber auch hier seine verheerenden Spuren zurück. „Im Oktober 1633“, so heißt es in den Annalen, „haben die kaiserlichen Reiter in Bettingen geplündert, die Chrischonakirche aber inwendig vollkommen ruiniert. Im darauffolgenden Jahr kamen die Schweden ins Land, drangen in das Kirchlein, zerschlugen die Fenster und nahmen das Blei, worin die Scheiben gefaßt waren, um daraus Kugeln zu gießen. In diesem kläglichen Zustand, von außen durch Wind und Wetter braun und verwittert, von innen verwüstet und entweiht, des Bretterbodens und der Decke beraubt, durch die hohlen Fenster allen Stürmen preisgegeben, blieb das ehrwürdige Gebäude zwei Jahrhunderte lang.

Es wurde ein Schlupfwinkel für Schmuggler und Landstreicher und ging immer mehr dem Verfall entgegen.“

Aber dieser Ort sollte nach des Herrn Rat noch eine Stätte reichen Segens werden. Der Gottesmann C. F. Spittler in Basel, der ein Hauptbegründer der Evangelischen Missionsgesellschaft jener Stadt war, hatte noch weitere Pläne in seinem von Liebe erfüllten Herzen. Er sah einesteils die geistliche Not in der Bevölkerung unsrer christlichen Länder; andernteils erkannte er in manchen Jünglingen und Männern das göttliche Feuer, das fähig ist, toten Herzen das Leben nahezubringen, auch ohne viel menschliche Zubereitung. Diese Gedanken bewegten ihn fort und fort und führten später zur Gründung der Pilgermission.

Lange suchte er vergeblich nach einem passenden Heim. Da lenkte Gott seine Gedanken auf das öde Kirchlein, das so verlassen dort oben in der wunderschönen Umgebung lag. Nach viel Gebet, aber in der freudigen Gewißheit, „daß etwas zur Ehre des Herrn dabei herauskommen werde“, legte Spittler der Basler Regierung ein Gesuch vor um Erlaubnis, „das Kirchlein zu St. Chrischona der Entweihung zu entziehen, renovieren und ihm die Bestimmung eines Gotteshauses wiedergeben zu dürfen durch Gründung einer Anstalt für Pilgermission“.

Diesem Gesuch wurde entsprochen, und am 8. März 1840 wurde in aller Stille und Verborgenheit der Anfang gemacht.

Manche Jahre hindurch wollte jedoch das Werk nicht recht gedeihen. Erst in den fünfziger Jahren gab es einen kleinen Aufschwung. Die Ziele mußten sich klären. Um andre bestehende Anstalten nicht zu schädigen durch Entziehung von Gaben, legte man viel Nachdruck auf möglichste Einfachheit und Arbeitsamkeit. Im Garten und auf den Feldern, die nach und nach erworben werden konnten, mußten die Brüder tüchtig schaffen, um das Mutterhaus möglichst selbständig zu machen.

Zwanzig Jahre lang war die langsam, aber stetig wachsende Hausgemeinde in den vier Mauern der Kirche geboren. Dort wohnten die Lehrer, und zwar in den Turmzimmern, deren alleiniger Schmuck die prächtige Aussicht war. Dort auf dem Estrichraum waren Lehr- und Schlafsäle, im Parterre des Turmes lagen Speisezimmer und Küche. Dort war auch, hoch oben beim Glockenhaus, mit vier Fenstern nach allen Himmelsrich-

tungen, die traute Gebetskammer, wo einsam und gemeinsam mancher Sieg errungen worden ist.

Im Jahre 1860 wurde das erste Haus erstellt, das mit einem späteren Anbau „Brüderhaus“ blieb, bis im Jahre 1929 ein größeres Gebäude entstand. Bald kam ein weiterer Bau dazu, heute „Kirchheim“ genannt, da Spittler es zweckmäßig fand, in Verbindung mit seiner Buchhandlung einen ganzen Druckereibetrieb, der ebenfalls in den Dienst Gottes gestellt wurde, auf St. Chrischona einzurichten.

Vorsteher und Seelsorger der Anstalt war von 1846 an Herr Kaplan Schlienz, ein Mann voll Demut und selbstverleugnender Liebe, der einundzwanzig Jahre lang dem Werk diente. Ihm kamen mit der Zeit verschiedene Lehrer, besonders Hausvater Keßler, zu Hilfe. Die Zahl der Zöglinge mehrte sich, und die Hand des gelehrten und durch viel Leid gebeugten Vorstehers war fast zu mild für die kräftige Jungmannschaft, die ihre Ausbildungszeit zwischen Studium und landwirtschaftlicher Arbeit teilte. Deshalb waren der ehrwürdige Herr Spittler, seine Tochter Sette und Herr Louis Jäger, sein treuer Gehilfe, eigentlich die Hauptleiter und Stützen des ganzen Werkes. Spittler entschlief im Jahr 1867.

Wie schon erwähnt, rief der Herr am 26. April 1868 seinen treuen Knecht, Kaplan Schlienz, zu sich. Gleich darauf erkrankte Hausvater Keßler schwer, und andre Lehrer verließen St. Chrischona. Die Anstalt, die Brüder waren verwaist. Da war der Ruf an Heinrich Rappard ergangen, dem er als Knecht Jesu Christi in vollem Einverständnis mit seiner Frau gehorsam und freudig folgte.

Sonnabend, den 15. August, verließen die Pilgermissionare Ägyptenland, fuhren via Brindisi, Venedig und Bozen über den Brenner nach Innsbruck, grüßten in München die Verwandten Thiersch, in Iben die geliebte Mutter mit den Ihren und kamen am 28. August in Basel an. Gleich am nächsten Tag, dem 29. August 1868, pilgerten die neuen Inspektorsleute hinauf zu der St. Chrischona-Kirche, unter deren Schatten sie fortan ihre Heimat finden sollten. Doras Feder schildert alles so fein und anschaulich, daß wir am liebsten sie selber erzählen lassen:

„Ein herbstlich kühler Wind strich über die Stoppelfelder und rauschte durch den herrlichen Buchenwald, als wir mit den

getreuen Freunden, Herrn Jäger und Fräulein Spittler, die Straße entlangzogen bis dahin, wo bei einer Biegung des Weges plötzlich die Häusergruppe auf dem Berge sichtbar ward und wir dann bewegten Herzens den steilen Pfad bergan stiegen.

Es war eine sehr verwaiste Hausgemeinde, die des Hirten und Lehrers wartete. Heimgegangen und weggezogen waren, wie wir es erzählt haben, sämtliche Lehrer; auch der liebe alte englische Geistliche, Herr Robinson, der in freundlich väterlicher Weise sich angeboten hatte, die Sommermonate in der Anstalt zuzubringen, war wenige Tage zuvor in seine Heimat zurückgerufen worden. Nur ein christlicher Freund aus der Buchhandlung im Fälkli, Herr A. Weißmann, waltete als Vizehausvater inmitten der Zöglinge, die übrigens nach übereinstimmendem Zeugnis in jenen schweren Monaten sich als unter der Zucht des Geistes stehend bewährt hatten. An der Ringmauer der Kirche, oben an der westlichen Treppe, die seither so manche denkwürdige Abschiedsstunde gesehen hat, waren die Brüder versammelt und begrüßten die Herantretenden mit dem Liede:

Der Herr ist fromm und treu und gut.
Wohl dem, der auf ihn trauet!
Ja, selig ist, wer auf Jehova bauet
und still in seiner Gnade ruht:
Der Herr ist fromm und treu und gut.
Durch Nacht führt er uns fort zum Licht,
durch Sterben geht's zum Leben;
und was er nimmt, das will er wieder geben.
Drum, Knechte Gottes, zaget nicht:
Durch Nacht führt er uns fort zum Licht!

Es war ein schöner, eigenartiger Gesang, bei dem es etwa klang, wie es Esra so ergreifend schlicht zu beschreiben weiß: „Man konnte nicht erkennen das Tönen mit Freuden vor der Stimme des Weinens im Volk.“

Dann zog man gemeinsam in den Chor der Kirche, um vor dem Herrn im Gebet die Herzen zu stillen, sein Wort zu vernehmen und aufs neue ihm Herz und Leben zu weihen.“

Eine Woche später, Sonntag, den 6. September, fand die Einsegnung von acht Brüdern statt, und bei diesem Anlaß wurde der neue Inspektor der Festversammlung vorgestellt.

Drei Zimmer des Brüderhauses waren Heinrichs und Doras erste Wohnung. Große Einfachheit herrschte, da eine Schuldenlast die Anstalt drückte. Was das liebe Paar, das zuerst kein Gehalt bezog, von seinen Ersparnissen entbehren konnte, wurde mit Freuden in die allgemeine Kasse gelegt. Und doch mußte die junge Frau manches anschaffen, was durchaus nötig war.

Ein köstlicher kleiner Brief, den Heinrich seiner Dora am 28. November 1868, an der ersten Wiederkehr ihres Hochzeitstages, mit einem Paket in die Hand gab, zeigt, wie leicht sie sich in alles fügte und dadurch ihres Mannes Herz erfreute:

„Meine geliebte Dora!

Als einfachen, aber gewichtigen Gruß sage ich Dir an diesem Tage, daß ich meinem Gott schon oft gedankt habe für seine Dorothea, die er mir als treue, liebe Gehilfin, die um mich sei, gegeben hat. Ja, er hat mich glücklich gemacht mit Deinem Besitz, glücklicher, als ich es je gehant hätte. Ich blicke zurück auf dieses unser erstes Pilgerjahr. An drei verschiedenen Orten mußten wir unsre Hütten aufschlagen; Du hast mir treulich zur Seite gestanden, eine duftende Blume, eine belebende Sonne. Vom gemäßigten Jerusalem folgtest Du mir nach dem heißen Kairo, und als Gott rief, auch hierher. Meine Liebe zu Dir ist im kalten Klima nicht kälter, ist es mir doch, als ob sie immer wärmer würde. Sie soll allezeit Dein Herz erwärmen; weil sie aber die äußere kalte Luft nicht abhalten kann, so empfangen von meiner Hand dieses kleine Zeichen meiner innigsten Liebe (ein warmes, weiches Tuch) und bleibe mir warm nach innen und außen!

Dein treuer, glücklicher Mann schon ein ganzes Jahr.“

Die Novemberstürme brausten; bald fielen die ersten Schneeflocken, und dem Kind des Südens war manches ungewohnt. Aber die wunderbare Schönheit, die St. Chrischona umgibt, wenn von der Kirchenterrasse aus der Blick über die Täler, Flüsse, Hügel und Berge hin zu der weiß schimmernden Alpenkette schweifen kann, hatte es der poetisch veranlagten jungen Frau gleich angetan. Damals standen die Bäume der Wälder noch nicht so hoch wie jetzt, so daß man zum Beispiel den Lauf des Rheins bis nach Istein hin verfolgen konnte und seine Fluten besonders bei Sonnenuntergang wie flüssiges Gold glänzen sah.

Auch die Vogesen und der Schwarzwald und im Osten die Spitze des Säntis waren viel sichtbarer als jetzt. Alles sprach zu der empfänglichen Seele, und als im Frühjahr Wald und Feld mit lichtem Grün und Blumen sich schmückten, da wurde ihre Freude, die sich in Anbetung Gottes verwandelte, fast überschwenglich groß.

Die innere Eingewöhnung war nicht so leicht. Inspektor Rappard hatte sofort ein reiches Maß von Arbeit gefunden; aber da es bisher keine *Frau* Inspektor gegeben hatte, war auch keine solche Lücke auszufüllen gewesen. Dora gewährt uns einen Einblick in ihre damalige Verfassung und sagt:

„Ich war eine Zeitlang in der Lage, keine bestimmte Aufgabe und Wirksamkeit zu haben. Eine eigene Häuslichkeit hatte ich nicht, und die Posten in der Anstalt waren alle versehen. Aus einer reichen Missionstätigkeit kommend, war es nicht ganz leicht, etwas nutzlos auf der Seite zu stehen. Klagen wollte ich nicht; aber etwas von dieser Stimmung muß doch in einem Brief an meine alte Tante Sophie in Préfargier durchgesickert sein; denn sehr bald erhielt ich die Antwort. ‚Mein Kind‘, schrieb sie, ‚wenn Du den Eindruck hast, Du habest keine volle und befriedigende Aufgabe, so rate ich Dir, das Wenige, was Du zu tun hast, *so gut und vollkommen zu machen als nur immer möglich*, und wäre es auch nur, einen Knopf an Deines Mannes Hemd zu nähen. Merke darauf, wo Du helfen und dienen könntest! Tue auch das Kleinste mit Eifer als für den Herrn, und Du sollst sehen, wie reich das Tagewerk wird, das er dir vertraut!‘“

Ihr Tagewerk wurde überreich. Ein beredtes Zeugnis dafür sind folgende Zeilen, die wir einem zutreffenden Nekrolog über Frau Inspektor Rappard entnehmen:

„In ihres Gatten Lebensarbeit ist sie selbst aufgegangen, so daß alles, was sie tat und schuf — und sie hat an geistiger Arbeit Unglaubliches geleistet —, als sein Werk erschien. So hat sie die Festigung und Blüte seiner Lebensarbeit, der Pilgermission auf St. Chrischona, an seiner Seite miterlebt und mitgeschaffen und hat an der Leitung des weitverzweigten Werkes, immer in Verborgenheit, teilgenommen.“

Mitarbeit am Werk

Bald kamen Aufgaben in Hülle und Fülle, und im Lauf der Jahre wurde sie ihrem Mann eine solche Mitarbeiterin, wie sie jedem Knecht Gottes zu wünschen wäre.

Es ist nicht möglich und nicht nötig, in diesen Blättern ausführlich die Entwicklung der Pilgermission und all ihrer Zweige zu schildern. Seit Rappards Amtsantritt vergrößerte sich die Anstalt mit jedem Jahr, sowohl nach außen hin als auch was die innere Ausgestaltung betraf. Die Zahl der Zöglinge stieg bis auf hundert; es mußten mehr Lehrkräfte gewonnen werden, und die Arbeitsgebiete dehnten sich aus. Neue Häuser, verschiedenen Zwecken dienend, wurden erstellt. Neben dem starken Gottesglauben des Inspektors war seine große praktische Begabung ein Segen für die Kolonie auf dem Berge. Und in diesem allen stand seine Gattin ihm mit Rat und Tat bei. In manchen Nächten wurde durch wichtige Zwiesprache und in ernstem Gebet etwas geschaffen, das hernach als Neues, von Gott Gesegnetes in die Wirklichkeit trat. So verbunden, so zusammenwirkend im Dienst des Herrn waren die Ehegatten, daß oftmals gesagt wurde: „Man kann sich den Heinrich nicht ohne seine Dora denken.“

In einem eigenen Kapitel soll Frau Inspektor Rappards Verhältnis zu den Zöglingen der Anstalt und einem weiteren Kreis von Freunden beleuchtet werden. Darum wird der Abschnitt hier fast ausschließlich ihr Leben an der Seite ihres so treu geliebten Mannes schildern.

Wir kehren zurück zu den ersten Lenttagen des Jahres 1869. Die Zimmer im Brüderhaus waren vertauscht worden gegen eine sonnige, geräumige Wohnung im „Kirchheim“. Das Erdgeschoß umfaßte die Schriftsetzerei, Buchdruckerei und -binderei. Ganz oben wohnten die betreffenden Meister; auch die Schneiderwerkstätte befand sich dort. Mittendrin wurde das Inspektorat eingerichtet, das viele Jahre lang die nach manchen Seiten hin ungenügende, aber liebe, trauliche Heimat der Familie Rappard bildete. Von unten her ertönte oft das dumpfe Getöse der Druckmaschinen, oben gab es schwere Männerschritte, dazwischen aber war eitel Friede und Freude, ja es erklang bald ein süßes Kinderstimmchen. In dem der Kirche zu gelegenen Eckzimmer er-

blickten in den folgenden Jahren die zehn Kinder, die Gott Heinrich und Dora Rappard schenkte, das Licht der Welt.

Die neue Würde, Mutter zu sein, tat der ersten, liebsten Pflicht keinen Abbruch. Dora blieb ihres Mannes Gehilfin, auf die sich in allen Fragen der Arbeit sein Herz voll und ganz verlassen konnte. Und doch war sie eine so köstliche Kindermutter, daß das Bild davon in einen besonderen Rahmen gefaßt werden muß.

In den ersten Jahren gab es neben den Inspektorsleuten noch ein Hauselternpaar, dem die Leitung der Landwirtschaft und des Anstaltshauses oblag. Hausvater Keßler war ein wirklicher, vor Gott wandelnder Mitarbeiter; aber seine körperliche Kraft nahm mehr und mehr ab, so daß er ersetzt werden mußte. Sein Nachfolger und dessen Frau hatten Mühe, sich einzuleben, und so wurde am 1. Juni 1871 Dora Rappard als Hausmutter eingesetzt. Konnte sie neben der übrigen Arbeit dem großen Betrieb vorstehen und sich um Küche, Wäscherei, Schlächterei usw. kümmern?

Es gelang wunderbar mit des Herrn Hilfe. Er gab ihr tüchtige Jungfrauen ins Haus, die ihr Leben dem Dienst Gottes weihen wollten und um seinetwillen in der Küche und Hauswirtschaft arbeiteten, als ob es ihr persönliches Eigentum wäre. Jungfer Agnes und Jungfer Elise, später unterstützt von Frau Witwe Keßler, sind Namen, die in der Geschichte der Pilgermission unvergessen bleiben. Diese Getreuen haben ihrer Frau Inspektor die Last tragen helfen, bis sie nach jahrzehntelangem Dienst eingingen zur ewigen Ruhe.

Bald übernahm die junge Frau auch das Kassenamt. Die Verhältnisse besserten sich. Die Pilgermission gewann Freunde, und die Einnahmen hielten mit den Ausgaben Schritt.

Bei der Korrespondenz war Doras Hilfe besonders wertvoll, da sie schriftlich wie mündlich die deutsche, französische und englische Sprache beherrschte. Wie kamen ihr diese Kenntnisse und so viele andre auch im Umgang mit den zahlreichen Besuchern der Anstalt zustatten! Fünfzig Jahre lang diente sie auf diese Weise nicht nur ihrem Mann und später ihren Kindern, sondern auch dem ganzen Werk.

Viele Gebete stiegen zum Herrn empor, wenn eine Aufgabe sich an die andre reihte, wenn oft die Kraft versagen wollte und ungeahnte Schwierigkeiten auftauchten. „Ohne mich könnt ihr

nichts tun“, dies Wort war tief in Frau Inspektors Herz eingegraben, und eben darum konnte er durch sie wirken und seinen Segen auf ihre Tätigkeit legen.

Ihr Gatte sorgte für liebliche Erholungszeiten. Einmal in Männedorf und dann in Iben oder in seiner Begleitung in Württemberg gewann sie neue Stärkung, deren auch ihre Seele bedurfte.

Innere Segnungen

Da brach im Jahr 1874 eine Segenszeit an, die für ihr ganzes ferneres Leben von Bedeutung blieb. Wir meinen die sogenannte Oxforder Bewegung. Sie ist für Heinrich und Dora Rappard und durch sie für weite Kreise eine Quelle unversiegbaren Segens geworden. Wie die damalige Erfahrung ihn befruchtete, ist in seiner Biographie ausführlich beschrieben. Was sie an ihr ausgewirkt hat, muß als ein Zeugnis hier niedergelegt werden.

Die Trennung von ihrem Gatten im August fiel ihr schwer. Sie ahnte, daß er mit andern Gotteskindern, die sich in Oxford zu einer zehntägigen Konferenz versammelten, einer besonderen Segenszeit entgegenging, und sie fürchtete, dahinzubleiben. Aber wunderbar, während in England der Geist Gottes wirkte und die einfache Verkündigung der vollbrachten Erlösungstat Jesu die Herzen also ergriff, daß bei den meisten gläubigen Zuhörern eine erneute Übergabe an den Herrn stattfand und sie sich im Glauben das volle Heil in Christo aneignen und täglich herrliche Erfahrungen machen konnten, regte sich auch in der Seele der an der Wiege eines drei Wochen alten Söhnleins zurückgehaltenen jungen Mutter daheim neues Leben. Waren es die Gebete und Briefe ihres teuren Mannes, war es, daß sie sich in die Schriften von Pearsall Smith und seiner Gattin, auch von Goßner und Boos vertiefte, kurz, sie erkannte im Licht Gottes viel Sündiges, Ungeheiliges in ihrem Wesen. Die Tatsache ihrer Bekehrung im Jahr 1858 blieb bestehen; aber so manche Versäumnisse, Lauheit und irdische Liebe beugten sie in den Staub. Unter Tränen und viel Gebet lag sie vor Gott. Seit Jahren war immer wieder der Schmerz durchgebrochen, daß sie ihren Heiland nicht mehr habe wie ehemals; nun kam die Gnadenstunde. Mit großer Freude durfte sie ihrem Heinrich nach Oxford schreiben: „Das Alte ist vergangen; siehe, es ist

alles neu geworden!“ Die Briefe aus jenen Tagen gehören ins Heiligtum. Groß war das Glück, daß Mann und Weib gemeinsam die seligen Erfahrungen machen durften. Es bedeutete ein Band mehr, und bis zur Scheidestunde von dieser Erde trugen beide den tiefen Dank für diese Segenszeit in ihren Herzen.

Dora war ein Verstandesmensch, und es ging nicht ohne Kampf zum Sieg. Auch in diesen ernstesten Stunden klammerte sie sich an das Wort: „Es ist vollbracht!“ Es hieß in ihr:

O Wort des Sieges! Wenn mir der Satan naht,
blick' ich zum Helden, der ihn zertreten hat.
In Jesu Wunden bin ich erlöst und frei;
sein lauter Todesruf ist nun mein Siegeschrei.
Nicht soll mich fesseln mehr des Feindes Macht.
Es ist vollbracht!

Viele Jahre später schrieb sie im Gedenken an die seligen Tage: „Es ist mir tief bewußt, daß jene Erlebnisse nur ein neuer Ausgangspunkt waren, ein gläubiges Erfassen der Siegeskraft, die Tag für Tag ausgelebt werden muß. Mit Schmerz und Scham erkenne ich es, wie weit ich zurückgeblieben bin hinter der göttlichen Offenbarung, die mir damals zuteil wurde. Aber eins ist mir unerschütterlich fest geblieben: daß Jesus eingekehrt ist bei mir, einem sündigen Menschen (Luk. 19, 7), und daß ich mit ihm schon hier das Leben habe.“

Während wir diese Worte niederschreiben, werden wir plötzlich im Geist zurückversetzt in eine heilige Stunde am Sterbebett unsrer teuren Mutter. Sie hatte sich nie geäußert über das, was nach ihrem Heimgang geschehen sollte; nur drei Bibelsprüche nannte sie, von denen einer der Traueranzeige vorausgestellt werden könnte. Darunter war: „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.“ Ist das nicht ein Beweis für die Realität des Glaubens, wenn nach fünf Jahrzehnten angesichts des Todes diese Wahrheit in der Seele lebendig ist? Mutter lächelte verständnisvoll, als sie merkte, daß ihre Kinder diesen Spruch nicht gern über ihr Leben setzen wollten. Aber hier sei er genannt als ein Denkmal ihrer Demut, als ein Triumph des Glaubens!

Kehren wir zum Herbst 1874 zurück! Ganz Chrischona, die nächsten Hausgenossen, die Lehrer und Brüder, hatten teil an dem Segen. Auch von auswärts kamen viele suchende Seelen herzu. Manchmal fand sich ohne irgendwelche Verabredung eine

kleine Gesellschaft zu gleicher Zeit ein, und die Wohnzimmer wurden zu Stätten des Gebets und auch des Lobens. Einige Male mußte man sich sogar im Chor der Kirche versammeln. Ja, „wenn Gottes Winde wehen vom Thron der Herrlichkeit und durch die Lande gehen, dann ist es sel'ge Zeit“.

Um weiteren Kreisen die Segnungen zu vermitteln, gründete Rappard im Verein mit seinem Schwager Kober die Monatsschrift „Des Christen Glaubensweg, Blätter zur Weckung und Förderung des christlichen Lebens“. Die treueste Mitarbeiterin dabei war seine Gattin.

Doch nicht nur schreiben sollte sie, sondern auch reden. In Bern, wo im Januar 1875 die nun jährlich stattfindenden Allianzversammlungen ihren Anfang nahmen, hielt sie auf die ausdrückliche Aufforderung ihres Mannes hin ihre ersten Frauenstunden. Bei aller Schüchternheit hatte sie den bestimmten und beseligenden Eindruck, „ein armseliges Werkzeug zu sein, das der große Meister zu gebrauchen die Gnade hatte“. In einem späteren Kapitel wird mehr darüber gesagt werden.

Eine Freude und eine Vertiefung des Glaubenslebens war es für beide Gatten, daß sie gemeinsam den vom 29. Mai bis 7. Juni 1875 in Brighton (England) abgehaltenen Versammlungen beiwohnen durften. Es waren Nachklänge von Oxford, und die großen Zusammenkünfte waren abermals reich gesegnet. Eindrücke darüber teilte Dora im „Glaubensweg“ mit, wo der Schlußsatz heißt:

„Wir kehren mit lobendem Herzen von Brighton zurück. Wir freuen uns nicht der Menschen noch der Orte, nicht unsrer Gefühle noch unsers Glaubens. Einer ist unsre Freude, unsre Hoffnung, der Hort unsres Heils:

Jesus allein!“

Da das innere Leben eines Menschen für die Ewigkeit ausschlaggebend ist, sei hier eingefügt, was Mutter im Jahr 1875 niedergeschrieben und in ihren letzten Lebensjahren bestätigt hat:

Meine Erfahrung

„Du fragst mich, was das denn eigentlich sei, das mich nun schon seit einem Jahr so glücklich und selig macht, da ich ja doch auch früher ein Kind Gottes gewesen sei?“

Es ist mir nicht schwer, darauf zu antworten; denn wie ein Lobpsalm klingt es fort und fort in meinem Herzen: ‚Ich in euch und ihr in mir!‘ — und die Ursache meiner Freude ist die Vereinigung mit meinem Herrn.

Wohl war er schon früher mein; aber Liebe zur Kreatur, Selbstsucht und verborgener Unglaube versperrten ihm den Raum in meinem Herzen und bildeten eine Scheidewand zwischen ihm und mir. Darum verbrachte ich manche Stunden in der Einsamkeit und in der Trauer, die die Gegenwart meines Herrn so gern versüßt und mit dem Licht seiner Güte über-gossen hätte. Wenn du es weißt, welch ein Unterschied es ist, ob man einen geliebten Freund hie und da besucht und Gemeinschaft mit ihm pflegt, oder ob man Tag und Nacht in seiner Nähe bleibt, ihn immer wieder anblickt und im vertrautesten Umgang mit ihm steht, so weißt du, was die Gnade Gottes an mir getan. Ihm sei Dank!

Ja, die Vereinigung der Seele mit Jesus, dem Lebensfürsten, das ist Leben, das ist Gesundheit. Das Sündigen oder Nichtsündigen scheint mir eher ein Symptom zu sein . . . , und ich fürchte die Sünde am meisten darum, weil sie mich trennen würde von meinem Herrn. O wie sehr bedarf ich jeden Augenblick des vergebenden, reinigenden Blutes!

Wenn ich mich frage, worin so recht eigentlich das Schwergewicht meiner Freude liegt, so ist es, *weil ich erkannt und geglaubt habe die Liebe, die Gott zu uns hat*. Ich weiß es, er liebt mich. Wie ein Vater seine Kinder liebt, wenn sie auch oft noch recht unartig sind, so liebt mein Gott auch mich, und ich blicke zu ihm auf, und ich darf ihm sagen: Abba! Wie eine zärtliche Mutter ihr schwächstes Kindlein am sorgfältigsten hegt und pflegt, so trägt er mich, sein ärmstes Kind. Ja, wie ein Bräutigam seine Braut liebt, die ihm ihr Jawort gegeben und sich und ihre Zukunft in seine Hände gelegt hat, so liebt er mich. Seine Liebe ist das Meer, in dem mein Ich seinen Untergang findet. O wie verstehe ich das Wort: Darinnen steht die Liebe, nicht, daß wir ihn geliebt haben, sondern daß er uns geliebt hat! Und das andre: Gleichwie mich mein Vater liebt, also liebe ich euch auch. Bleibet in meiner Liebe! Ja, daß er mich unliebenswürdiges Geschöpf so sehr geliebt hat, daß er mir alles, alles vergeben, daß er mich geküßt hat mit dem Kuß des Friedens,

daß er, nachdem er die Sünde und den Bann hinweggetan hat, nun auch wohnt in meinem Herzen — das erfüllt meinen Geist mit Beugung und Staunen, aber auch mit Freude und tiefem Frieden. Das soll mein Ruhm sein bis zum Grabe, daß er *mich* geliebet habe.

Noch bin ich ein schwaches Kindlein und strauchle oft; aber das kann ich sagen: jede Sünde, in die ich falle, jedes lieblose Wort, das mir entfährt, jeder eigenwillige oder menschengefällige Gedanke, der sich regt, erfüllt mich mit einem tieferen Schmerz, als es früher eine bewußte Übertretung tat. Doch habe ich mir den Rat gemerkt, daß wir uns nach einem vorgekommenen Sündenfall *sofort* durch das Bekenntnis der Sünde den Frieden wieder sollen herstellen lassen (1. Joh. 1, 7—10), und wenn ich dann auch die göttliche Traurigkeit empfinde, so glaube ich es doch, daß er mir vergeben habe, und um so inniger schließe ich meine Hand in die seinige.

Das Bewußtsein meines Elends ist es gerade, was mich so unaufhörlich an ihn kettet. Ich fühle es, er ist gerade, was ich brauche. Ich ein armer Sünder, er ein wunderbarer Heiland. Ich schwach, er mächtig. Ich arm, er reich. Ich durstig, er eine unerschöpfliche Quelle. Ich hungrig, er das Brot des Lebens. Ich ein leeres Gefäß, er die Fülle der Gottheit. Ich krank, er mein Arzt. In mir lauter Tod, in ihm lauter Leben. Ich nichts, er *alles*."

Den Schluß dieses Abschnitts, der von dem handelt, was Dora Rappards Leben wohl am meisten beeinflußt hat und bis in die ewige Seligkeit reicht, bilde das in jenen Tagen entstandene Lied:

Es preiset meine Seel' den Herrn,
der frei und fröhlich mich gemacht;
er sah mich in der öden Fern'
und hat mich selig heimgebracht.

Denn nicht mehr, wie so manches Jahr,
steh' mutlos ich und zweifelnd hier,
als müßte ich ihn ziehen gar,
als neigte er sich nicht zu mir.

Nicht länger will vor seinem Tor
ich zagend auf mich selber schaun,

als müßt' ich schmücken mich zuvor,
als müßt' auf meine Kraft ich baun.

O laßt ein Herz, das viel geweint,
weil es für Gottes Liebe blind,
nun, da dem Freund es still vereint,
laßt es sich freuen wie ein Kind!

Von Kopf zu Fuß bedeckt mich ja
sein wundervolles, weißes Kleid;
da hüll' ich mich hinein, und da
vergeß ich all mein bittres Leid.

Und ob ich elend bin und klein,
und ob auch blendend ist sein Glanz,
das trennt uns nicht; denn ich bin sein,
und er gehört mir Sünder ganz.

„Am Himmel hang' ich, auf Erden dien' ich!“

Obiges Wort brachte Inspektor Rappard seiner Gattin einmal von einer Reise mit, und sie trachtete danach, es auszuleben. So verwob sie ihren Dienst in der eigenen Familie und im Anstaltsbetrieb mit dem Bleiben in Jesus. Das verbreitete trotz all der vielen Arbeit eine wohltuende Ruhe um ihre Persönlichkeit. Hatte sie in ihren Jugendjahren infolge der schweren Gehirnentzündung oft an Nervenregung gelitten, war nun nichts mehr davon zu spüren. Nur heftige Kopfschmerzen suchten sie zuweilen heim, die aber nach einigen Stunden völliger Stille wieder verschwanden.

In der ersten Hälfte ihres Ehelebens gab es selten Ruhetage. Von allen Seiten wurden Anforderungen an sie gestellt, und es war ein Glück, daß die nächtliche Arbeit ihrer Gesundheit nicht schadete, sonst hätte sie ihre Aufgabe nicht erfüllen können. Gewöhnlich war sie abends die Letzte im Haus, die zur Ruhe ging, und doch erschien sie am Morgen pünktlich und ganz frisch zum Frühstück. Ihren ersten Tagesbeginn schildert ein Bruder folgendermaßen:

„Ich war zwei Jahre lang Famulus des Inspektorats und hatte die Ehre und Freude, Frau Inspektor jeden Morgen zuerst zu sehen und zu grüßen. Wenn ich im Hausflur arbeitete, kam

sie von oben herab in das Wohnzimmer. Ich bewunderte ihre Pünktlichkeit, daß sie fast jeden Morgen um dieselbe Zeit die Treppe herunterkam. Aus ihrem ‚Guten Morgen!‘ teilte sich mir belebende Kraft mit, so daß ich mit mehr Freudigkeit meinen Dienst tat.“

Nach Frühstück und Hausandacht erfüllte sie bestimmte häusliche Pflichten, und dann ging sie in ihr Arbeitszimmer. Die Anstaltskasse mit den dazugehörigen Büchern führte sie aufs sorgfältigste; dann stellte sie Quittungen aus, schrieb herzliche Dankbriefe, machte Bestellungen und wollte das Nötigste erledigen. Aber wie oft ging dazwischen die Tür des Nebenzimmers auf, und ihres Mannes Stimme rief: „Dora!“ Da galt es, ihm zu dienen, verlegte Schriftstücke zu suchen, Briefe zu schreiben, Entwürfe druckfertig zu machen, kurz, ganz Gehilfin zu sein. Oder ein Kinderköpfchen schaute herein, und die Bitte ertönte: „Mama, spiel mit mir!“ Konnte sie da widerstehen? Einige Augenblicke widmete sie dem Kleinsten, und dann nahm sie die geistige Arbeit wieder auf. Nun klopfte es. Besuch wurde gemeldet, und leichtfüßig sprang sie auf. Dieses schnelle Sich-Erheben hat manchen verwundert; doch gehörte es zu ihrer ganzen mütterlichen Erscheinung, die bei aller Größe und Stärke nichts Schwerfälliges hatte.

Jetzt war sie für ihren Gast da, und es wurde ihm leicht gemacht, sich auszusprechen. Er spürte wahre Teilnahme, und getröstet, ermutigt und gesegnet verabschiedete er sich.

Oder der Krankenpfleger kam, um über den Gesundheits- oder besser Krankheitszustand im Hause zu berichten, über Brüder, Arbeiter und Lehrlinge. Wir lassen ihn selbst sprechen:

„Wie herzlich und mütterlich war es immer, wenn die liebe Frau Inspektor sagte: ‚Grüßen Sie die lieben Kranken von mir, und ich werde bald nach ihnen sehen!‘ Kam dann die treue Anstaltsmutter, so hatte sie für jeden ein herzliches Wort des Trostes, und für Schwerkranke war es besonders eine Erquickung, wenn sie beim Weggehen sagte: ‚Wir wollen dem Herrn alles im Gebet darlegen.‘ Das war es, was man fühlte; sie trug jeden einzelnen mit seinen ihr anvertrauten Sorgen auf betendem Herzen.“

Nun kam die Mittagszeit. Um den Familiencharakter der Anstalt zu wahren, wurden die Mahlzeiten gemeinsam eingenommen, und aus den verschiedenen Häusern kam man im gro-

ßen Speisesaal zusammen. Das war etwas Alltägliches, die Hauseltern dort zu sehen, und doch machte es auf die einzelnen einen besonderen Eindruck. So schreibt ein Bruder:

„Im Geiste sehe ich noch ihr wahrhaft mütterliches Angesicht, wie sie an der Seite des geliebten Gatten am Lehrertisch saß.“

Und ein anderer sagt:

„Sie im Speisesaal an der Seite des Hausvaters, des verehrten Inspektors Rappard, sitzen zu sehen, das allein war für mich schon ein Stück Andacht. Groß war der Eindruck, den sie allezeit durch ihre Person, einfach durch ihre Gegenwart, auf mich machte.“

Um 1 Uhr kamen die Postbrüder, der Riehener und Grenzacher Bote, um die Briefe abzuholen und Bestellungen entgegenzunehmen. Merkwürdig, auch hierbei übte sie, ihr unbewußt, einen Einfluß aus. Einer aus den vielen bezeugt:

„Mit ihrer sich allzeit gleichbleibenden Freundlichkeit und Lindigkeit, gepaart mit tiefem, sittlichem Ernst, kam Frau Inspektor Rappard mir jedesmal wie eine ‚Heilige‘ vor, und sie war es ja auch im tiefsten Sinne des Wortes. Als ‚Postbote von Riehen‘ durfte ich ein Jahr lang fast täglich ihre freundlichen Aufträge und die Summe von Briefen, die Tausenden zum Segen werden durften, entgegennehmen. Wie verstand sie es dann, mit einem freundlichen Wort oft Trost und Ermutigung ins Herz zu legen!“

Dann wurde es ruhiger, und eine gemütliche Pause bei einem Täßchen schwarzen Kaffee gab Zeit zu intimer Aussprache. Noch ein wenig Stille und Sammlung, und die Gattin, Mutter und Hausmutter war wieder dienstbereit. Es ging bei ihr nach dem Wort, das sich in ihren Büchern findet:

„Frieden hat nicht der, den niemand störet früh und spät,
nein, der, den jeder stört, der nimmer ruht
und doch sein Werk mit Ruh' und Freude tut.“

Eine der Abendstunden hielt sie immer frei für ihre Kinder. Zuerst waren es Spielstündchen; mit den Jahren aber wurden es ganz köstliche Lesestunden. Die Mädchen strickten oder stickten, selbst die Kleinen regten die ungelenken Fingerchen, und die Buben verfertigten Netzarbeiten. Alle saßen um den großen Eßtisch, der heute noch Spuren davon zeigt. „Schatziges Mutti,

ich hab' dich lieb!“ steht in kindlicher Schrift mit Stricknadeln eingegraben auf dem Holz. Mutter brachte ihre große Lampe mit, um das Licht zu verstärken, „Sonne“ wurde sie genannt. Und dann las sie vor, und der Wohllaut ihrer Stimme verlieh allem einen besonderen Reiz. Lebensbilder, die die kleine Schar gar nicht langweilig fand, wechselten mit Erzählungen und Missionsschriften ab. Nahte die Weihnachtszeit, dann wurden die unübertrefflichen, weihnachtlichen Geschichten von Agnes Vollmar vorgelesen, die die Herzen in seliger Vorahnung freudig stimmten.

Zuweilen trat plötzlich der liebe Vater in das Wohnzimmer, und die Freude über die Art und Weise, wie die Mutter seiner Kinder ihres Amtes waltete, war ihm deutlich anzumerken. Diese Abendstunden wurden solange wie möglich fortgeführt, auch als der Kreis klein ward. Sie sammelten die zerstreuten Sinne, gewöhnten an regelmäßiges Arbeiten und waren verklärt durch die Mutterliebe.

Dann kam die stille Nacht. Wenn Mutter an jedem der acht Betten ihren letzten Segen gesprochen hatte, gab es für sie ungestörte Stunden des Schaffens. Das war ein Hochgenuß, wenn die Hand ununterbrochen dem Trieb des Herzens folgen und schreiben konnte. Ihre Handschrift in der bekannten Gleichmäßigkeit und klaren Schönheit war ein Bild ihres Wesens.

So endete einer der gewöhnlichen Arbeitstage von Dora Rappard. Natürlich gab es mancherlei Ausnahmen von dieser Regel. Aber da sie jede Aufgabe, die Gott ihr schickte, freudig entgegennahm, blieb sie in innerem Frieden. Sie legte sich nach gemeinsamem Gebet mit ihrem Gatten zur Ruhe, und es war an ihr erfüllt, was sie einst sang:

In des Tages Hitz' und Last
bist du meine süße Rast.
Mag da kommen, was da will,
tönt's im Herzen leis und still: Jesus!

Wenn der Abend winkt zur Ruh',
schließ' ich meine Augen zu;
doch umweht mich sanft und mild
noch das eine liebe Bild: Jesus!

Sonntage

Immer lag etwas wie Feststimmung über ihr, wenn der Tag des Herrn anbrach. Dora liebte den Sonntag. Alles, was an die werktägliche Arbeit erinnern konnte, war fortgeräumt. Frische Blumen schmückten die Räume. Entweder hatten ihre Kinder sie in Flur und Wald gepflückt, oder sie wurden aus dem Garten gebracht. Auch dieser kleine Dienst gereichte einem Bruder zur besonderen Freude. Es heißt in einem Brief:

„Während meiner Chrischonazeit bedeutete es jedesmal ein Vorrecht, wenn die teure Frau Inspektor mich ansprach. Und dazu bot sich wohl bei mir mehr Gelegenheit als bei den meisten andern Brüdern, durfte ich doch als ‚Gärtnerbruder‘ jeden Samstag Blumen auf den Feiertag ins Inspektorat bringen, und da gab’s immer ein liebes Wort, einen dankbaren Blick, was wie eine Kraft in meine Seele strömte.“

Ihre Lieblingsblumen waren die schlanken, weißen Lilien. Dies erfuhren im Lauf der Jahre etliche Freunde und sorgten dafür, daß die ersten dieser reinen, duftenden Blumen, die in der Ebene früher blühen als auf dem Berg, ihr Zimmer schmückten. Dora Schlatter hat unsrer Mutter aus dem Herzen gesprochen, wenn sie sagt:

Es kann nichts Liebres mir geschehn,
als wenn im Gärtchen Lilien stehn.

Wie Sonntag wird es mir zu Sinn,
wenn ich in ihrer Nähe bin.

Um 10 Uhr war Gottesdienst. Nichts hielt sie davon ab, ihn zu besuchen, und wenn einmal ihr gewohnter Platz leer blieb, wußte man, daß nur Krankheit sie zurückgehalten haben konnte. Sie hielt es für ein Vorrecht, im Haus Gottes zu weilen und, durch Vermittlung seiner Diener, Nahrung für ihre Seele zu empfangen. Am liebsten lauschte sie wohl der Wortverkündigung ihres Gatten, den sie mit Gebet unterstützte. Aber da er gerade an den Sonntagen oft auswärtigen Dienst hatte, erflehte sie den andern Predigern Gottes Beistand und empfing Segen. Demütig lauschte sie der Frohen Botschaft, auch wenn ein noch junger, unfertiger Bruder den Nachmittagsgottesdienst hielt. Sie hätte es ja selbst soviel besser machen können. Aber ihre Gegenwart war ihm kein Hindernis, eher ein Ansporn. Das Herz

eines Bruders, der im Fernen Osten sein Arbeitsfeld gefunden hat, hält das Bild der teuren Frau also fest:

„Sie war in ihrer ganzen Art und Weise und in ihrer geweihten mütterlichen Erscheinung überall und in allem ein Segen. Doch in einem Stück war sie mir ganz besonders vorbildlich und zum Segen, nämlich in den Gottesdiensten und Andachten. Wenn ich sie kommen sah oder in unserm Kirchlein mein Blick sie traf, immer hatte ich denselben Eindruck: eine wahre Anbeterin, die die Gegenwart Gottes kennt und darin lebt. So war sie mir oft schon vor der Predigt eine Predigt ohne Worte.“

Jahrelang versah die Anstaltsmutter auch das Amt eines Organisten. Wohl fehlte die herrliche Orgel, wie sie in andern Kirchen in früherer Zeit ihr zur Verfügung gestanden hatte; aber ihr Spiel klang auf dem Harmonium nicht minder schön. Schon ihre Vorspiele waren weihvoll und stimmten die Seelen zur Anbetung. Und dann begleitete sie die Lieder kräftig und doch zart, ihre reine Stimme sang mit, und das Ganze bildete ein Lob zu Gottes Ehre.

Wenn am ersten Sonntag jeden Monats das heilige Abendmahl gefeiert wurde, war es ein besonderer Festtag ihrer Seele.

Die freien Stunden verwandte sie, wenn keine Gäste da waren, zum Lesen, zum Singen und Spielen an ihrem Harmonium und zum Schreiben. Letzteres war keine Arbeit, sondern Genuß; denn sie schrieb nur, was ihres Herzens Wonne war. Da füllten sich ihre Bücher mit eigenem oder fremdem geistigem Gut, und ihre Sonntagsbriefe trugen ein besonderes Gepräge.

Doch gab es nicht nur Sonntagsruhe, sondern auch Sonntagsdienst. War die Gattin des Inspektors den Zöglingen eine Mutter, so wollte sie es auch für die Lehrlinge der Werkstätten sein. Am Sonntagabend versammelte sie die Jungen im Familienwohnzimmer. Einer von ihnen, jetzt ein ergrauter und in den Ruhestand versetzter Prediger, sandte uns Erinnerungen an diese Sonntagsstunden. Sie lauten:

„Im November 1872 kam ich als Buchbinderlehrling nach St. Chrischona. In der ersten Zeit war ich sehr heimwehkrank. Frau Inspektor hörte mich einmal laut weinen, und von da an war sie mir wie eine Mutter, die es verstand, mich zu trösten und meinen Schmerz zu heilen. Was sie mir war, das war sie auch meinen Nebenlehrlingen, deren es damals aus Setzerei,

Druckerei und Binderei zehn waren. Sie war für uns eine führende und bewahrende Macht. Ich glaube gewiß, die Liebe, das Zutrauen, die Wertschätzung, die wir zu ihr hatten, wird heute noch in keiner Erinnerung erloschen sein. Ja, einige werden's ihr schon jetzt in der Ewigkeit danken.

Besondere Freundesliebe verband mich mit einem Setzerlehrling, und wiederholt freute sich Frau Inspektor über unser treues Zusammenstehen. Diese Freundschaft ist bis heute geblieben, und als wir letzten Sommer uns wiedersahen, gedachten wir auch der Segenszeiten und -stunden vor fünfzig Jahren auf dem lieben Berge und besonders im trauten Familienzimmer von Frau Inspektor. Vom Spätjahr bis zum Frühjahr durften wir uns immer zusammenfinden an den Sonntagabenden von 7 bis 8 Uhr. Wie verstand sie es, uns das Wort Gottes lieb und wert zu machen! Wie war's ein Fragen und Antworten, so offen, so frei, so wahr! Jede Sonntagsstunde gab uns einen besonderen Wochensegen.

Im Jahr 1875 war meine Lehrzeit zu Ende. Ich blieb noch ein weiteres Jahr als Arbeiter, aber auch als solcher noch im Lehrlingskreis. Als ich im November vom Berge schied, um in meine Heimat zurückzukehren, geschah der Abschied nicht ohne Tränen. Frau Inspektor sagte: ‚Wilhelm, wir dürfen uns wohl wieder grüßen; ich glaube es.‘ Das ist im November 1879 wahr geworden, als ich als Zögling eintrat.“

Die andern früheren Lehrlinge, die jetzt als gereifte Männer im Leben stehen, bewahren ihr das gleiche dankbare Andenken. Mit etlichen von ihnen blieb sie bis zuletzt brieflich verbunden.

Auf die Sonntagsstunde, die den Jünglingen gewidmet war, folgte noch ein Feierstündchen der Mutter mit ihren Kindern. Dann zog sie sich zurück. Oftmals harrete sie der Ankunft ihres Gatten, wenn er in der näheren Umgebung seinen Predigtendienst hatte, und diese stille Nachtwache war ihr besonders lieb. Hörte sie endlich seinen Schritt, dann zog es durch ihre Seele:

„Wie lieblich sind die Füße der Boten, die da Frieden predigen!“

Wenn ihr Mann abwesend war und doch über eine Predigt genauen Bescheid wissen sollte, bat er seine Dora um ihre Kritik. So schrieb sie ihm einmal im Jahr 1870, als ein junger Kandidat sich vorgestellt hatte:

„Es war ein nettes, abgerundetes Predigtlein, zeugte von einem frommen Gemüt, aber von wenig Erfahrung und Kraft.“

Überhaupt vertrat sie den Inspektor während seiner Reisen aufs beste, ohne je die Grenzen zu überschreiten. Die Lehrer besorgten neben dem Unterricht den äußeren Dienst, und es war ein gutes Zusammenwirken. Oft kam auch Herr Jäger, um nach dem Rechten zu sehen, und ein Komiteemitglied von Basel, Herr Pfarrer J. J. Riggensch, stand der Hausmutter, namentlich wenn es Schwierigkeiten gab, treulich bei.

Die Heimkehr nach langer Trennung war für die Gatten immer eine neue Freude. Die vielen Abwesenheiten fielen beiden Teilen nicht leicht; aber das Opfer wurde dem Herrn gebracht, und mit ihrem lieben Dichter Gustav Jahn sprach Dora:

Und ob's auch schwere Stunden
in seinem Dienste gibt,
so hab' ich doch gefunden,
den meine Seele liebt.

Jahr um Jahr

Im Mai des Jahres 1876 siedelte Heinrichs Mutter die auch Doras Hochachtung und Liebe besaß, aus der Ostschweiz nach St. Chrischona über. Das war eine große Bereicherung des Lebens. In dem zwischen Wald und Wiese für sie erbauten Landhaus teilte nun ein Mutterherz Glück und Schmerz ihrer Kinder. Dazu kam der liebliche Verkehr mit den Geschwistern. Als schweres Leid einzog und zwei junge, blühende Menschenleben bald nacheinander einer tückischen Krankheit zum Opfer fielen und Louis und Mina Rappard aus dem schönen Heim getragen wurden, um nie wiederzukehren, da half auch Dora in tiefer Teilnahme mit, die Blicke der trauernden Familienglieder himmelwärts zu lenken.

Jahr um Jahr verging. Süße Mutterpflichten und ernste Arbeit als ihres Mannes Gehilfin hielten die junge Frau daheim fest. Immer mehr wurde sie zum Dienst am Werk der Pilgermission herangezogen, immer neue Aufgaben erweckten schlummernde Gaben und machten das Tagewerk reich und schön, aber auch zuweilen schwer. Es war nicht eitel Sonnenschein, wenn sich

Lasten aufs Herz legten, oder wenn in der eigenen oder in der Anstaltsfamilie Nöte verschiedener Art auftauchten. Auch galt es für Dora, dem geliebten Mann in Gebieten untertan zu sein, die bisher ihr persönliches Eigentum gewesen waren. Es kam vor, daß ihre Seele, in hohem Flug begriffen, plötzlich herab auf die Erde gerufen wurde, daß sie mitten im Lesen eines Abschnittes, dessen ihr forschender Geist sich freute, jäh abubrechen hatte, weil ein wichtiger Brief noch ungeschrieben, ein Auftrag noch nicht erledigt war. Doch bald erkannte sie in der Zucht, in der sie gehalten wurde, wahre Liebe und dankte ihrem Ehemann dafür.

Aus irgendeinem Buch schrieb sie einmal folgende Stelle ab, sie innerlich freudig bejahend:

„Ich kannte eine Idealehe. Der Mann führte das Zepter, das Weib trug die Krone. Hand in Hand wanderten die zwei durchs Leben. Recht und Pflicht wurde nicht gefordert. Die Liebe verkörperte sie.“

Bei Heinrich und Dora Rappard kam es aber als Höchstes hinzu, daß Christus beider Haupt war.

Vieles, was die erste Hälfte der Chrischonazeit mit sich brachte, und was der Gattin und Mutter als Freude oder Schmerz zur inneren Entwicklung und Förderung diente, kann hier nicht genannt werden. Einige Einzelheiten seien noch erwähnt.

Vom Jahr 1881 schreibt sie:

„Sechs Wochen nach dem Ostermontag, an dem wir unsern lieblichen Kleinen ins stille Ruhebettlein in Riehen gelegt hatten, verließ mein lieber Heinrich den Berg, um eine lange Reise nach Österreich und Südrußland zu unternehmen. Am 30. Mai reiste er ab, und am 30. Juli kehrte er wieder heim. Wohl schien mir und uns allen die Zeit oft lang, doch konnten wir die Güte des Herrn nicht genugsam preisen. Er hat dort und hier bewahrt und gesegnet.“

In einem der vielen Briefe, die Heinrich und Dora zur Erleichterung bei solcher Trennung wechselten, schrieb sie: „Odessa, das am andern Ende Europas liegt, scheint mir nun viel näher, weil *Du* dort bist. So ist uns auch der Himmel nah, weil Jesus dort ist.“

Das letzte Stück der Heimfahrt von Rußland gestaltete sich überaus fröhlich. Mit fünf Kindlein durfte die Mutter dem

teuren Evangelisten nach Flüelen entgegenreisen. In Gersau fand das Wiederschen statt. War das ein Jubel! Die Fahrt auf dem Vierwaldstätter See war wundervoll, und die Mitreisenden beobachteten freundlich teilnehmend die glückliche Familie.

Im gleichen Jahr besuchte Dora die Berner Festwoche und verlebte hernach etliche Ruhetage in Rütihubel. Obwohl immer etwas Heimweh erwachte, wenn sie von den Ihrigen getrennt war, klingen ihre Briefe von dort doch froh. Sie trifft liebe Freunde, genießt aber besonders die Gemeinschaft mit dem Herrn. Am letzten Abend schreibt sie: „Ich muß meinen Gott von Herzen loben für alles, was er an meinem Geiste, aber auch an meinem Leibe getan hat. Auch für die offenen Türen, die er mir gab, zu vielen über sein Wort zu reden, danke ich ihm. Ich gab immer nur das, was ich gerade von ihm erhalten hatte, und wir waren oft sehr gesegnet.“

Eine Zeit im Jahr 1882 blieb unsrer Mutter stets in lebendiger Erinnerung durch die ernste Erkrankung eines Zöglings. Die Symptome deuteten auf ein schweres Gemütsleiden, und schreckliche Anfälle steigerten sich bis zur Tobsucht. Es lag wie ein Druck auf der ganzen Anstaltsfamilie; aber die Sorge wurde auf den Herrn geworfen, des das Reich und die Macht ist. Der damalige Krankenpfleger schreibt über die längst vergangenen Wochen:

„Wenn ich betreffs des Kranken Bericht zu erstatten hatte, fand ich die liebe Anstaltsmutter gewöhnlich emsig arbeitend, gemäß dem schönen Spruch, der über ihrem Schreibtisch hing: ‚Gehe hin und arbeite heute in meinem Weinberg!‘ (Matth. 21, 28.) Es waren furchtbar ernste Zeiten. Da zeigten sich die lieben Hauseltern in ihrer wahren Größe, besonders in der Zeit der Krisis. Ich sehe sie noch ganz lebhaft im Geist mit der Bibel in der Hand aus der Offenbarung Johannes vom Blut des Lammes und vom Überwinden lesen und die Brüder rings um das Bett des Kranken kniend beten. Es gab einen schweren Kampf; aber dann kam Abspannung, Ruhe und friedliche Stille. Wir hatten den Starken überwunden durch des Lammes Blut, wir hatten Sieg. Halleluja!“

St. Chrischona war der Familie Rappard, den Eltern und acht Kindern, zur lieben, wundervollen Heimat geworden. Innerlich und äußerlich fühlte man sich verwachsen mit dem Leben

auf dem Berge. Jede Jahreszeit hatte ihr besonderes Gepräge und ihren besonderen Reiz.

Die Konferenzen und die Einsegnungsfeiern waren zu Festtagen geworden, an denen die Freunde aus der schweizerischen und badischen Nachbarschaft sich mit der Chrischonagemeinde freuten und Gott dankten, der dem Werk der Pilgermission Gedeihen und Segen gegeben hatte. Der Herr war sichtbar mit Inspektor Rappard und seiner Gattin. Was er mit klarem Blick und Glaubensmut änderte oder neu gründete, das baute sie lieblich aus. Was Anstaltsregel wurde, das suchte sie mit Poesie zu durchflechten. Wo er Strenge üben mußte, legte sie ein mildes Wort ein. Widersproden hat sie ihrem Gatten wohl nie; aber sie räumte mit weiblicher Klugheit aus dem Wege, was zu kleinen Mißverständnissen hätte führen können.

Ein Siebzjähriger schickt uns folgende Erinnerung aus seiner Anstaltszeit:

„Als ich Famulus in der vierten Klasse war und wie üblich am Samstagabend mit dem Senior zu Herrn Inspektor gehen mußte, sagte er zu mir: ‚Du bist der teuerste Bruder in der ganzen Anstalt‘ (ich mußte nämlich als Bäcker das Brot backen, und die Mehlnrechnungen waren groß). Weil ich immer etwas zaghaft und ängstlich war, fand ich keine Antwort auf diese Äußerung. Da kam aber die liebe Frau Inspektor mir zu Hilfe und sagte, ich sei aber auch der nützlichste Bruder, weil ich dafür Sorge, daß alle Brot zu essen hätten. Das habe ich nie vergessen, obgleich es über 42 Jahre her ist.“

Manche ähnlichen Züge könnten erzählt werden, und sie würden mit vielen andern beweisen, wie die beiden Gatten bei aller Verschiedenheit so zusammenstimmten, daß ihr Leben im Familien- und Anstaltskreis etwas Harmonisches war zum Lobe Gottes.

Einst machte Dora ihrem Mann schriftlich einen Vorschlag, wie eine Zusammenkunft mit Brüdern etwas wärmer gestaltet werden könnte. Sie schließt mit den Worten:

„Du wirst denken: das ist eben wieder meine ideale Dora! Mag sein; aber vielleicht hat Gott es just haben wollen, daß mein realistischer Heinrich solch ein Frauchen habe.“

Ja, es zeigte sich je länger je mehr, daß die Ehe gottgewollt, gesegnet und darum auch für andre ein Segen war.

Fest wurzelte groß und klein in St. Chrischonas Boden, als es zu einer gewissen Lösung kommen sollte. Inspektor Rappard hatte nicht nur die Stationen der Pilgermission zu besuchen und da und dort an Konferenzen zu dienen, sondern er wurde auch zu anhaltenden Evangelisationen gerufen. Und von ganzem Herzen war er Evangelist. Die vielen Abwesenheiten von daheim aber ließen sich auf die Dauer nicht mit dem Posten des Inspektors, der zugleich Hausvater war, vereinigen. Nach Gebet und reiflicher Erwägung berief daher das Komitee einen zweiten Inspektor in der Person des Herrn Theodor Haarbeck-Rappard, der die Leitung der Bildungsanstalt übernehmen und seinen Schwager zum Reisedienst freimachen sollte. Unter Gottes Segen vollzog sich dieser Wechsel im Jahr 1883. Mit der Überzeugung, daß die geliebte Anstalt auf dem Berge einen wohl- ausgerüsteten Leiter und Lehrer erhalten habe, konnte Rappard nun getrost seine Straße ziehen. Wie anders verließ er die Stätte, als er sie im Herbst 1868 angetroffen hatte! Wahrlich, der Herr hatte durch ihn und seine Gattin Großes getan.

In *Basel* sollte das neue Heim gegründet werden. Dora schreibt über den Umzug:

„Am 12. Juli verließen wir unsern Berg, die traute Heimat, in der unsre zehn Kinder geboren, wo wir alle so unaussprechlich viel Gutes genossen. Heinrich

ging mit starkem, gläubigem Schritt,
und still vertrauend folgte ich mit.“

Leben und Wirken in Basel

In der Karthausgasse Nr. 42 war eine freundliche Wohnung gefunden und gemietet worden. Wohl mutete es alle sonderbar an, daß keine Wälder und keine Berge sichtbar waren, daß hohe Häuser die Aussicht verdeckten und nur ein kleines Gärtchen hinter dem Haus der an so große Freiheit gewöhnten Kinder-schar zur Verfügung stand. Aber man hatte nach Westen hin über eine Wiese den Blick frei auf den Rheinstrom und freute sich dieses schönen Anblicks. Als später alles verbaut wurde, war man das Stadtleben schon mehr gewohnt und genoß doppelt das sehr begrenzte Fleckchen Garten, das so praktisch wie möglich ausgenützt wurde.

Mit dem neu zu beginnenden Leben in Basel stellte Inspektor Rappard neue Anforderungen an seine geliebte Frau. Auf St. Chrischona war die eigene Familie mehr oder weniger im Anstaltshaushalt untergegangen, da die Hauptmahlzeiten im Speisesaal des Brüderhauses eingenommen wurden. Das war einerseits eine große Vereinfachung, andererseits bedeutete es manches Opfer. Nun aber galt es plötzlich, einem zwölf Glieder umfassenden Hauswesen vorzustehen. Es mußte größte Sparsamkeit walten, und um die Chrischonakasse nicht zu sehr zu belasten, wurden Pensionäre aufgenommen, zwei oder drei, so daß die Tafelrunde eine große war. Dazu kamen häufige Besuche, liebe Gäste, und jedem Vorkommnis, jeder Verlegenheit sollte des Hauses Mutter gewachsen sein. Sie war es fast immer; denn sie nahm ihre Zuflucht zu Gott. Ihren Mann mußte sie in diesen Jahren viel entbehren; gleich im September 1883 reiste er auf zehn Wochen nach Ostpreußen und in die österreichischen Lande. Da war sie den Söhnen und Töchtern, die sich in den öffentlichen Schulen zurechtzufinden hatten, Beraterin und Trösterin, den Kleinen, die Wald und Wiese vermißten, eine köstliche Gefährtin, den neuen Hausgenossen eine mütterliche Freundin und den treuen Gehilfinnen eine verständnisvolle Leiterin. Daneben hatte sie einen beträchtlichen Teil der Arbeit, das Werk der Pilgermission betreffend, mit nach Basel nehmen müssen. Ihr Mann blieb ja Inspektor, und sie war seine treue Gehilfin. So war das Leben im Tal noch vielgestaltiger als auf dem Berge und reich an Mühe und Sorge.

In späteren Jahren, wenn Mutter an die in Basel verlebte Zeit zurückdachte, konnte man merken, daß sie dort in Gottes besonderer Schule gewesen ist. In manchem Fach galt es, Neues zu lernen, und wenn ein Examen bestanden war, begann die Vorbereitung auf ein höheres. Das ging nicht ohne Kampf; aber der Gewinn war groß. Sie, die sich so gern auf ihren Gatten stützte und ihn in allen Fragen entscheiden ließ, mußte selbständiger werden, weil er so oft auswärts war. Ihre Selbständigkeit aber bedeutete eine größere Abhängigkeit vom Herrn und damit ein Gesegnetsein.

Hatten schon früher manche Beziehungen zwischen den Inspektorsleuten auf St. Chrischona und einem christlichen Freundeskreis in Basel bestanden, waren die Bande durch die im

Jahr 1882 gehaltenen gesegneten Evangelisationsversammlungen — die ersten dieser Art in Basel — fester geknüpft worden, so kam es jetzt zu wahren Freundschaften, zu innigem Verbundensein im Herrn, wodurch das Leben von Heinrich und Dora Rappard bereichert wurde. Zum Beispiel bildete sich ein intimer Kreis, der jeden Freitagvormittag zu einer Gebetstunde in dem kleinen Salon der Karthausgasse zusammenkam. Eigene und fremde Not wurde da vor Gott gebracht, und Lob und Anbetung stieg zu ihm empor.

Oftmals wurde die Mutter mit den Kindern in ein Freundeshaus eingeladen, wo herrliche freie Nachmittage verbracht werden durften. Ja, in einem Brief schreibt Dora ihrem Gatten, daß eine Freundin der ganzen Familie ihr Landhaus für eine Erholungszeit angeboten und hinzugefügt habe: „Es wäre mir eine süße Freude.“ Bei Krankheiten der Kinder oder bei besonderen Anlässen erfuhren die Eltern viel herzliche, hilfreiche Teilnahme. Es könnten viele Namen genannt werden solcher, die die Basler Zeit durch ihre Liebe lichtvoll gemacht haben. Die meisten dieser alten Freunde sind daheim beim Herrn. Wer noch hienieden pilgert und sich an jene Jahre erinnert, der sei begrüßt mit einem Verslein, das Mutter besonders lieb war:

Kleine gute Taten, jedes Liebeswort
machen diese Erde fast zur Himmelpfort'.

An schönen Sonntagen zog es oft alle in die alte Heimat hinauf, und manche Ferienwochen durften auf St. Chrischona verlebt werden. Mit der Zeit gab es andre liebliche Aufenthalte bei Verwandten und Freunden und reizende Fahrten, wobei Vaterhand des Pferdes Zügel lenkte. Aber sonst war das regelmäßige Leben, wie es bei sieben schulpflichtigen Kindern geführt werden muß, vorherrschend. Fast wurde es zur Gewohnheit, das teure Familienhaupt zu entbehren; wenn aber die Eltern beide daheim waren, spürte man etwas von vollkommenem Glück.

Werfen wir einen Blick in das große Wohnzimmer am Montagabend! Nachtessen und Andacht sind vorüber. Jetzt beginnt ein emsiges Schaffen. Möbel werden gerückt oder in den Hausgang getragen, dafür Bänke aus der Gartenlaube und Stühle von den oberen Stockwerken geholt. Jedes Kind hat seinen be-

sonderen Dienst, und nach kurzer Zeit trägt der Raum das Gepräge eines Betsaales. Was hat das zu bedeuten? Die Hausglocke ertönt. Nun muß der kleine Türhüter sein Amt versehen. Er läßt alle ein, die kommen wollen: Frauen aus der Nachbarschaft, Schwestern aus dem nahen Kinderspital, etliche Freundinnen von Groß-Basel. Bald ist jeder Platz besetzt, das Zimmer ist gedrängt voll, und nun wird ein Lied gesungen. Damit hat die Bibel- und Frauenstunde, wie sie genannt wird, ihren Anfang genommen. Etliche Male hat Inspektor Rappard den Lauschenden das Wort Gottes ausgelegt; doch in der Regel verkündigte seine Gattin ihren Schwestern das seligmachende Evangelium. Wöchentlich fanden diese Vereinigungen statt, und so wurde Nr. 42 ein Segen für die Anwohner der umliegenden Straßen; denn manche bedrückte Seele gewann Vertrauen und holte sich auch zu andern Zeiten Trost und Rat. Mutter durfte Führerin zum Heiland werden. Das war der Beginn ihrer Tätigkeit in Basel.

Bald wünschte das Evangelisationskomitee, daß auch einem andern Stadtteil solche Frauenversammlungen geschenkt würden. So zog nach der Tagesarbeit die Magd des Herrn lange Zeit jeweils am Donnerstag in die St. Johann-Vorstadt hinaus, wo im Haus „Zur Mägd“ begierige Herzen auf das Wort vom Kreuz warteten. Solche Frauenstunden waren damals etwas Ungewohntes. An andrer Stelle wird mehr darüber gesagt werden. Diese Arbeit sei aber schon hier erwähnt, weil sie zeigt, wie eine Hausfrau, die ihres Mannes Gehilfin und ihren acht Kindern eine treue Mutter war, doch Zeit fand, ihrem Meister zu folgen und seine Befehle auszurichten. Der Dienst beseligte sie.

Aber auch in Basel mußten manche Nachtstunden der stillen Vorbereitung und der großen Korrespondenz geopfert werden.

Einstmals schrieb sie so eifrig, daß ihr unbewußt Stunde um Stunde verrann und plötzlich die fahle Morgendämmerung sich mit dem Licht ihrer Stehlampe vermischte. Schnell legte sie sich zur Ruhe. Zur Frühstückszeit war sie an ihrem gewohnten Platz; denn ohne den Morgensegen durfte ihre kleine Schar nie zur Schule ausziehen. Da kam ein Bote vom gegenüberliegenden Haus, wo treue, liebe Nachbarn wohnten, um nachzufragen, ob jemand ernstlich erkrankt sei, da die Lampe fast die ganze Nacht gebrannt habe. Diese liebende Kontrolle tat ihr wohl, wie

überhaupt die Verbindung mit dem ehrwürdigen Paar des Eckhauses und seiner Familie.

In ihrem Tagebuch lesen wir von einem Aufenthalt in Mänedorf bei Onkel Samuel Zeller im Mai 1886: „Der Herr gab mir dort Heilung von meinem schlimmen Kopfweh“, schreibt sie, „gab mir Ruhe und Erquickung für Seele, Geist und Leib und brachte mich nach ‚sieben Sonntagen‘ (eine Woche war es nur, aber lauter Fest- und Sonntage) fröhlich wieder nach Hause.“

Im Oktober desselben Jahres unternahm Dora eine Reise nach England, um ihren geliebten sterbenden Bruder Samuel noch einmal zu sehen. In dunkler Eisenbahnfahrt auf langer Strecke erfuhr sie Gottes besondere Freundlichkeit. Durch Zufall hielt der Schnellzug an der kleinen Station, die dem Wohnort ihres Bruders am nächsten lag, und diesem Umstand war es zu verdanken, daß sie ihn noch lebend antraf und seine letzten Erdenstunden durch ihre Liebe versüßen und durch ihren Glauben heiligen konnte.

Sie besuchte ihren andern Bruder, ihre verwitwete Schwägerin, die Geschwister ihres Heinrich, Bekannte früherer Zeit und Freunde der Pilgermission und kehrte nach beinahe vier Wochen dankbar zu ihren Liebsten zurück.

Das nächste Jahr brachte ihres Gatten Reise nach Nordamerika. Sie schreibt darüber: „O, wie viele Gebete sind da aufgestiegen zu Gott, und er hat sie *alle* erhört!“ Sie erwähnt aber nicht, was täglich an sie herankam während der langen Trennung, und wie sie ihres Heilands Kraft und Hilfe brauchte, um nichts zu versäumen. Durch ausführliche Briefe hält sie den fernen Vater auf dem laufenden, und seine treuen Botschaften bringen ihr Erquickung.

Einmal schreibt sie ihm, daß der Briefträger ganz traurig den Knaben gesagt habe: „Heute waren viele Briefe aus Amerika da; ich habe alle durchsucht; aber es war keiner von eurem Papa dabei.“ Allgemein war die Teilnahme an der vier Monate langen Reise des Inspektors und groß auch die Freude, als er am 6. August wohlbehalten heimkehrte. Ende des Monats gingen die Eltern dann auf einige Tage nach Wengen. „Wir genossen in der Stille und in köstlicher Gemeinschaft untereinander die Tage der Ruhe“, bezeugte die glückliche Gattin.

Einige Briefauszüge lassen uns einen Blick in das zärtliche, von Gott geheiligte Verhältnis zwischen Dora und ihrem Gatten tun:

„Ich fühle mich glücklich in dem Bewußtsein, des Herrn Eigentum, Kind, Schwester (Mark. 3, 35 Schluß), Magd, ein Glied seiner Braut zu sein. Das gibt Trost in Einsamkeit, und für jedes Bedürfnis ist da volles Genüge.“

„Der Herr schenke Dir große Kraft, mein Heinrich, die Kraft, die darin besteht, daß Du nichts bist und er alles!“

„Ab und zu schießt ein rechter Heimwehschmerz durch meine Seele; aber Dein Wort: ‚Es ist ein Verlassen um Jesu willen für Dich und mich‘ stärkt mich und tut mir wohl.“

„Ich möchte Dir so gern, wie Chrysostomus von den Christinnen sagt, ‚eine Gehilfin und Freundin, eine so anmutige Gelegenheit vieler Freude‘ sein.“

Auch weise Worte finden wir in den Briefen. Eine Dame in Basel hatte sich sehr gefreut, ihr von ihren Eltern geerbtes Gut für das Reich Gottes zur Verfügung zu stellen, wurde aber durch eine testamentarische Klausel ihres verstorbenen Gatten daran verhindert. Dora berichtet ihrem Mann über die Sache und fügt bei: „Ehemänner sollten doch wirklich sorgfältig sein, ihr Testament so zu verfassen, daß die Frauen nicht ihres Rechts beraubt werden.“

Oder sie schreibt über eine gehörte Predigt:

„Der Text war Johannes 16, 25—33. Die Gebetsschule mit vier Klassen.

1. Klasse: Gebet, eine religiöse Übung ohne bestimmten Wunsch. Etwas Allgemeines. Eine ‚Ergebenheitsadresse‘.
2. Klasse: Persönliches Begegnen mit einem persönlichen Gott. Herzliches Zutrauen zu ihm. Alle Anliegen, Sorgen und Wünsche werden ihm gesagt, wobei man merkt: der große, große Gott hat mich kleinen Menschen erhört.
3. Klasse: Lehrziel: Nicht sehen und doch glauben! ‚Ich begreife dich nicht; aber ich vertraue dir.‘ Es zielt auf eine völlige Hingabe an den Herrn. — Man fühlt, es muß doch noch eine höhere Klasse geben, wo man lauter erhörliche Bitten tut. Das ist:
4. Klasse: Das Gebet im Namen Jesu. Mein Wille völlig Gottes Wille. Mein Wunsch begegnet Gottes Wunsch. Als ob der

Vater spräche: ‚Das wollte ich gerade meinem Kinde geben; nun gebe ich es um so lieber.‘ Unser Sinn und Wille in völligem Einssein mit dem göttlichen Willen.

Wir sehen, das Ziel ist hoch; aber es ist erreichbar. O daß keiner dahintenbliebe!

Die Predigt war wunderschön, bot Stoff für Seele, Gedächtnis und besonders auch für den Geist. Nur fehlte mir das Moment der Versöhnung. und das Kreuz ist nicht der Mittelpunkt. Aus der ersten in die vierte Klasse kann man nicht rücken ohne eine neue Geburt.“

Während einer längeren Abwesenheit ihres Gatten schrieb Mutter jeden Samstag über ihre Kinder, damit der Vater in besonderer Weise Fürbitte tun könne. Es tat ihr wohl, sich so auszusprechen. In der Zwischenzeit meldete sie ihm andres. Einmal heißt es: „Eben saß eine um ihr tägliches Brot sehr bekümmerte Witwe bei mir. Sie war ganz verstrickt in ihr eigenes Sorgen, Vergleichen mit andern und empfand es zuerst bitter, als ich ihr dies sagte. Aber nach und nach gingen ihr über Matthäus 6, 25—34 die Augen auf. Beim Weggehen gab ich ihr ein Geldstück. Sie sagte: ‚Ich danke für die Unterstützung, aber noch mehr für die Auslegung; wenn man es wirklich glauben darf, daß man einen Vater im Himmel hat, so kann man ja ganz glücklich sein.‘

Welche Freude ist es, zu ihm zu führen, der den Balsam für jede Wunde hat! In meinem Herzen ist auch eine kleine Herzenswunde; für die hole ich auch den Balsam bei Jesus. Du fehlst mir mehr, als ich es sagen kann. Ich danke Gott, der uns verbunden hat und uns in seiner Liebe immer mehr verbinden will.“

Aus manchen Andeutungen in Briefen verschiedener Jahrgänge geht hervor, daß Heinrich und Dora Rappard in Trennungszeiten jeden Tag den gleichen Bibelabschnitt lasen. Das war ein kostbares Bindemittel und bildete das Geheimnis ihres Einsseins.

Die Jahre schwanden dahin, und der Arbeit wurde immer mehr. Ein leises Sehnen lag verborgen in der Gattin Herz; aber sie ließ sich nicht gehen und tat getreulich ihre Pflicht. Den Konfirmationsunterricht ihrer drei ältesten Töchter und der zwei Söhne begleitete sie mit betendem Herzen, und alle fünf Feiern

waren ihr so wichtig und heilig, daß sie eingehend in ihrem verschwiegenen Buch darüber berichtet. Die schwere Erkrankung einer Tochter im Winter 1888 auf 1889 warf einen Schatten auf das ganze Haus. Aber wunderbar erhörte Gott des Vaters Gebete und segnete der Mutter sorgsames Pflegen. Im Mai konnte sie mit ihrem Kind einer Einladung der treuen „Tante Amélie“, die manchen Winter hindurch eine liebe Hausgenossin in Basel war, nach Baden-Baden folgen und die Genesende dann der liebevollen Obhut und betenden Fürsorge einer Freundin anvertrauen. Der Aufenthalt im stillen Heim in D., wo auch Inspektor Rappard oftmals einkehrte, gereichte zu weiterer Stärkung, und die Verbindung mit der dortigen Schwester im Herrn blieb eine gesegnete.

Als die älteste Tochter zur Erlernung der Sprachen zuerst in die französische Schweiz und dann nach England ging, war es dem Mutterherzen, das die acht Kinder so gern beisammen hatte, nicht leicht; es ahnte wohl weitere Trennungen. In der Folgezeit mußten manche Entschlüsse gefaßt werden in Beziehung auf den Werdegang der Kinder, und die Eltern taten es mit viel Gebet. Wenn der Vater bei einer Entscheidung das letzte Wort gesprochen hatte, wurde seine Gattin innerlich still. Die Ruhe des Glaubens war dann ihr kostbares Teil.

Die Verbindung mit St. Chrischona war all die Jahre hindurch eine rege geblieben. Der Inspektor oben und der unten dienten dem einen Herrn an dem einen Werk. Jeden Samstag hielt die bekannte „Fuhre“ vor dem Haus in der Karthausgasse, brachte Briefe und Grüße und nahm wieder solche mit.

Es ist merkwürdig, daß die kurzen Begegnungen, die die Brüder damals mit Frau Inspektor Rappard hatten, ihnen doch eindrucklich geblieben sind. So schreibt einer:

„Ich hatte das besondere Vorrecht, als Basler Fuhrmann jeden Samstag in Basel im freundlichen Heim der Inspektorsfamilie einzukehren. Die liebevolle Aufnahme, die ich dort immer fand, ist mir unvergeßlich geblieben, obschon seither fast 35 Jahre vergangen sind. Was als ein Ausfluß der göttlichen Liebe in unserm Leben gewirkt wird, das bleibt, während alles andre vergeht.“

Im siebenten Jahre des Wohnens in Basel gab es eine Wendung. Herr Theodor Haarbeck erhielt einen Ruf als Inspektor

an die Evangelistenschule Johanneum, damals in Bonn, jetzt in Barmen. Er erkannte darin des Herrn Leitung und nahm die Wahl an. Inspektor Rappard war bereit, den alten Posten auf St. Chrischona wieder einzunehmen, und seine Gattin freute sich innig dieser Führung.

Am 28. März 1890 verließen Herr und Frau Inspektor Haarbeck mit ihren Kindern die Anstalt, und am gleichen Tag zogen Rappards in die wohlbekanntten, aber inzwischen erweiterten Räume auf St. Chrischona ein. Es war ein wunderbares Heimkommen. Mutters stilles Sehnen war erfüllt.

Wieder daheim

Das Einleben bereitete keine Schwierigkeiten. Äußerlich ging es aus der Enge in die Weite. O, der herrliche, freie Blick! Immer wieder stand man an den Fenstern. Auf Wiesen und Wäldern lag nach langem Winter der erste zartgrüne Frühlingshauch. Die Berge grüßten als Zeichen der unwandelbaren Gottesgnade aus der Ferne herüber. An den alten Plätzen suchten die Kinder Veilchen und allerhand Blumen, und als die Mühe des Auspackens und Einräumens vorbei war, konnte kaum etwas Lieblicheres gedacht werden als das gemütliche Kirchheim mit seinen glücklichen Bewohnern.

Altvertraute Klänge wie Vogelsingen, Glockenläuten, Brüdergesang, Posaunenton, Harmoniumspiel drangen an Ohr und Herz und ermunterten zu neuem Dienst.

Es gab reichlich zu tun. Im Juli sollte das fünfzigjährige Jubiläum der Pilgermission gefeiert werden, und Heinrich und Dora Rappard mußten alle Vorbereitungen dafür treffen. Die Geschichte des verflossenen halben Jahrhunderts, die sie geschrieben hatten, sollte in Buchform erscheinen, die Eben-Ezer-Halle, sowohl Saal als Gästezimmer, nach innen ausgestattet werden. Einladungen waren zu versenden, vieles in Ordnung zu bringen. Und als die Jubeltage anbrachen, die durch eine heilige Stunde der Beugung vor Gott eingeleitet wurden, da leuchtete St. Chrischona im Sonnenglanz, aber noch mehr im Gnadenstrahl ihres hochgelobten Herrn.

Da sah man bekannte und neue Gesichter, hörte prächtige

Reden und empfing herzliche Wünsche. Mit den Herren des Komitees, den Hauseltern und Lehrern, alten und jungen Brüdern, allen Hausgenossen und vielen Freunden feierte man in Wahrheit Jubiläum nach dem Psalmwort: Wer Dank opfert, der preiset mich, und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes.

Als nach der Abreise der auswärtigen Freunde alles wieder still geworden war, fand sich im Gästebuch des Rappardschen Hauses manche Eintragung, die Gottes Gnade rühmt und ihm allein die Ehre gibt. Ein guter Bekannter schlug einen persönlichen Ton an und schrieb:

„Du und Deine Frau,
das weiß ich genau,
ihr habt zu diesen Tagen
das Beste beigetragen.

Der Herr vergelte Euch Eure Liebe!

von Knobelsdorff, Oberstleutnant a. D.
aus Berlin.“

Inspektor Rappard und seine Gattin aber bezeugten: „Die Festtage vom 5. bis 9. Juli waren Tage der Erquickung vorm Angesicht des Herrn. Dem Jubilate war manches Kyrie eleison vorangegangen; das bewahrte vor Überhebung.“

Freudig übernahm Dora alle lieben Pflichten wieder, die ihr als Gattin des Inspektors oblagen. Sie sind früher schon geschildert worden und seien daher nicht mehr angeführt. Das ist klar, daß mit der Ausdehnung des Werkes auch ihre Arbeit wuchs. Aber sie diente dem Herrn mit Freuden und schätzte sich glücklich, an der Seite ihres Mannes das Gottesreich auf Erden mitzubauen zu dürfen.

Schon lange war das Haupt ihres Heinrich fast weiß geworden, während ihre Haare noch kaum von Silberfäden durchzogen waren. Mit Wonne blickte er oft auf seine Gattin, und im Jahr 1892, als die fünfundzwanzigste Wiederkehr ihres Hochzeitstages bevorstand, richtete er sich ein, eine Reise mit ihr zu machen. Dora beschreibt diese glücklichen, schönen Tage so wunderbar, daß wir uns nicht enthalten können, ihre Notizen zu veröffentlichen.

Eggishorn

„Am 11. August 1892 reisten Heinrich und ich ab auf die kleine *Silberhochzeitsreise*, die der Herr uns schenkte. Es war eine schöne, wonnige Zeit.

Das Wetter war am ersten Tage nicht hell. Wir fuhren über Luzern und den Vierwaldstätter See nach Göschenen. Dort bestiegen wir auf dem interessanten, vielbewegten Platz die Post, um über Andermatt nach der Furka zu fahren. Immer düsterer wurde der Himmel. Am tosenden, schäumenden Reußstrom entlang stiegen wir langsam den Gotthard hinan. Herrliche Musik hörte ich aus dem Brausen der Wellen: starke Ströme können die Liebe nicht ersäufen. — Als wir die Furka erklimmen, verdichtete sich der Nebel. Wir sahen oft nichts als graue Massen, außer wenn sich hier und da der Nebel lichtete und uns einen Augenblick in die schaurigen Abgründe blicken ließ. Es war ganz herrlich. Kaum hatten wir die Paßhöhe überstiegen, so wurde es hell, und plötzlich erblickten wir die glänzenden Felder des Rhonegletschers. Wir stiegen aus, um ihn von nahem zu besehen, und dann ging's hinunter, immer hinunter bis zum Gletscher-Gasthof, wo wir eine köstliche Nachtruhe hatten.

Den nächsten Morgen nahmen wir wieder schöne Plätze ein und fuhren gegen Viesch. Es war ein klarer, wunderschöner Morgen. Immer tiefer senkte sich das Tal der Rhone. Immer leuchtete vor uns die weiße Pyramide des Weißhorn. Um zehn Uhr erreichten wir Viesch, 1071 Meter über dem Meer. Wir hatten ursprünglich beabsichtigt, nach dem Hotel auf dem Eggishorn zu reiten; aber ein älteres Ehepaar, das zu Fuß gehen wollte, machte uns Mut; die Luft war so schön, kurz, der Berggeist war in uns gefahren, und fröhlich machten wir uns auf die Wanderschaft. — Nach etwa $3\frac{1}{4}$ Stunden hatten wir unser Ziel erreicht, das Hotel Jungfrau, 2193 Meter hoch. Ich war sehr müde (eine fortgesetzte Steigung von 1122 Metern ist keine Kleinigkeit für mich); aber schon nach kurzer Ruhe war ich frisch und konnte mich dem Eindruck hingeben, den die wundervolle Aussicht auf mich ausübte. Heinrich war sehr wohl, und es war köstlich, mit ihm alles genießen zu können.

Der Glanzpunkt unsers siebentägigen Aufenthaltes im Hotel Jungfrau war der Sonntagmorgen. In aller Frühe standen wir

auf und bestiegen das alte Eggishorn, 2941 Meter hoch. Der Himmel war klar, die Aussicht wundervoll. Auf der einen Seite zu unsern Füßen der Große Aletsch-Gletscher, darüber sich die Berner Riesen, Jungfrau, Mönch und Eiger, als ‚Hügel‘ erheben. Finsteraarhorn ist auch ganz nah, samt den Viescherhörnern und deren Gletschern. Vor uns das Aletsch-, Roth- und Schilthorn; dann in der Ferne, in rosigen Schimmer gebadet, der Montblanc und die Aiguille verte; mehr nach Westen zeigen sich die Walliser Alpen: das prächtig schauerliche Matterhorn (Mont Cervin), Weißhorn, blendend weiß, Alphubel mit seinem flachen Gipfel, dann die reizende Monte Rosa, Fletschhorn, Leone und wie die weißen Spitzen alle heißen, bis an die Zaken der Furka, von dem düsteren Galenstock überragt, dessen Nachbarriesen dann wieder die Viescherhörner berühren und den wundervollen Reigen beschließen.

Wir blieben anderthalb Stunden dort oben, in Bewunderung versunken, sangen Lieder zur Ehre des Herrn und wandelten dann wieder dem Hotel zu. Wir hatten gerade Zeit, uns umzu- kleiden und zu frühstücken, und dann begaben wir uns in die englische Kapelle, wo Rev. Aston Binns eine gute Predigt hielt und wir in aller Stille das Abendmahl feierten. — Nach stiller Nachmittagsruhe besuchten wir den Abendgottesdienst um 5 Uhr. Der kurze Heimweg im milden Abendschimmer auf hoher Alp — das ist eine bleibende Erinnerung.

Wir machten manche Ausflüge. Der schönste, den mein Heinrich allein machte, führte über den Aletsch-Gletscher zu der Concordia-Hütte an der Jungfrau. Ich begleitete ihn bis an den Rand des Gletschers und wandelte allein heim. Auch Riederalp besuchten wir, am kleinen Bettmersee vorbei.

Wir hatten die ganze Zeit prachtvolles Wetter, und Lob erfüllte unsre Herzen, als wir am 19. August wieder ins tiefe Tal stiegen. Bei den freundlichen Wirtsleuten in Viesch kleideten wir uns um, fuhren per Einspanner immer tiefer und tiefer hin- ab bis nach Brieg, wo wir in einer lieblichen Laube zu Mittag aßen und dann die Bahn benützten. Abends 5 Uhr kamen wir in Vevey an, wo uns unser Vetter de Blonay traf und auf das schöne alte Schloß führte. Dort liebliche Ruhe Samstag und Sonntag; Heinrich hielt Versammlung im Schloß.

Montagvormittag, 22. August, Besuch des Kirchhofs in Mon-

treux und des merkwürdigen Schlosses Chillon. Mittags Abfahrt nach Genf zu der Versammlung des Mäßigkeitsvereins. Dienstagmorgen herrliche Predigt im Münster von Alex. Morel. Bankett 1200 Personen usw.

Mittwoch gingen wir nach Gingins und Trélex, wo am Donnerstag eine gantzägige gute Versammlung unter Gesinnungsgenossen stattfand. Abends nach Jouxens zu dem lieben Onkel und Tante de Rham. Den Freitag brachten wir dort ruhig zu. Samstag ging es dann über Freiburg nach dem schönen Blumenberg in Bern. Dort verlebten wir mit den Freunden Dändliker, Schrenk und Stockmayer einen gesegneten Tag, hörten auch eine prächtige Rede von Pater Hyacinthe Loyson, sahen ein herrliches Alpenglühen und *fühlten*, daß der Heiland uns zu guter Letzt noch recht erfreuen wollte.

Dankbar, gesund und glücklich kamen wir Montag, den 29. August, wieder in unserm lieben Heim an und fanden alles wohl und in guter, gesegneter Ordnung.

Lobe den Herrn, meine Seele! Dank dir, lieber Vater, für die uns geschenkte liebliche „Hochzeitsreise!“

Am 28. November wurde die silberne Hochzeit des geliebten Paares im Familien- und Anstaltskreis gefeiert. Es war ein Freudentag, ein Dankfest. Heinrich und Doras Ehebund war von Gott legitimiert. Onkel Samuel Zeller von Männedorf hielt im Chor der Kirche eine kostbare Ansprache über Psalm 65. Kinder, Verwandte, Freunde und die Brüderschar bezeugten ihre Liebe und Hochachtung. Was in der Stille vor sich ging, bleibe verborgen! Die Eltern gaben ihren Kindern ein kleines Album mit zehn Familienbildern und dem Motto:

„Und nun, Kindlein, bleibet bei ihm, auf daß, wenn er erscheinen wird, wir Freudigkeit haben und nicht zuschanden werden vor ihm bei seiner Zukunft!“

Untertan sein in dem Herrn

Einen Augenblick bleiben wir jetzt stille stehen und dringen in das Heiligtum von Doras Ehe ein. Gattin sein schließt ja so vieles in sich. Was Dora ihrem Mann zu sein wünschte, geht aus manchen ihrer schriftlichen Äußerungen hervor. Was sie ihm

war, ist auf vielen Seiten dieses Buches und auch zwischen den Zeilen zu lesen. Wie sie mit ihm der Familie und der Anstalt vorstand, hat jeder, der je mit Rappards in Berührung kam, gesehen. Da mag leise eine Frage auftauchen: Konnte die Gattin bei dieser hervorragenden Anteilnahme an der äußeren Stellung ihres Mannes die volle Weiblichkeit bewahren und ihm in Wahrheit untertan sein? Mit einem klaren „Ja“ darf geantwortet werden.

Dora liebte den Abschnitt Epheser 5, 22—33, der in heiliger Weise von den gegenseitigen Beziehungen zwischen Mann und Weib spricht. Im Lauf der Jahre hat sie die schönen Worte oft mit ihrem Gatten vor Gottes Angesicht wieder durchgelesen, und stets quoll aus diesem Born das lebendige Wasser frisch und neu hervor.

Ihre Gedanken über die Ehe spricht sie im Lebensbild ihres Mannes aus und faßt alles, was das gemeinsame Leben an Freude und Leid, Arbeit und Mühe, Demütigungen und Durchhilfen gebracht hat, in das dankbare Bekenntnis zusammen: *Wir sind eins gewesen.*

Was das Untertansein anbelangt, das vom Weib als wesentlicher Teil ihrer Aufgabe gefordert wird, sagt sie, ihr Mann habe gern auf drei Wörtlein hingewiesen, die mehreren Bibelstellen beigefügt sind: untertan sein *in dem Herrn* oder *als dem Herrn*. Wie veredelt und heiligt das den Gehorsam, den Gottes Wort verlangt!

Untertan sein bedeutet nicht, keine eigene Meinung haben, des Mannes Fehler übersehen und alles von vornherein gutheißen, was er sagt oder tut. Eine solche Gattin wäre keine Gehilfin in dem Herrn. Dora war ihrem Heinrich untertan in großer, starker Liebe, und diese Liebe mochte kein Flecklein an ihm sehen und machte ihn darum in zarter Weise darauf aufmerksam, wo Schwächen sich zeigten. War das nicht möglich, dann brachte sie ihre Anliegen in stillem Gebet vor den Herrn. Er tat dasselbe, und beide suchten den Worten aus der württembergischen Trauagende nachzuleben, „auf daß ein jedes danach trachte, wie es das andre mit sich in den Himmel bringe“.

Dora war ihrem Gatten untertan also, daß es eine Kraft für ihn bedeutete. Wie half ihm ihre Bibelkenntnis und ihr theologisches Denken, wenn sie gemeinsam einen Bibelabschnitt be-

trachteten! Wie übte sie in Demut Kritik, wenn sie sich dazu berechtigt glaubte! Wie munterte sie ihn auf durch dankbare Anerkennung! Wie half sie ihm Lasten tragen!

Dora war ihrem Mann untertan „in allen Dingen“, wie es die Heilige Schrift verlangt. Wohl erlebte sie es noch, daß diese Mahnung als nicht mehr zeitgemäß beanstandet wurde, und es tat ihr leid, weil sie für manche Ehen fürchtete. Ihr war es eine Wohltat, sich unterzuordnen, in Worten und Gebärden ihm wohlzugefallen, sich zu kleiden, wie er es liebte, zu tun oder zu lassen, was er wollte. Er verlangte aber auch nichts, was sie in Konflikt mit göttlichen Geboten gebracht hätte; denn seinerseits war er dem Haupt, Christus, untertan.

Wo Liebe waltet, findet das Weib immer den rechten Ton. Eine Ehe ohne Liebe schien Dora nicht denkbar. Bei manchen seelsorgerlichen Unterredungen aber mußte sie erfahren, daß es solche Verbindungen gebe. Da litt sie, und um so dankbarer war sie für ihr Eheglück. Gab es eine Trübung, ruhten beide nicht, bis bekannt, vergeben und gereinigt war, bis sie gemeinsam vom Herrn, dem ihre größte Liebe galt, neue Gnade zu noch tieferem Lieben empfangen hatten.

Dora sagt irgendwo: „Das Prädikat, das der Schöpfer bei der Erschaffung des Weibes ihm beilegte, war: eine Gehilfin. Es ist des Geschöpfes höchste Ehre, das ganz zu sein, wozu es geschaffen wurde. In dem Wort *untertan* liegt auch der Begriff der Demut, dieser schönsten und edelsten Zierde echter Weiblichkeit. Die Stellung der christlichen Frau wird geädelt dadurch, daß sie ihrem Mann dienen und untertan sein soll *als dem Herrn*.“

Daheim und draußen, im Familienkreis und in Frauenversammlungen war ihr Verhalten und Auftreten immer durch lieblichste Weiblichkeit gekennzeichnet. Die Emanzipation der Frau lag ihr fern: sie wünschte gar nichts anderes zu sein als Gehilfin ihres Mannes und Magd ihres Gottes, eine Dienerin aller.

„Als im Jahr 1893 Herr Lehrer Braun krank war“, berichtet ein Zögling aus jener Zeit, „kam unsre liebe Frau Inspektor Rappard zu uns Brüdern in die zweite Klasse, um uns Unterricht im Englischen zu erteilen. Wir waren sehr gespannt, wie das werden würde. Wird sie uns vom Pult aus lehren? Als es Zeit

war, kam die liebe Mutter in großer Liebe und Demut in den Lehrsaal herein und ersuchte den Famulus, zu beten. Nach dem Gebet bat sie, es möge ein Bruder so freundlich sein und ihr den Stuhl, der hinter dem Lehrpult stand, bringen. Dann nahm sie neben dem Ofen Platz und unterrichtete uns von da aus mit der ihr eigenen Weisheit und Feinheit so, daß wir in diesen Stunden nicht wenig lernen durften. — In Versammlungen habe ich dieses Erlebnis schon öfter mitgeteilt, um zu zeigen, wie eine Frau oder Jungfrau in biblischer Weise dem Herrn dienen kann.“

Einst wurde sie gebeten, sich schriftlich über die Frage des Frauenrechts zu äußern. Sie saß an ihrem Schreibtisch, und ihres Herzens Gedanken flossen durch die Feder auf das vor ihr liegende Papier. Eine Tochter trat ins Zimmer und blickte der Mutter über die Schulter. „Das ist ja prächtig, was du schreibst“, sagte sie; „das darf nicht verborgen bleiben, sondern muß vielen dienen.“ Fast erstaunt vernahm die Teure dies Lob. Demütig freute sie sich später, daß ihre Verse, die hier einen Platz finden sollen, mancher suchenden Frauenseele zum Wegweiser geworden sind:

Das Recht, zu dienen und zu lieben,
das Recht, Barmherzigkeit zu üben,
das Recht, die Kindlein sanft zu hegen,
zu ziehen, lehren, mahnen, pflegen,
das Recht, wenn alles schläft, zu wachen,
das Recht, im Dunkel Licht zu machen,
das Recht, gekrönt mit sanfter Würde,
zu tragen andrer Last und Bürde,
das Recht, wenn trübe Zweifel walten,
den Glauben fest und treu zu halten,
das Recht, ohn' Ende zu verzeihn,
das Recht, ein ganzes Weib zu sein,
voll wahrer Güte, fromm und echt:
das ist das schönste *Frauenrecht!*

Wir kehren zu Dora als zu ihres Mannes Gattin zurück. Sie spricht einmal von dem großen Vorrecht, das sie gehabt habe, an seiner Seite zu leben, von ihm geliebt, geleitet und erzogen zu werden. Daß sie durch ihr Untertansein in dem Herrn ihm eine seltene, auserkorene Gehilfin war, ist leicht verständlich.

Daher segnete er in seinem Herzen immer wieder den 28. November 1867 als einen Tag, da Gott ihm besondere Gnade erwiesen habe.

1894

Laß mich unter Freud' und Schmerzen
schaun auf dich am Kreuzesstamm!

wurde oft gesungen.

Das Jahr 1894 grub diese Worte in besonderer Weise in die Herzen der Eltern Rappard ein.

Im April trat Hildegard als jugendliche, von Liebe zum Herrn und seinen kranken Menschenkindern beseelte Schwester in das Diakonissenhaus in Bern ein. Fast gleichzeitig mußte die Mutter eine schwere Reise nach der Lüneburger Heide antreten, wo in Ülzen ihr Erstgeborener krank lag. Er hatte in Göttingen seine theologischen Studien beendet und wollte über Deutschlands Hauptstädte in die Schweiz zurückkehren. Unterwegs, im Hause eines Freundes, legte ihn eine Blinddarmentzündung darnieder. Bange Wochen folgten. Die Gegenwart seiner Mutter war dem Sohn eine große Freude und Stärkung. Bald wurde er in die Universitätsklinik nach Göttingen übergeführt. Aber alle ärztliche Kunst konnte nichts ausrichten. Der Vater eilte an das Sterbebett, wo er heilige Stunden mit seinem Sohn verlebte. Dann rief ihn die Pflicht wieder heim. Die Mutter und ihr sterbendes Kind blieben allein.

Als am 25. Mai die letzten Sonnenstrahlen in das stille Krankenzimmer fielen, ging August durch Todesnacht zum ewigen Licht.

Eine tiefgebeugte Mutter kehrte nach St. Chrischona zurück.

Still wurde im Juli darauf die Hochzeit ihrer ältesten Tochter Dora mit Herrn Hermann Hanke gefeiert. In der Trauer war es der Mutter eine liebe Ablenkung, die Aussteuer für das kleine Heim im Vereinshaus „Nordost“ in Frankfurt a. M. zu richten.

Weiter ging das Leben, und das wunde Herz brauchte viel Sorgfalt und Pflege von seiten des Gatten. Wie dankte sie ihm für sein treues Lieben!

Hand in Hand pilgerten sie himmelwärts. Der Herr führte sie nach dem finstern Tal wieder auf grüne Auen und zu frischen Wassern. Sie freuten sich an ihrer Tochter Mia, die während der Basler Zeit ihr Lehrerinnenexamen bestanden hatte, dann mit gutem Erfolg ihre Schwesterlein unterrichtete und im Herbst 1897 nach London reiste, um in Mildmay in die Missionsarbeit einzutreten. — Emmy war von 1890 bis 1899 Sekretärin ihres Vaters, bis ihr eine andre Aufgabe zuteil wurde. — Heinrich studierte Theologie und fand im Juni 1898 in Saïda, Algerien, als französischer Pfarrer unter den Soldaten der Fremdenlegion sein Arbeitsfeld. Als seine junge Frau zog Marguerite geborene Bovet von Valentigney mit hinaus und schuf ihm und den oft heimwehkranken Legionären ein schönes, von Musik durchzogenes Heim. — Hildegard, die anmutige Krankenschwester, durfte ihren Eltern in Bern, St. Imier und im Pays du Doubs zuweilen begegnen. Sie war gesegnet in ihrem Dienst und blieb es auch, als die Tage des Leidens kamen. — Elisabeth, die ihr Lehrerinnenpatent in Basel erworben hatte, verlobte sich im Frühling 1898 mit dem Kandidaten der Theologie Otto Simon. Durch seine Braut gewann der mutterlose junge Mann wieder eine Mutter, und sie nahm ihn in besonderer Weise an ihr Herz, das den Sohn August so schmerzlich entbehrte. Bald zog er als Missionar nach Deutsch-Südwestafrika aus, während seine Verlobte sich in der Heimat für ihren späteren Beruf vorbereitete.

Die jüngste Tochter Helene blieb des Hauses Sonnenschein. Sie und ihre zwei Schwestern waren von ihrem Vater auf St. Chrischona auf die Konfirmation vorbereitet und eingesegnet worden und hatten tiefe Eindrücke empfangen. Damit war das letzte der acht Kinder groß geworden. Die Kinderstube schloß ihre Pforten. Das Leben machte an alle seine Ansprüche geltend. Es wurde einsamer um die Eltern.

Daß bei den oben skizzierten Führungen der Vater die Liebe und Weisheit seiner Frau ganz besonders benötigte, ist selbstverständlich. Es gab viel gemeinsames Beten, manche wachen Stunden der Nacht, bis alles geordnet war. Wenn der äußere Lebensgang der Kinder schon hier und nicht erst in dem Kapitel „Unsre Mutter“ erwähnt wird, so geschieht es, weil Dora Rappard als *Gattin* ihres geliebten Heinrich dabei mitwirkte. Nächst

Gott vertraute sie ihm. Sein Urteil war ihr maßgebend. Mit ihm teilte sie Schmerz und Glück.

Auch sein Dienst war der ihre. Gereinigt und geläutert erfüllte sie ihre vielen Aufgaben und wurde immer mehr ihres Mannes Gehilfin in seinem eigensten und im großen Gebiet der Anstalt.

Ihr inneres Leben erfuhr manche Stärkung. Nach dem Sturm kam ein stilles, sanftes Säuseln. Vom 15. bis 23. Juli 1895 machte sie einen Aufenthalt in Hauptwil. In den Erinnerungen heißt es:

„Ich bedurfte sehr der Ruhe und Ermunterung, besonders aber neuer Begegnungen mit dem Herrn. Äußerlich ging es mir nicht sehr gut. Ich litt unter der Hitze und verlor den Schlaf; aber innerlich wurde mir manches zuteil, auch manche Rüge und Demütigung. Und nach meiner Rückkehr ins liebe Heim stellte es sich heraus, daß ich doch auch körperlich erstarkt und wieder viel wohler war. Dem Herrn sei Dank!“

Dann folgen Auszüge aus den Andachten von Pfarrer Otto Stockmayer und Schwester Emilie, die Mutter in gewohnter Klarheit wiedergibt. Eine Abendmahlsfeier oben im Studierzimmer des treuen Freundes beschloß den gesegneten Aufenthalt.

Herr Louis Jäger, der liebe väterliche Freund, der Heinrich und Dora Rappard von Beginn ihrer Chrischonazeit an viel Gutes getan, dessen Leben ganz mit der Pilgermission verknüpft war, und dem die Dichterin manch feines Gedicht widmete, entschlief in großem Frieden am 13. April 1897. Damit schloß sich das Heim im ehrwürdigen „Fälkli“ in Basel, das Tag und Nacht den Chrischonabewohnern offengestanden hatte, und in steter Dankbarkeit und Liebe blieb die Erinnerung an den treuen Knecht des Herrn lebendig.

Am Schluß der neunziger Jahre war ein emsiges Schaffen auf dem stillen Berg. Ein Neubau wurde erstellt, das schöne Haus „Zu den Bergen“. Es sollte als christliches Erholungsheim dienen und in den Wintermonaten Bibelkursgäste beherbergen.

Inspektor Rappard stellte sich mit jugendlichem Eifer dem Komitee zur Verfügung, um die Pläne auszuführen. Aber ohne seine Dora kam er nicht durch. Wer je ein solches Haus eingerichtet hat, der weiß, welche Summe von Arbeit es in sich schließt, bis vom Keller zum Estrich alles fertig und jedes der

vielen Zimmer möbliert ist und ein wohnliches Gepräge trägt. Mit Liebe haben beide das Werk getan, und es ist ihnen gelungen. Sie hatten auch lebenslang ihre besondere Freude an dem Haus, auf dem bis heute Gottes Segen ruht.

In der Morgenfrühe des 26. Januar 1899 — es war ein kaltklarer Wintertag — trafen sich auf dem Bahnhof in Basel die Familien Rappard und Kober, um nach Crémines zu fahren. Dort, in dem abseits gelegenen Juradörfchen, sollte eine Feier aus Anlaß des hundertsten Geburtstages Samuel Gobats stattfinden und ein Marmorstein mit Inschrift, von der Gemeinde gestiftet, über dem Eingang des Geburtshauses angebracht werden. Zu den ansässigen Verwandten von Bischof Gobat hatte der Ortspfarrer auch die entfernter wohnenden Nachkommen geladen. Es waren erhebende Feiern, sowohl in der Kirche zu Grandval als auch hernach auf der breiten Diele des alten Hauses in Crémines. Dem Herrn wurde alle Ehre gegeben.

„Als wir abends im hellen Sternenschein in raschen Schlitten über die Schneefelder der Station Moutier zufuhren“, berichtet Dora, „waren unsre Herzen voll Dank und Freude. Was kann der Herr doch aus einem Leben machen, das früh ihm geweiht und überlassen wird!“

Als freundliche Fügung empfanden die Inspektorsleute die Berufung ihrer Kinder Hanke von Frankfurt a. M. nach St. Chrischona im Oktober 1899. Die Tochter nahm der überbürdeten Hausmutter manche Arbeit ab, was sich als Wohltat erwies, und die kleinen Enkel brachten Leben und Freude ins Haus.

Das neue Jahrhundert

Man schrieb 1900, eine ganz neue Zahl.

Aber das Leben ging den gewohnten Gang weiter. Heinrich und Dora stärkten sich an dem Wort, daß Gottes Barmherzigkeit alle Morgen neu ist.

Gleich die ersten Januartage brachten die Verlobung ihrer Tochter Emmy mit Herrn Friedrich Veiel, dem alsbald die Leitung des neuerbauten Erholungshauses „Zu den Bergen“ angetragen wurde. Er nahm den Ruf als vom Herrn kommend an und schied aus der Stadtmissionsarbeit in Frankfurt, wo er acht

Jahre lang gewirkt hatte. Im Mai fand die frohe Hochzeit und bald darauf der gemeinsame Einzug in das neue Heim statt. All das war wieder mit mancherlei Arbeit für die Eltern verknüpft gewesen. Doch blieb eine Trennung erspart, während im März, an einem wunderbar klaren Morgen, die bräutliche Tochter Elisabeth die Heimat verließ, um zu ihrem Verlobten ins Namaland zu ziehen. Die Mutter begleitete ihr Kind bis nach Hamburg. Es war ein herzbeweglicher Moment, als der große Dampfer die Anker lichtete und bald am Horizont verschwand. Im afrikanischen Bethanien wurde die Hochzeit gefeiert. Nicht lange dauerte der Aufenthalt in weiter Ferne. Nach drei Jahren kehrten Simons mit zwei blonden Kindlein zurück und fanden in Frankfurt ein neues Arbeitsfeld.

Im ersten Jahr des neuen Jahrhunderts erlebte Dora eine besondere Erquickungszeit. Sie durfte im Juli nach Keswick in England reisen, wo seit den gesegneten Oxfordtagen alljährlich Versammlungen zur Vertiefung des Glaubenslebens stattfinden, die ein Segensquell für viele Kinder Gottes geworden sind. Ihre Tochter Mia begleitete sie.

Die englische Sprache war Frau Rappard immer vertraut geblieben, und sie genoß es, den verschiedenen Rednern zu lauschen, die im großen Zelt oder in kleineren Zusammenkünften ihre Botschaft ausrichteten. Die meisten der Ansprachen von F. B. Meyer, Dr. Moule, Dr. Pierson, Rev. Campbell Morgan, Rev. Webb-Peploe, Mr. Inwood usw. hat sie verkürzt aufgeschrieben, um sich später nochmals daran zu erfreuen.

In den Zwischenstunden gab es liebliche Begegnungen, auch schöne Fahrten durch die reizvolle Landschaft mit ihren Seen, so daß Seele, Geist und Leib gestärkt wurden.

Über die Abschiedsversammlung am 30. Juli 1900 sagt uns ihr Buch:

„Der liebe alte Herr Wilson präsiidierte. Aus der ganzen großen Gemeinde erhob sich Bitte um Bitte, Lob um Lob. Endlich ward das letzte Lied gesungen, ein Lied von der glorreichen Wiederkunft unsers Königs. Dann erhob sich der greise Präsident und sprach: ‚Ich wage es nicht, am Schluß der Versammlung den Segen zu sprechen. Jesus selbst ist unser Präsident gewesen, und die Leitung lag in seinen Händen. Das ist wohl das Geheimnis des Segens in Keswick, daß wir keinen Herrn

und Meister nennen als nur Jesus allein. Und darum möchte ich mit seinen Worten die Versammlung grüßen und zugleich beschließen:

Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht wie die Welt gibt, gebe ich euch. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht! Amen.'

Noch einmal sang man tausendstimmig ein Lied zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, und wie einstimmig tönte es nochmals durch das weite Zelt: Amen!''

Es würde zu weit führen, wenn erzählt werden sollte, was Dora Rappard Jahr für Jahr erlebt hat. Nur einige Hauptereignisse seien herausgegriffen.

Im Jahr 1901 besuchten die Eltern ihren Sohn in Algerien und brachten einige Wochen bei der kleinen Familie in dem sonnigen, echt afrikanischen Städtchen Saïda zu. Solch gemeinsames Reisen war beiden eine Erholung und Freude, und überall hinterließen sie Segensspuren.

Daheim wurden sie aber vermißt und stets mit Freude wieder bewillkommnet. Nicht am wenigsten war das der Fall bei der teuren Mutter, Frau Rappard-de Rham, die mit unwandelbarer Liebe und Fürsorge an ihres Sohnes Leben und Wirken teilnahm. Ein Abend jeder Woche war in besonderer Weise der gegenseitigen Gemeinschaft gewidmet, und Heinrich und Dora genossen die friedlichen Stunden bei Mutter und Schwester. Dieses innige Band wurde am 29. April 1902 gelöst, als die vierundachtzigjährige Mutter im Glauben an ihren Heiland entschlief.

Dora hat ihrer Schwiegermutter in C. H. Rappards Lebensbild ein Denkmal treuer Tochterliebe gesetzt.

In der Friedau

Das Haus der edlen Mutter wurde Eigentum der Pilgermission und sollte fortan als Inspektorat dienen. Demgemäß zog im Oktober 1902 Rappard mit seiner klein gewordenen Familie in die lieben Räume ein, die auch seiner jüngsten Schwester Charlotte noch als Wohnung dienen durften. Für Heinrich und Dora war es das letzte Heim auf Erden. Es wurde zur Segensstätte für viele, die da aus und ein gingen.

Eine interessante kleine Reise, bei der Heinrich sein Weib an den Ursprung des Rheins und über manche der wundervollen schweizerischen Gebirgspässe führte, bildete eine liebliche Unterbrechung des fortgesetzten Arbeitens. Dora fühlte sich müde und glaubte, eine gewisse Berechtigung zu haben, ein ruhigeres Leben zu begehren. Es sollte kein Nichtstun sein; das wäre ihrem regen Geist zur Qual geworden. Aber das oft vorkommende Hasten und Drängen, das die Konferenzen und sonstigen Feiern in der Anstalt mit sich bringen, und die vermehrte Verantwortung bei Abwesenheit ihres Gatten wurden ihr etwas viel. Sie hatte jetzt das sechzigste Lebensjahr überschritten. Gespannt schlug sie an ihrem Geburtstag 1903 das Losungsbüchlein auf, um aus Gottes Wort einen Leittext für das neue Lebensjahr zu empfangen. Aber auf welches Wort fiel ihr Auge? Die Losung lautete: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ Wie eine Kraft drang dieses Herrengebot in ihre Seele. Die Mattigkeit schwand, und mutig und gläubig diente des Hauses Mutter weiter, bis ihr der Meister den Feierabend bestimmte.

Mit Freude leitete sie die Vorbereitungen zu dem Fest, das auf den 6. September 1906 für ihren Gatten geplant wurde: sein vierzigjähriges Dienstjubiläum. Die Herren des Komitees wünschten, daß nicht nur sie und Vertreter der Brüderschar ihren Inspektor umgeben sollten, sondern daß alle Kinder anwesend seien. Dies geschah, und zu seiner völligen Überraschung und zu der Mutter großen Freude empfingen am Morgen des Fest- und Danktages der Sohn und die sechs Töchter ihren geliebten Vater mit einem Loblied.

Im März des folgenden Jahres fand auf St. Chrischona die Trauung des jüngsten Kindes Helene mit Georges de Tribolet von Neuchâtel statt, und im Mai schlug eine schwere Trennungsstunde. Das junge Paar zog nach Lourenço Marquès in Südostafrika, um dem Herrn unter den Heiden zu dienen. Der Mutter Herz litt unter diesem Abschied; denn ehe sieben Jahre um waren, durfte an kein Wiedersehen gedacht werden. Zu dem Datum des Tages, an dem die Reisenden sich einschifften, schrieb sie die Worte:

„Wohin wir ziehn durch Land und Meer,
ein Himmel neigt sich drüber her,
dein Himmel voller Gnade.“

Mit besonderer Freude schmückte Dora an Weihnacht 1907 den Christbaum. Siebzig weiße Kerzlein, für jedes Lebensjahr ihres geliebten Mannes eins, strahlten von der dunklen Tanne aus in das trauliche Zimmer und warfen einen hellen Schein in das Herz des überraschten Geburtstagskinds. Für ihn und für sie war leise das Alter genaht; dennoch blieben sie frisch und arbeitsfreudig. Manche Last konnte auf junge Schultern gelegt werden, und in den letzten Jahren ihres Ehelebens wurde es Dora möglich, ihren Heinrich auf etlichen seiner Amtreisen zu begleiten. Nach einer derselben, als sie zusammen heimfuhren, sagte er: „Diesmal bin ich die ganzen vier Wochen *daheim* gewesen.“ O wie wohl tat ihrem Herzen dies Wort! Es war ein beredtes Zeugnis für die gegenseitige Liebe und das innige Sichverstehen. Überhaupt waren die letzten sieben gemeinsam in der Friedau verlebten Jahre besonders schön und friedevoll.

Wenn der Monat Juli mit seinen Konferenzen und der Einsegnung der Brüder auf St. Chrischona vorüber war, dann kamen stillere Tage. Im August 1909 lockten sie die Eltern in die Berge. Er plante, sie folgte, und es war eine wundervolle Zeit. In einem der Sammelbücher finden wir die Zeilen:

„Ich lerne nur mit Sicherheit,
wo ich den Lehrer selber sicher sehe.
Des Führers Zuversichtlichkeit
macht, daß ich zuversichtlich gehe.“

Und darunter schrieb sie: „Angewandt auf C. H. R.“

Ja, diese Worte hatten Geltung für das innere und äußere Leben der treuen Weggenössin.

In Wengen verlebten sie zehn unvergleichlich schöne Tage miteinander. Ein Gedicht erlaubt uns mitzuempfinden, was ihr Herz bewegte:

O Wengen, wie bist du so wunderschön!
Wie makellos strahlen der Berge Höhn!
Wie feierlich still ist die grüne Alm!
Wie rauscht durch die Tannen der hehre Psalm!

Und dort auf dem Bänklein im Morgenschein
sitzt lauschend und sinnend der Liebste mein.
Er schaut in die herrliche Gotteswelt,
und himmlische Freude sein Aug' erhellt.

Denn was er erblicket in Berg und Tal,
ist ihm von der himmlischen Stadt ein Strahl.
Dorthin geht sein Sehnen ja allezeit.
Das Haus seines Vaters, es ist nicht weit.

Der letzte Abschied

Sonnabend, den 18. September 1909, hatten Heinrich und Dora eine besonders liebliche Morgenstunde. Das Herz fand sich zum Herzen wie vor alters, und in Gottes Herz legten sie Dank, Anbetung und Fürbitte.

Eine Trennung stand wieder einmal bevor. Inspektor Rappard sollte über Frankfurt und Gießen zu einer Glaubenskonferenz ins Siegerland reisen. Sein leichter Wagen hielt vor dem Hause. Ein letzter Abschiedskuß, dann stieg er behende ein. Sie stand unter der Tür, winkte und sah dem geliebten Manne nach. Nicht sehr lange hätte die Trennung dauern sollen; aber ach, er kehrte niemals wieder.

Zum letztenmal hatte sie ihn lebend gesehen. Sie ahnte es freilich nicht, daß diesem Abschied kein Wiedersehen folgen würde, und fing gleich an, sich auf seine Rückkunft zu freuen. Aber um die Mittagsstunde des 21. September wußte sie, daß ihr Leben als Gattin zu Ende sei. Er war in der Stille der Nacht von seinem Herrn in die Herrlichkeit gerufen worden und hatte sie alleingelassen.

Still, würdevoll trug sie ihr Leid. An anderer Stelle wird mehr darüber gesagt. Sie selbst beschreibt die letzten Tage und den Heimgang ihres Gatten auf eine Weise, der die Worte anderer nicht nachkommen könnten.

So sei dies Kapitel, das reichste aus dem Leben unsrer Mutter, beschlossen mit ihrem Hochzeitstext: „Deine Gnade müsse mein Trost sein!“ Mit Tränen des Dankes durfte sie bekennen: „Die Gnade, die wir in den sonnigen Tagen des Glücks zu unserm Trost gewählt haben, hat nicht versagt. Sie ist in der dunklen Stunde des Leides mein überschwenglicher Trost.“

Unsre Mutter

Aus der Kinderstube

Erinnert ihr euch noch, meine Schwestern, und du, mein Bruder, an das rot gebundene Buch, in das unsre Mutter in stillen Stunden Eintragungen machte? Wir durften nicht hineinsehen, nur hin und wieder las sie uns etwas daraus vor. Heute liegt es offen da, das liebe, geheimnisvolle Buch „Aus der Kinderstube“. Ganz leise blättern wir darin, finden aber solche Schätze in den Aufzeichnungen, daß etliche davon mitgeteilt werden sollen. Sie zeigen, wie Dora Rappard durch ihre Mutterwürde und Mutterliebe zu dem wurde, was sie in erster Linie ihren Kindern, dann aber auch andern war — Mutter!

Im Frühling des Jahres 1869 entquoll ihrem Herzen das Lied:

Bei Frühlingswärme und Sonnenschein
erwachten leise die Blümelein.

Es kam Schneeglöckchen so rein und hold
und Schlüsselblümchen im Kleid von Gold,
und tausend Äuglein in Berg und Tal
begrüßten die Sonne mit einemmal.

Mit allen Blümchen im Sonnenschein
erwachte auch eins im Garten mein.

Ein kleines Blümchen, so zart und süß,
ich wähnte, es käme vom Paradies;
hat weiße Blätter und Äuglein blau,
's ist keins mehr so lieblich auf unsrer Au.

O Herzenspflänzchen, o Blümlein mein,
du schlägst deine Wurzeln ins Herz mir hinein!

Du duftest so lieblich an meiner Brust,
erfüllst mein Leben mit neuer Lust,
und neue Wonne durchzieht mein Herz,
und dankend blickt es himmelwärts.

O Himmelsgärtner, Herr Jesu Christ,
der du so treu und liebeich bist,

ich stell' mein Pflänzchen in deine Hut,
du woll'st es pflegen, dann geht's ihm gut!

Damit hatte sie eine Saite ihrer Harfe berührt, die bisher stumm geblieben war, nun aber durch Jahre hindurch in besonders süßer Weise klingen sollte.

Die junge Mutter hielt ihr erstgeborenes Kind im Arm, ein Töchterlein. Sie schreibt über diese Zeit: „Mit welcher Wonne das geliebte Kind bewillkommnet wurde, ist nicht auszusprechen. Einige Monate vor seiner Geburt hatten mich die Worte des 51. Psalms: ‚Siehe, ich bin aus sündlichem Samen gezeugt, und in Sünden hat mich meine Mutter empfangen‘ so überwältigt, daß ich nur weinen konnte über das Verderben, das meinem noch ungeborenen Kinde schon anhaftete. Aber da wurde mir auf einmal klar, daß, wie die Sünde gleichsam ohne des Kindes Schuld auf es warte, also auch die Gnade, die unverdiente Gnade unsers Heilands bereit sei, es zu umfassen und zu beseligen. Unter diesem frohen Eindruck erwartete ich die Zukunft des Kindes, dessen Geburt mir als ein Siegel der Liebe meines Gottes erschien.“

Noch neunmal durfte sie solche Mutterfreude erleben und mit ihrem Gatten dem Herrn für ein anvertrautes Kleinod danken. Unaussprechlich war das Glück, als nach drei Töchterlein der erste Sohn das Licht der Welt erblickte, Samuel August. Es war in der Frühe des 22. Mai 1873, als eben die Glocke das Himmelfahrtsfest einläutete.

Dann folgte noch ein Sohn, der des Vaters Namen Heinrich tragen durfte, und zwei Mägdlein erschienen in den nächsten Jahren. Immer herrschte wahre, freudige Dankbarkeit, auch im November 1879, als die Mutter mit Wonne ihr achttes Kind ans Herz drückte, einen Johannes. Aber bald verwandelte sich diese Freude in tiefe Trauer. Während der Vater fröhlich nach Basel ging, um sein Söhnlein in das Zivilregister einschreiben zu lassen, stellten sich bei dem Kleinen Atembeschwerden ein. Die Mutter, die in dem wunderlieblichen Gesichtchen schon das Siegel der Ewigkeit merkte, sagte über diese ernste Stunde: „Ich wollte ihn nicht mehr aus meinen Armen lassen und schickte

einen Boten, um meinem Mann in Basel die Nachricht mitzuteilen. Des Kindes Augen öffneten sich weit, und es schien tief, tief in mein Herz zu schauen. Niemals vergesse ich den Blick meines Johannes. Noch drei, vier tiefe Atemzüge, während wir beteten, und es war alles vorbei, vorbei für diese Erde, aber gottlob nicht für die Ewigkeit. Als mein teurer Mann wiederkam, fand er nur noch die entseelte Hülle unsers geliebten Kindes.“

Nun folgten schwere Wochen. An anderer Stelle soll mehr darüber gesagt werden. Doch eins der vielen Lieder, die jene Trauertage dem Mutterherzen erpreßten, sei hier wiedergegeben:

Sooft ich denke an das kühle Grab,
darein mein süßer Liebling ward geleet,
so bricht mir fast das Herz, von Schmerz bewegt,
und heiße Tränen rinnen mir hinab.

Sein weiches Bettlein war schon lang bereit,
und heiße Liebe harrte ihm entgegen;
mein Herzblut hätt' ich gerne ihm geweiht
und muß ihn doch nun in die kalte Erde legen.

Doch wenn ich denke an den Hirtenschöß,
der nun mein sel'ges Schäflein aufgenommen,
und an das Reich, dahin es früh gekommen,
so sprech' ich: Amen, ja, sein Glück ist groß!

Drum laß mich blicken unverwandt hinauf,
o Jesu, du mein Heiland, Trost und Leben,
bis du vollendet meinen Glaubenslauf
und mir mein Söhnlein dort verklärt wirst wiedergeben!

Am Großen Sabbat 1881 hat Gott den Eltern abermals ein Söhnlein gegeben und genommen. In der großen Familienbibel steht sein Name als „Himmelsbürgerlein“ verzeichnet. „Mit tiefem Weh, aber mit stillem Geist konnte ich mich unter die mächtige Hand meines Gottes beugen“, lesen wir in den Aufzeichnungen. „Paulus hätte mein viertes Söhnlein heißen sollen, wenn es gelebt hätte. Wie heißt es jenseits? Wie lebt es dort? Wie entwickelt es sich? Gehört es mir noch? Werde ich es einst wiederbekommen? — Viele Fragen, *eine* Antwort: Jesu, ich vertraue dir!“

Aber die Kinderreihe sollte nicht mit zwei kleinen Gräbern auf dem alten Friedhof in Riehen enden. Im Herbst 1882 hielt

ein sechstes Töchterlein seinen Einzug und wurde von groß und klein mit inniger Freude willkommen geheißen. Es blieb das Jüngste, das geliebte Nesthäkchen. — Als an dem Geburtstag 41 Jahre später die greise, der Ewigkeit nahe Mutter an dies ihr jüngstes Kind dachte, flüsterte sie: „Mein herziges Helenchen!“

Nun war der Kreis geschlossen. Acht Kinder bildeten mit den teuren Eltern eine glückliche Familie.

„O meine Kinder“, schreibt Mutter, „ihr könnt es kaum ahnen, was für einen Platz ihr in meinem Herzen habt! Ich kann etwas ahnen von der unendlichen Vaterliebe meines Gottes.“

Bei der vielen Arbeit, die dem Vorsteher eines Missionswerkes obliegt und den häufigen Reisen, die der Inspektor zu machen hatte, lag die Erziehung der Kinder mehr in den Händen seiner Gattin. Er vertraute ihr so völlig in allem, daß er auch dieses Gebiet ihr ruhig überließ. Doch blieb er stets der Herr des Hauses und der in Ehrfurcht geliebte Vater seiner Kinder. Keine Entscheidung wurde ohne ihn getroffen, und der Mann mit dem großen, starken Herzen nahm in zarter Weise an den Freuden und Leiden seiner Kinderschar teil. Was die Hauptsache war: die Eltern beteten gemeinsam für ihre Söhne und Töchter und suchten ihre Zuflucht bei Gott in allen Fragen und Nöten. In Krankheitszeiten war dies besonders der Fall. So sehr der Vater die Weisheit und Kunst der Ärzte schätzte, so klar war ihm auch, daß er für sich und die Seinen die Hilfe des himmlischen Arztes beanspruchen dürfe. Die Mutter war in diesem Stück durch ihre Erziehung und Beeinflussung anders geführt worden, lehnte sich aber so gern an ihren glaubensstarken Mann. Wie taten ihr seine Gebete wohl, wenn er am Krankenbettlein eines der Kinder kniete! Wie sang sie gläubig: „Der große Arzt ist jetzt uns nah, der Hohepriester Jesus!“ Wie oft bezeugte sich der Herr in wunderbarer Weise als Arzt und Retter!

Die junge und auch noch die alternde Mutter war sehr zur Ängstlichkeit geneigt und sah in kleinen Anfängen eines Unwohlseins oft schon eine ernste Krankheit. Diese Furcht bereitete ihr manche schwere Stunde, und oft sprach sie es aus, daß sie sich dieser Schwachheit schäme. Um so mehr ist es als eine Glaubenstat anzusehen, wenn sie in Zeiten der Krankheit keine irdische Hilfe, sondern allein den Herrn suchte. Übrigens hat ihr Mann nie einen Druck auf sie ausgeübt und es ihr nicht ver-

wehrt, einen Arzt um Rat zu fragen. Sie wurde aber je länger je mehr eins mit ihm in der seligen Abhängigkeit von Jesus, dem Heiland, und im Vertrauen auf seine Hilfe.

Einmal war der kleine Heinrich ernstlich unwohl. Nach einigen unruhigen Nächten ordnete die junge, müde Mutter an, daß sein Bettchen anders gestellt werde, damit nicht sie und die Pflegerin beide gestört seien. Vorher beteten die Eltern mit ihrem Kinde, und der Vater bat um Ergebung, aber auch um Heilung und um eine *gute Nacht*. „Als er fortgegangen war und die angeordneten Änderungen ausgeführt werden sollten, fiel mir“, so schreibt die Mutter, „der Unglaube auf, den dieses Benehmen kundgab. Ich sagte: das ist reiner Unglaube. Soeben haben wir den Herrn um eine gute Nacht gebeten und richten uns unmittelbar darauf zu einer schlechten ein. Nein, das wollen wir nicht tun. So wurde nichts geändert. Der Glaube ward gekrönt, der Kleine hatte eine ganz gute Nacht.“

Dora Rappard hatte einen besonderen Blick, Krankheiten zu erkennen und instinktiv richtige Hausmittel anzuwenden. Sie tat es mit viel Gebet. Trotz der isolierten Lage von St. Chrischona und der reinen Luft oben blieben die Kinder nicht verschont von Keuchhusten, den ihrer sechs zu gleicher Zeit hatten, von Masern, Halsentzündung, Scharlach usw. Da gab es viel Gelegenheit, in der Ruhe des Glaubens zu bleiben. Es ging nicht ohne Kampf; aber das Mutterherz rang sich durch zum Sieg. In ihren Aufzeichnungen finden sich unter dem Titel: „Gebet, das mich oft stärkte in Krankheiten der Kinder“ folgende Strophen von Dr. Barth:

Meister, zu helfen, komm und erscheine!
Laß uns nicht länger ohne dich!
Wenn du erquickst Herz und Gebeine,
dann wird man froh, dann labt man sich.
In Wüstensand und Hungersnot
speisest du uns mit Himmelsbrot. Halleluja!

Laß uns, o Jesu, doch nicht erliegen
und decke uns mit deinem Schild!
Schenke uns Anteil an deinen Siegen
und präg uns in dein heilig Bild!
Mach uns ein priesterlich Geschlecht!
Zier uns mit deinem Licht und Recht! Halleluja!

Eine liebliche Durchhilfe soll hier erwähnt werden. Sie zeigt auch, wie in der guten alten Zeit Freundschaft geübt wurde.

Im Alter von vier Monaten erkrankte August. Das Hausmädchen war zur Erholung fort, und mutig wollte die Mutter ohne Aushilfe mit der Kinderpflegerin Elise alles allein besorgen. Aber an dem Tag der Erkrankung kam viel Besuch; sieben Gäste sollten empfangen und bewirtet werden. Der Kleine schrie vor Schmerzen, und einen Augenblick schien die geplagte Hausfrau die Fassung zu verlieren. Da ging sie in ihr Schlafzimmer, kniete nieder und sagte: „Herr, du siehst, ich habe keine Aushilfe suchen können, und doch geht es so nicht; bitte, schick mir eine ins Haus!“ Und nun berichtet sie weiter: „Den nächsten Morgen mußte mein Mann nach Basel gehen. Ich fragte ihn: ‚Wenn eine Person ins Haus käme und sich anböte zur Aushilfe, dürfte ich sie dann anstellen?‘ ‚Woher sollte denn eine kommen?‘ entgegnete er. ‚Das weiß ich nicht; ich möchte aber doch deine Erlaubnis haben; darf ich sie anstellen?‘ — ‚Jawohl!‘

Nach seinem Weggang, als es wieder Schwierigkeiten geben wollte, sagte ich zu Elise: ‚Wir wollen nur recht ruhig sein; ich glaube, es kommt Hilfe ins Haus.‘ — ‚Wirklich? Woher denn?‘ — ‚Das weiß ich nicht; aber ich glaube, der Herr schickt sie.‘

Der Vormittag verging; aber gleich nach dem Essen wurden mir zwei Frauen von Riehen gemeldet. Die eine gab mir einen Brief von meiner Freundin, Frau H. S.-B., die mir schrieb, sie habe gehört, daß August krank sei, und schicke mir nun ihre Vorgängerin, eine sehr erfahrene Person, die ich behalten solle, bis der Kleine wieder ganz gesund sei.

O welch wunderbare Herablassung meines Herrn!“

Einige Kinderworte, die im roten Buch festgehalten worden sind, werfen ein Licht auf die glückliche Mutter, zum Beispiel, wenn eines der Kinder seinem Vater sagte: „Papa, in Mamas Stübli kann man den Heiland sehen!“

Was war das Stübli? Es war der Mutter Heiligtum, ein kleines Eckzimmer im oberen Stock des Kirchheims, in dem ihr Gebetsstühlchen, ihr Schreibtisch und die lieben alten grünen Lehnstühle standen. Man hatte ja bis zum Jahr 1883 eine sehr beschränkte Wohnung inne, da die unteren und obersten Räume des Hauses Anstaltszwecken dienten. Aber wo Platz ist für den

Heiland, wird die engste Klausen zum Paradies, und darum hatten alle das Stübli so gern.

Eine andre Eintragung heißt: „Tante N. war bei uns zu Besuch mit ihrem Töchterlein, das hie und da etwas unartig war. Eines Abends nahm die Tante unsre E. auf den Schoß und sagte: ‚Willst du nicht mit uns gehen, um mein Kind artig zu machen?‘ Ohne Nachdenken antwortete die Kleine: ‚Ja.‘ — ‚Aber, wie willst du es denn anfangen?‘ Da wird das Herzenskind verlegen und sinnt nach. Endlich sagt sie: ‚Weißt du, wenn ich mit euch gehe, dann geht eben der Heiland mit, und er macht's dann.‘“

Ganz unaufgefordert sagte eines Abends die kleine M.: „Mama, ich möchte dem Heiland mein Herz schenken; darf ich's?“ — „O ja, mein Kind.“ — „Lieber Heiland, ich geb' dir mein Herz; jetzt gehört es dir!“ — D. hatte sich ähnlich geäußert, und in späteren Jahren wurde bei allen Kindern etwas von solchen Regungen offenbar. Das veranlaßt die Mutter, zu schreiben:

„Es sind Blüten, und tausend Blüten verwehen in der Frühlingsluft und bringen keine Frucht. Aber Gott bewahre mich davor, mich deshalb gar nicht über die Blüten zu freuen! Nein, himmlischer Gärtner, weil du hütest und wachst, kann ich getrost sein und auch im Blick auf meine Kinder singen:

Ich vertraue dir allein!“

An andrer Stelle heißt es: „Neulich kehrten die Kinder von einem Spaziergang heim und sahen von weitem ihren Papa kommen. Des freute sich H. gar herzlich. Als man aber zueinander gekommen war, stellte es sich heraus, daß Papa große Eile habe. Er nickte nur und ging rasch vorüber. Ganz kaltblütig und mit ernstem Gesichtchen sagte die Zweijährige: ‚Papa kann Hildi nicht brauchen‘, worauf D. bemerkte: ‚Das ist sehr gescheit von Hildi, so wird sie viel weniger traurig sein, wenn sie gleich versteht und nicht empfindlich ist.‘

M. sang unlängst:

„Norden, Süden, Osten, Westen,
bei der Mutter ist's am besten.“

Und August sagte: ‚Mutti, ich möchte mich an dich leimen.‘“

Bei der Taufe des siebten Kindleins sangen die größeren Geschwister das entzückende Gedicht: „Sei uns willkommen herzlichlich“ mit der Strophe:

Denn wo sich ernährten sechs Vögelein,
wird auch noch fürs siebte ein Körnlein sein.
Die Hand, die uns schützte früh und spät,
wird dich auch beschirmen,
Elisabeth.

In dem gesegneten Buch „Carl Heinrich Rappard, ein Lebensbild“ trägt ein Kapitel den Untertitel: „Die Kinder.“ Da beschreibt die Gattin die herrliche, sonnige Jugendzeit ihrer kleinen Schar. Auch in ihrem Buch „Lichte Spuren“ schildert sie die Sonntage, wie sie ihren Kindern zu Sonnentagen geworden sind. Es könnte viel Köstliches hinzugefügt werden; aber gern lauschen wir abermals der Mutter selbst, wenn sie einen Rückblick auf die ersten Jahre ihres Familienlebens wirft:

„Kinderstube! O süßes, süßes Wort! Wie köstlich, am Morgen die rosigen Gesichtchen wachzuküssen! Und dann das Zusammenfinden bei der Morgenandacht, wenn jedes seinen Bibelspruch sagt, oft ziemlich gedankenlos allerdings, oft aber auch nach allerliebster Wahl. Wie war dann der Tag so reich an Arbeit und Freude! Die regelmäßigen Spaziergänge mit Elise oder Isa — oft ein wenig langweilig, wenn das Wetter nötigte, auf der Straße zu bleiben, oft aber so prächtig in den Wäldern und jedenfalls gesund und viel besser als ein zuchtloses Herumspringen. Dann kam die herzige Spielstunde von 5—6 Uhr, wo ich mit meiner kleinen Schar um den großen Tisch im Wohnzimmer saß, gewöhnlich mit dem Baby auf dem Schoß, und Spiel um Spiel hervorgeholt wurde. Dann war es Zeit für die Kleinen, ins Bett zu gehen. Ach, ich sehe noch die Stühlchen in einer Reihe stehen und darauf die Kleider schön zusammengelegt, die Taschen geleert; ich sehe die Kinder, frisch gewaschen und dann im saubern, warmen Bettchen. Wie eng und nah war alles beisammen! Die Abendgebetelein wurden gesprochen, die segnenden Mutterhände auf die Köpfchen gelegt und der letzte Gruß gesungen:

Gute Nacht!
Schlaf wohl und warm
in Jesu Arm,

ihr Kinderlein,
ihr seid ja sein!
Gute Nacht!

Wieviel gab es dann jeden Abend noch zu tun, Stichlein zu machen oder Neues zu richten! Aber mit welcher Wonne denke ich daran zurück!

Wenn es mir bei Veränderung der Jahreszeiten manchmal viel werden wollte, bis alle Röckchen und Strümpfe gerichtet waren, namentlich wenn das Geld nicht reichte, so hat es mir doch nicht eigentlich Mühe gemacht. Hatte ich doch alle Kücklein bei mir, so nah, so nah.

Eine sonnige Kindheit wollte ich meinen Kindern (nicht *schaffen*, das kann kein Mensch, aber) *erhalten*. Die Kindheit ist sonnig von innen heraus, und was wir Eltern zu tun haben, ist, die Verdunkelungen zu vermeiden, die den Sonnenschein trüben würden. Ach, und sie zur Sonne zu führen, zu Jesus, wie ist das so selig und so lieblich! Oft waren unsre Sonntagabend-Plauderstunden wahre Segenszeiten. Es wurden Fragen gemacht aus der Bibel, Wortbilder; das hatten sie so gern. ‚Ich sehe eine einsame Schlucht und darin . . .‘ Sorgfältig muß jede Handlung vermieden werden, und das Bild wird beschrieben, wie wenn man es sähe. Was waren das oft für Ausrufe der Wonne, wenn man anfang zu erraten und immer gewisser wurde!“

Soweit die teure Mutter. —

Ja, es waren sonnige Zeiten, und aus den kleinen Kehlen klang es fröhlich:

„Weil ich Jesu Schäflein bin,
freu' ich mich nur immerhin.“

Überhaupt der Gesang! Das Haus war durchhallt davon. Mutter hatte eine wundervolle Stimme. An der Wiege des Säuglings, beim Abendgebet mit den Kindern, an den Krankenbettchen, in den Andachten, bei festlichen Anlässen, auf Spaziergängen, ja auch in Trauerstunden — immer erklangen Lieder. Hatten die Worte keine Melodie, so machte die Sängerin schnell eine passende, und die Kinder fielen ein, und im Lauf der Jahre ertönte drei- oder vierstimmiger Gesang.

Neben den geistlichen Liedern waren es auch andre, zum Beispiel der von ihrem Mütterlein ererbte Sang über Kindels-

berg mit der alten Linde oder die ans Herz greifende schottische Ballade „Auld Robin Gray“. Diese Weisen bekamen durch die Mutterstimme einen so weihevollen Klang, daß man nur in Andacht zuhören konnte. Viel später sang die Geliebte auf das Bitten ihrer erwachsenen Kinder hin noch einmal das ergreifende schottische Lied. O wie macht es Herzweh, jetzt daran zu denken!

Ein Gedicht von Dr. Barth, das die Mutter ihre Kinder lehrte, verdient hier festgehalten zu werden.

Einst sah ich eine Henne sitzen,
und unter ihren Flügeln war,
um sich vor Fährlichkeit zu schützen,
gelagert warm der Kühlein Schar. —
Da dacht' ich: Welche edlen Triebe
erzeugen eine solche Liebe!

Einst hört' ich eine schöne Sage
vom Pelikane, wie mich deucht,
der in der Zeit der Hungertage
sein Herzblut seinen Jungen reicht. —
Da sagt' ich: Ist's nicht eine Schande
für Menschen in dem Christenlande?

Einst sah ich auch ein Mägdlein ziehen,
das trug ein Lämmlein in dem Arm;
es pflegte sein mit Liebesmühen,
es hielt's an seinem Herzen warm. —
Da staunt' ich, welche Liebesfülle
aus einem Kinderherzen quille!

Einst hört' ich auch vom Mutterherzen,
wie es des Säuglings nie vergißt,
ihn treulich pflegt in Not und Schmerzen
und selbst im Tod ihn fest umschließt. —
Da dachte ich, daß solche Liebe
die höchste doch von allem bliebe.

Doch als ich erst zu dem gekommen,
auf dessen Tod man mich getauft,
der von dem Thron zum Kreuz gekommen
und mich mit seinem Blut erkaufte,
da mußten Herz und Mund und Zähnen
vor allem Jesu Liebe ehren.

Auch ein Anhang zu dem weitbekannten „Gott ist die Liebe“ darf in diesen Blättern nicht fehlen:

Auch dich, mein Kindlein,
hat er geliebet;
auch dich, mein Kindlein,
hat er erkauft
mit seinem teuren Blut,
das er vergossen
am Kreuzesstamme
auf Golgatha.

Er will dich segnen
mit seiner Liebe;
er will dich schützen
bei Tag und Nacht.
Drum sag' ich noch einmal:
Gott ist die Liebe!
Gott ist die Liebe;
er liebt auch dich.

War man traurig, erklang das Lied:

„Wirf Sorgen und Schmerz!“

Mit zu den feierlichen Erinnerungen aus der Kinderzeit gehört das wunderbare Lied von den Neunundneunzig. Mutter sang es zuweilen am Sonntagabend, und die kleinen Herzen pochten vor Angst über dem armen, verirrtten Schäflein, vor Erwartung, ob der Hirte es finden würde, und vor Mitleid und Liebe, als die seelenvolle Stimme mit leiser Harmoniumbegleitung zu den Worten kam: „Woher kommen die Tropfen rotes Blut?“ Dann aber brach der Jubel des Retters durch, und in mächtigen Akkorden klang es aus:

„O freuet euch, freuet euch, freuet euch doch!
Gefunden ist, was ich verlor!“

Es ist bei andern Gelegenheiten das Singen dieses Liedes, wie Dora Rappard es wiedergab, tief in die Herzen verlorener Menschen gedrungen.

Allerlei Hausgenossen

Wie im vorigen Kapitel berichtet wurde, bedurfte der Leiter des Werkes der Pilgermission je länger je mehr der Hilfe sei-

ner Gattin. Dadurch wurde sie der Kinderstube oft entzogen. So sehr ihr die geistige Arbeit, zu der sie in hohem Maße befähigt war, zusagte, so leid tat es ihr, daß die jüngeren Kinder nicht mehr ganz das von ihrer Mutter hatten, was der älteren kostbares Teil gewesen war. An Liebe fehlte es ihnen nicht, o nein, aber an gemüthlichen Plauder- oder Singstündchen, am Zeithaben für kleine Freuden und Leiden. Bezeichnend ist, daß eins der Kleinen einmal fragte: „Aber nicht wahr, Mama, im Himmel wirst du nicht mehr schreiben?“

Bei acht Kindern, dem Anstaltsleben mit seinen Anforderungen, zahlreichen Besuchen und reicher Schreibarbeit ist es begreiflich, daß Frau Inspektor Rappard für das Haus und die Familie die nötigen Gehilfinnen haben mußte. In diesem Stück hat der Vater im Himmel, der weiß, was wir bedürfen, sie gnädig angesehen. Von 1868 bis 1923 hatte sie nach- oder nebeneinander nur fünf Hauptstützen und dazwischen einige jüngere Mädchen als Aushilfen. Zuerst war es eine liebe Pauline, die nach vier Jahren mit dem Evangelisten Fink in Schaffhausen sich verheiratete. Dann übernahm Fräulein Elise Stump die Pflege und zeitweise auch die Schulung der Kinder. Dreizehn Jahre war Elise eine treue, fromme Hausgenossin, und die nötig gewordene Trennung wurde beiden Teilen schwer. Mit ihr diente Rösle Müller und hat von November 1873 bis Mai 1894 Freude und Leid in der Familie geteilt und eine große Arbeitslast getragen. Dann wurde sie dem Anstaltshaushalt als Verwalterin abgegeben und blieb somit in steter Verbindung mit ihrer geliebten Frau Inspektor. Und jetzt, da diese Zeilen gedruckt werden und das einst blühende Röslein alt geworden ist, bewohnt sie in der „Friedau“ ein sonniges Feierabendstübchen und rüstet sich auf die Zeit, wo alle Erlösten im Himmel dem Herrn dienen. Ihre Nachfolgerin war Selma. Damals begann schon der Kinderkreis sich zu lichten, so daß sie im Lauf der Jahre mehr und mehr den persönlichen Dienst der Hauseltern übernehmen durfte. Und wie treu hat sie ihn versehen! Als es um die teure Mutter einsamer wurde und Krankheit und Altersbeschwerden kamen, war Selma eine unschätzbare Hilfe. Bis zuletzt umgab sie ihre Herrin mit hingebender Liebe, und deren Gegenliebe und Dankbarkeit war ihr Lohn. — Einen Teil dieser Liebe hat Selma auf Kinder und Enkel der nun Heimge-

gangenen übertragen, und jeder, der in die Friedau kommt, freut sich, sie noch hier zu finden.

Es war nicht schwer, bei Frau Rappard zu dienen. Sie war eine betende, gütige, demütige Herrin. Vielleicht trug auch das zu dem guten Verhältnis bei, daß sie, wie es ihrer Veranlagung entsprach, die zu verrichtenden Hausarbeiten ganz abgab und sich nicht in die Einteilung der Pflichten mischte. Sie vertraute ihren Leuten völlig, hatte sie lieb und suchte ihnen, besonders in Zeiten strengen Dienstes, kleine Freuden zu machen. Jedenfalls war die mancherorts herrschende Dienstennot ihr unbekannt, und die Dienstenfrage war in ihrem Hause leicht und lieblich gelöst.

Im November 1877 trat als Hauslehrerin Fräulein Elise Schlachter von Basel auf St. Chrischona ein. Im Tagebuch heißt es: „Ich glaube, diese liebe Hausgenossin ist uns so recht vom Heiland geschenkt und paßt gut zu unsern Verhältnissen.“ Zuerst in der Wohnung und dann im hochgelegenen Turmzimmer der Kirche fand die Schule statt. Mit den Inspektorskindern wurden auch die Kinder der zeitweiligen Lehrer unterrichtet. Fräulein Schlachter oder Isa, wie sie genannt werden wollte, war eine tüchtige Lehrerin, die selbst bei dem großen Meister Jesus Christus noch in die Schule ging. Als die Kinder nach sechs Jahren in die Basler Schulen eintraten, kamen sie in allen Abteilungen gut mit. Isa übernahm bald darauf in ihrer Vaterstadt eine Spezialklasse für Schwachbegabte. Es war eine schwere Aufgabe, die sie aber mit Freude und Geschick löste. Scherzend pflegte Inspektor Rappard zu sagen, seine Frau schelmisch anblickend: „Bei unsern Kindern wurde sie dafür vorbereitet!“

Nach vierzig Jahren, im Oktober 1923, schrieb Isa: „Mit tiefer Bewegung habe ich die Anzeige vom Heimgang Eurer teuren, unvergeßlichen Mutter gelesen. Es ist mir, als ob ein Stück meines eigenen Selbst hinübergegangen wäre. Wir sind eben doch in Christus Jesus wahrhaft miteinander verbunden, und diese Verbindung hört nimmer auf. Zudem habe ich ja die kostbare Aussicht, vielleicht in Bälde auch der oberen Gemeinde beigefügt zu werden. Da läßt sich zeitweilige Trennung leichter ertragen.“

Etliche Monate darauf ist Isa sanft und selig heimgegangen.

Noch manche Namen könnten genannt werden von solchen, die in irgendeiner Weise dem Hause nahestanden und Frau Inspektor hilfreich waren. Die liebe Lena mit ihren Krücken, die zweimal jährlich kam, um die vielen Kindersachen auszubessern und aus Altem Neues zu machen; die treuen Bettinger, Frau Bertschmann und Marie Frei, und andre, die die Kleiderfrage lösen halfen. Denn das war keine Kleinigkeit, bei bescheidenen Mitteln für acht Kinder immer die passenden Sommer- und Winterkleider bereit zu haben. Der teuren Mutter, der es bei ihrer reichen Begabung und Arbeit auf geistigem Gebiet eine Anstrengung sein mußte, sich mit diesen irdischen, praktischen Dingen abzugeben, ist es hoch anzurechnen, daß ihre Kinder stets gut gekleidet waren, wohl nicht immer nach der neusten Mode, aber bei aller Einfachheit mit feinem Geschmack. Kleider, Hüte, Haarband — alles mußte zusammen passen. Auch in diesen Äußerlichkeiten offenbarte sich ihr harmonisches Wesen. Ihre Schwäche in Beziehung auf manche Fragen des irdischen Lebens kennend, machte sie aus allem ein Gebet, und darum gab ihr der Herr Gelingen.

Den Schluß dieses Abschnitts möge eine kleine Erinnerung bilden. Als Frau Inspektor Rappard im Jahr 1906 im großen Zelt der Schweizerischen Zeltmission in Basel eine gesegnete Frauenversammlung gehalten hatte, trat eine schlichte Frau an sie heran, faßte ihre Hände und sagte mit bewegter Stimme: „Frau Inspektor, ich danke Ihnen, daß Sie noch leben!“ Es war eine Waschfrau, die vor vielen Jahren allmonatlich im Haus an der Karthausgasse geholfen hatte und jetzt überglücklich war, ihre Arbeitgeberin wiederzusehen.

Für alle Hausgenossen aber war der Mutter tiefstes Sehnen, sie in Verbindung mit Jesus zu bringen, und manche haben durch sie das ewige Glück gefunden.

Gastfreundschaft

In der alten Zeit, wo das Reisen langsamer vor sich ging als bei dem jetzigen Hasten und die Menschen mehr Zeit zu haben schienen und länger an einem Ort verweilen konnten, hatte das Beherbergen von Gästen eine große Bedeutung. In den ersten

Jahren waren es meist liebe Verwandte, die das junge Paar auf St. Chrischona aufsuchten, dann aber auch Freunde und Gönner der Anstalt. Allen war es wohl auf dem Berge. Heinrich und Dora Rappard lebten nicht für sich allein und freuten sich, wenn sie mit andern ihr Glück teilen konnten.

Eine Ehre war es der jungen Frau, ihres geliebten Mannes Mutter und Geschwister, mit denen sie in Liebe verbunden war, empfangen zu dürfen. Als aber Frau Rappard-de Rham im Jahr 1876 ihren Witwensitz nach St. Chrischona verlegte, um in ihres Sohnes Nähe zu sein, wurde das liebe, wohnliche „Neue Haus“, die jetzige Friedau, der Sammelpunkt der Familie.

Vom fernen Jerusalem her kamen die teuren Eltern, einige Male auch die Geschwister von Nazareth und England. Das waren besondere Festzeiten. Die damals noch unverheiratete jüngste Schwester Blandina war ihrer älteren Schwester längere Zeit eine überaus liebe Gesellschafterin. Zogen dann alle Lieben wieder fort, war es ein Trost und eine Freude, daß Maria, die glückliche Gattin des Buchhändlers Paul Kober, ihren Wohnsitz in Basel hatte. Die beiden Schwestern waren innig verbunden. Der einen Freude und Leid war auch der andern Glück und Schmerz. Alle die Teuren, die damals die bescheidenen Gaststübchen bewohnten, als letzte auch Blandina, sind in die Wohnungen des ewigen Vaterhauses eingegangen.

Über den letzten Besuch der heißgeliebten Eltern, der Großeltern ihrer Kinder, schreibt Dora Rappard in dem oben erwähnten „roten Buch“ folgendes:

„Am 9. November 1878 gingen Heinrich und ich mit unsern sieben Kindern nach Basel zur Feier von Großmamas Geburtstag. Sie sangen ihr das Liedlein:

Wir hätten dir so gerne
gewunden einen Kranz
aus tausend schönen Blumen
voll Duft und Farb' und Glanz.

Doch alle Blümlein schlafen
ganz heimlich zugedeckt;
Vergißmeinnicht und Veilchen
sind still im Schnee versteckt.

Drum möchten wir heut selber
dein Festtagskränzchen sein
und alle froh umringen
dich, lieb Großmütterlein!

Und können wir nicht krönen
dein liebes *Haupt* zur Zier,
wir winden um so fester
uns um das *Herze* dir.

Bald wird ein Tag erscheinen,
viel schöner noch als heut,
der alle sel'gen Frommen
vereint in Ewigkeit.

Da wird dein Auge spähen
nach deinem Kinderkranz.
O möchtest du dort finden
auch unser Kränzchen ganz!

Der liebe Großpapa war ungemein bewegt und mußte gleich nach dem Gesang das Zimmer verlassen, um, wie er nachher sagte, *laut* zu weinen. Beim Kaffee durften die Kinder ihre Geschenke überreichen. Ich habe nämlich aus dem Inhalt ihrer Sparbüchlein ein Löffelchen gekauft und auf dasselbe das Wort ‚Großmama‘ gravieren lassen. Meine liebe Mutter war beim Empfang dieses Geschenkes unaussprechlich gerührt.

Vierzehn Tage später galt es, von den geliebten Großeltern Abschied zu nehmen. Wir gingen wieder nach Basel. Großpapa rief die Kleinen zu sich. Sie kamen alle in seine Arme; einige lehnten sich an ihn, andre knieten. Da breitete er seine Hände aus über sie und segnete sie. Nachher knieten sie alle um Großmamas Schoß, während sie mit ihnen betete und sie dem Herrn empfahl. Es war eine unvergeßliche Stunde, die auch auf die Kinder einen tiefen Eindruck machte. Denn als Elise am Abend mit dem vierjährigen Heinerli darüber sprach und fragte: ‚Was hat denn Großpapa gesagt?‘ — da antwortete er: ‚Er hat gesagt — ja, weißt du, ich kann's dir nicht sagen; ich muß weinen.‘“

Es war der letzte Abschied auf Erden. Im Jahr 1879 wurden die teuren Großeltern vom irdischen ins himmlische Jerusalem versetzt.

Neffen und Nichten kamen auf Besuch. Die Liebe machte erfinderisch, und als einmal ein bleiches Stadtbübchen längere Zeit die Bergluft genießen sollte, rückten die eigenen Kinder noch näher zusammen.

Der Inspektorsfamilie stand damals gar wenig Raum zur Verfügung; aber Gäste mußte man eben aufnehmen können. Später ging es leichter, und manch einer, der diese Zeilen liest, denkt vielleicht an liebevolle Tage, die er im „Schwalbennest“ zubringen durfte.

Es war begreiflich, daß Freunde der Söhne und Freundinnen der Töchter sich schnell zu deren Mutter hingezogen fühlten und in ihr eine mütterliche Freundin fanden. Dies war auch der Fall bei den Pensionären, die hauptsächlich während der Zeit in Basel, aber auch auf St. Chrischona in den Familienkreis aufgenommen wurden. Eindrücke fürs ganze Leben nahmen sie von der gesegneten Frau mit.

Unzählige Namen und Inschriften in verschiedener Sprache enthält das Gästebuch. Neben dem letzten Namen, als schon die Mutter des Hauses der Himmelswohnung nahe war, stehen die Worte: „Lead me gently home, Father!“ (Führ mich sanft heim, Vater!)

Über Erziehung

Kehren wir nach diesen Abschweifungen wieder zum engeren Familienleben zurück! Wir haben die Mutter unter ihren *kleinen* Kindern walten sehen, wie es bis 1883 auf St. Chrischona so lieblich und verhältnismäßig leicht ging. In Basel, durch den Besuch der öffentlichen Schulen, durch Einflüsse aller Art und durch die Entfaltung der Kinder nach Leib und Seele, wurden neue Anforderungen an die Erziehung gestellt.

Dieses Kapitel handelt zwar von der *Mutter* Dora Rappard. Eine Mutter ist aber so unauslöschlich mit ihren Kindern verbunden, daß es nicht zu vermeiden ist, in einem wahrheitsgetreuen Lebensbild auch von ihnen etwas zu sagen. Von den kleinen Kindern, die Herz und Haus mit Sonnenschein füllten, schien es natürlich. Von den heranwachsenden Töchtern und Söhnen jedoch, die auf verschiedenen Wegen zu selbständigen Persönlich-

keiten wurden, ist es schwerer zu reden. Ihr Leben ist aber so mit dem Denken, Fühlen und Wirken der Mutter verknüpft, daß sie hin und wieder genannt werden müssen.

Bisher ist das ureigenste Gebiet der Eltern, ihre Kinder zu Gotteskindern zu erziehen, nur gestreift worden. Und doch zielte bei Dora Rappard in besonderer Weise alles darauf hin. In heißem Gebet flehte sie für ihre kleine Schar. Jedes Wirken des Geistes Gottes an den Seelen war ihr ein Ansporn zu weiterer Fürbitte. Jedes Zurückbleiben bereitete ihr tiefes Weh. Unaussprechlich war ihre Freude, wenn sie aus dem Mund eines Kindes das Bekenntnis hören durfte, das sich am besten in die Worte der Samariter an das gläubig gewordene Weib kleiden läßt: „Wir glauben nun hinfort nicht um deiner Rede willen; wir haben selber gehört und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland.“

Gewöhnlich hatte sie schon vorher die Veränderung bemerkt und eines der Lieblingsworte ihres Mannes bestätigt gefunden: „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden“ (2. Kor. 5, 17).

In den folgenden Blättern dürfen wir nun in das Herz dieser Mutter blicken, wie sie ihre Kinder für Gott erzog. Was sie in stillen Stunden einst darüber schrieb, kann durch Gottes Gnade und zu seiner Ehre mancher Mutter, auch den Vätern und Jugendführern überhaupt, zum Ansporn, zum Trost und zum Segen werden.

Unverkürzt sei eine liebliche Erfahrung wiedergegeben. Sie trägt die Überschrift:

Hyazinthen

„Ich erhielt zu Weihnachten vier Hyazinthenwurzeln in Gläsern und freute mich, der Entwicklung der Pflanzen folgen zu können. Man hatte mir gesagt, man könne sie zwischen den Fenstern stehen lassen, wenn die Witterung nicht allzu kalt sei, und ich handelte danach.

Nun kam eine recht kalte Nacht und abermals eine; ich vergaß der Pflanzen, und als ich des Morgens herunterkam, merkte ich, daß das Wasser in meinen Gläsern zu festem Eis gefroren war, und es hieß allgemein: die Pflanzen sind dahin.

Wie war mir das so leid! Nicht nur die schönen, keimenden Blumen taten mir weh und starrten mich an, als wäre ich ihre Mörderin; nein, tausend andre Gedanken fluteten in meiner Seele. Wie oft hatte ich, nicht in böser Meinung, aber aus Trägheit und Sorglosigkeit, wohl auch im Drang guter, Gott wohlgefälliger Geschäfte, die ich aber nicht immer zur rechten Zeit zu besorgen verstand, viel edlere Pflanzen vernachlässigt und versäumt, die mir der himmlische Gärtner anvertraut und geschenkt hatte! Von den zehn süßen Kindern, die er mir gegeben, hat er zwei gar früh in den Himmelsgarten verpflanzt; aber acht hat er mir zur Pflege übergeben. Wie manche Eisluft der Welt und der Sünde hätte ich von ihren Herzen fernhalten können, wenn ich treu gewacht, wie manches Unkraut hätte durch Gottes Gnade früh ausgejätet, wie manches Gute hätte gepflanzt und gepflegt werden können! Ich wußte es damals nicht; jetzt sehe und fühle ich so vieles, und die erstarrten Hyazinthen blickten mich an wie in Sünde erstarrte, durch Sünde verderbte Seelen.

*

Mit meinen Hyazinthen machte ich es, wie ich es mit allem machen kann und darf, was mich drückt und quält. Ich sagte meinem gnadenreichen Herrn, wie leid mir's tue, durch meine Unachtsamkeit diese seine Geschöpfe verderbt und der lieben Geberin der Pflanzen eine Enttäuschung bereitet zu haben, und bat ihn, der schon so oft meine Fehler wiedergutmacht hatte, auch diesmal gnädig einzuschreiten und meine erfrorenen Pflanzen vom Verderben zu retten.

Es vergingen einige Tage, und ich merkte zu meiner nicht geringen Freude, daß die Pflanzen nicht erstorben waren; es regte sich Leben; bald wuchsen sie empor, bildeten ihre Knospen, gediehen vollkommen. Und heute, als ich in mein Zimmer trat, siehe, da waren die Blüten aufgegangen, und im Strahl der Morgensonne erglänzten sie in voller Pracht, rot und blau und weiß. Mir kamen die Tränen in die Augen, und das eine, das mir aus meinen Blumen entgegenleuchtete, das war: die *Gnade* meines Königs.

Und wiederum verklärten sich vor meinem Blick die Hyazinthen zu lauter süßen Kindergesichtchen, und es war mir, als spräche mein Freund und Heiland zu mir: Siehe, so sollen deine

Kinder noch alle erblühen zu deiner Freude, aber zu meinem Ruhm! Nicht deine Sorgfalt, nicht deine Weisheit, nicht deine Erziehung verdienen Lob; du weißt es ja, wie vieles du versäumt und verkehrt gemacht hast. Aber meine Gnade ist groß über dir, und ich lasse sie walten über deinen Kindern, und auch sie sollen Zeugen werden meiner überschwenglichen Gnade.“

Im Familienleben

Zeugen der Gnade Jesu werden, das war also der Mutter höchstes Ziel für ihre Kinder. Ist dadurch das Familienleben einseitig und eintönig geworden? War die Erziehung der Eltern ein hartes Joch? Vielleicht konnte es manchmal so scheinen, wenn ein Wunsch nicht erfüllt und ein Vergnügen nicht gewährt wurde, in dem die unerfahrenen Kinderaugen und -herzen nur Schönes sahen, der Eltern tiefer Blick aber Gefahr erkannte, oder wenn nach dem weisen Bibelwort gehandelt wurde: „Wer seinen Sohn liebhat, der züchtigt ihn.“

Den Kindern war es zwar die größere Strafe, wenn nach einer Unart das sonst so liebe Lächeln auf dem Mutterangesicht verschwand und sie traurig aussah. Solch ein Blick war kaum auszuhalten, und der kleine Sünder bat um Verzeihung und um den versöhnenden Mutterkuß.

In Wirklichkeit herrschte echte, oft jubelnde Freude im Haus, und die zärtliche, teilnehmende, tragende und vergebende Elternliebe verklärte alles. Besonders war es die Mutter, die eine wohlthuende, warme Atmosphäre schuf. Auch an Festen fehlte es nicht. Bis nur alle die Geburtstage gefeiert waren, gab es ein zehnfaches Freuen. Und dann die Advents- und Weihnachtszeit! Es wurde nicht planlos gefeiert; immer ging es nach einem kleinen Programm, und das reiche Gemüt der Mutter brachte Köstliches hervor. Besonders zu des Gatten und Vaters Geburtstag am 26. Dezember sprudelte die Quelle. Die Kinder durften die glücklichen Vermittler sein und in Poesie und Prosa dem Familienhaupt Verheißungen Gottes sagen. Für diese Gelegenheiten sind prächtige Dichtungen entstanden. Einmal aber war es etwas ganz Neues; da standen die Mutter und alle acht um den geliebten Vater, und Bibelworte in deutscher, französischer, englischer,

italienischer, lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache drangen an sein Ohr und an sein Herz. Die Krone bildete das „Unser Vater“, das die Mutter auf arabisch betete.

Andere Freuden waren kleine Reisen. Es sei hier besonders der lieblichen Ausflüge gedacht, die mit dem Berner Wägelein nach Luzern, Neuenburg und in den Schwarzwald gemacht wurden. Vater kutscherte, neben ihm saß Mutter, vorn auf dem kleinen Sitz ein Kind und hinten noch zwei oder drei. War das ein fröhliches Fahren über Berg und Tal! Wie hell klangen die Lieder! Wie suchten Vätertreue und Mutterliebe auch bei diesen Gelegenheiten die jungen Herzen so zu beeinflussen, daß sie in Wahrheit mit ihnen die Worte des alten Kreuzfahrerliedes singen konnten:

Alle die Schönheit
Himmels und der Erden
ist gefaßt in dir allein.
Nichts soll auf Erden
lieber mir werden
als du, herzlichster Jesu mein.

Unvergeßlich bleibt auch die Gastfreundschaft, die die Familie bei dem teuren Onkel Samuel Zeller in Männedorf, sowie auf dem schönen Blumenberg in Bern, in Gernsbach und bei andern lieben Freunden genießen durfte. Das waren erquickende Sommerwochen, während in Basel in der Julihitze die Sonne den kleinen Rasen im heimatlichen Gärtchen versengte. Doch das Nachhausekommen war immer schön. Später, als in den Ferienzeiten groß und klein mehr getrennt Erholung suchte, genossen Heinrich und Dora Rappard wundervolle Feiertage in den Alpen des Berner Oberlandes. Der fast überirdischen Schönheit eines Abends in der hehren Bergwelt verdanken wir den Ausruf:

„Herrlich — die Berge in ihrer Pracht,
herrlich — die monдумglänzte Nacht,
herrlich — das tief beschattete Tal,
herrlich — des Bächleins Silberstrahl!
Herrlicher du,
Jesu, Jesu,
du meines Herzens Freud' und Ruh'!“

Daß ihre Kinder diese unvergängliche Freude immer mehr und tiefer kennenlernen möchten, blieb bis zuletzt der Mutter Herzensbitte.

Einst saßen im Garten eines Landhauses verschiedene Damen beisammen. Mütter waren es, die über ihre Kinder und deren Erziehung sprachen. Heimgekehrt, schrieb Dora Rappard in ihr Buch folgendes:

„Ich hatte ein interessantes Gespräch mit Frau C. über Erziehung und Mutterpflicht. Sie sagte: ‚Ich meine, alles sei zusammengefaßt in dem Wort: *Ich lebe für meine Kinder.*‘

Ich weiß nicht, was es ist, das mir in diesem Wort wehe tut. Mir ist zu tief ins Herz das *eine* Ideal geprägt: *Ich muß leben für den, der für mich gestorben ist, für Jesus.* Für meinen teuren Mann, für meine geliebten Kinder leben, *scheint* mir fast wie eine Art Götzendienst. Nur du, o Jesus, bist groß genug, das ganze Herz und Leben zu erfüllen.

Aber ich suchte Frau C. zu zeigen, daß der praktische Erfolg vielleicht so ziemlich auf das gleiche kommen müsse; denn mein himmlischer König, für den ich da sein möchte, gebietet mir, treu zu sein in meinen Pflichten, auch in meiner Hingabe an Mann und Kinder. Und welche süßen Pflichten sind das!“

Früher schon hatte sie ihrem abwesenden Gatten einmal geschrieben: „Ich bin durchdrungen von der Wichtigkeit, die darin besteht, daß jedes Glied am Leib Christi die ihm zugeteilte Aufgabe so gut wie möglich erfülle, und daß oft die verborgensten Seelen die nötigsten sind für die Entwicklung des Ganzen. Das macht, daß ich versuche, meine Kinder und meinen Haushalt sorgfältiger zu halten.“

Gewiß tat sie das; aber ihre Zeit für praktisches Arbeiten war knapp bemessen, da ihr Mann je länger je mehr ihre Mithilfe auf seinem Gebiet brauchte. C. H. Rappard war durch und durch Diener Gottes. Das Evangelium zu verkündigen, war sein Element; für den Herrn zu wirken, wo er ihn brauchen wollte, seine Lebensaufgabe. Da seine Dora ganz eines Sinnes mit ihm war, ist es begreiflich, daß auch die Kinder von Jugend auf an den Freuden und Schwierigkeiten des Werkes, an das der Meister ihre Eltern gestellt hatte, teilnahmen. Früh lehrte die Mutter die kleine Schar für den Vater und seine Aufgaben beten und die Arbeit im Reiche Gottes als das Köstlichste ansehen.

So stand sie auch nicht allein, wenn er seine Inspektions- und Evangelisationsreisen machte. Das ganze Haus betete mit. Besonders trat dies im Jahr 1887 zutage, als die Reise nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas auf dem Programm stand. Sie währte von März bis August, und die Engel Gottes behüteten den Boten des Friedens auf all den weiten Wegen. Als am 2. April ein Telegramm die glückliche Ankunft in New York gemeldet hatte, wurden, da es damals noch keine telefonische Verbindung gab, die Kinder als Leitungsdrähte benützt. Auf Geheiß der Mutter trugen zwei die gute Botschaft nach St. Chrichona, zwei zu den Verwandten in Basel und eins ins Fätkli zu Freund Jäger. Als am 6. August der Vater wohlbehalten wiederkam, klang ihm vielstimmig das Willkommlied entgegen, wie es nur die glückliche Gattin hatte dichten können:

„— — — Drum wollen wir danken, danken,
danken dem Herrn!“

Mutterbriefe

Die Rückkehr auf den geliebten Berg im Jahr 1890 brachte neben der großen Freude auch leises Weh. Die Ausbildung der Söhne und Töchter verlangte deren zeitweises Fernsein vom Elternhaus, und das fiel besonders der Mutter schwer. Es gab oft bange Stunden, auch wenn die Briefe nicht zur erwarteten Zeit eintrafen und das sorgende Mutterherz an allerlei Unglück dachte. In ihrer Bibel ist der Spruch Psalm 112,7, dessen englische Übersetzung lautet: „Er fürchtet sich nicht vor bösen Nachrichten“, unterstrichen. O jetzt ist alle, alle Angst zur Ruhe gekommen! Ewige Freude ist über ihrem Haupt. —

Die Trennung von den Kindern wurde gemildert durch die regelmäßige Korrespondenz. Jedes Kind hat einen Schatz von Mutterbriefen, den es nicht preisgeben möchte. Wohl war es zunächst eine Familienchronik, aber so durchwürzt von Liebe, Teilnahme und zarter Seelsorge, daß dieser neue Ausfluß der Mütterlichkeit für alle eine Bereicherung bedeutete. Über Land und Meer flogen in den folgenden Jahren und bis zuletzt die weißen Brieftauben, und wo sie landeten, brachten sie Freude

und Segen, ein Stückchen Heimat und ein ganzes Mutterherz mit. Der Vater überließ diesen schriftlichen Verkehr fast ganz seiner Gattin. Wenn aber bei besonderen Gelegenheiten auch seine Handschrift zu lesen war, bedeutete es besondere Freude.

Wie auf allen Gebieten, so arbeitete Dora Rappard auch hier mit der größten Genauigkeit. Jedes Kind hatte seinen bestimmten Posttag und konnte daher mit großer Sicherheit den Heimatgruß erwarten. Traf er nicht ein, so war es sicher nicht einem Versäumnis der Mutterhand zuzuschreiben. Eher versagte die Post als ihre Treue.

Zwei Beispiele von der Wirkung der köstlichen Mutterbriefe seien hier erwähnt. Sie stammen aus späterer Zeit.

Im Weltkrieg war's, als der Sohn Heinrich an der Front tätig war. Abgeschnitten von den Seinen, bedurfte er besonders der Liebe und Ermunterung, und die Mutter sandte regelmäßig ihre Briefe. An etwaiges Ausbleiben der Post war der Soldat gewöhnt; aber daß wochenlang nichts von St. Chrischona kam, schien doch sehr befremdlich. Eines Tages wurde er zu seinem Vorgesetzten gerufen und fand sich bald einem Stoß von Briefen mit den ihm wohlbekanntem, klaren, schönen Schriftzügen gegenüber. „Ist Ihnen diese Handschrift bekannt?“ „Jawohl, es sind Briefe meiner Mutter.“ Und nun wurde ihm mitgeteilt, daß das regelmäßige Eintreffen dieser Briefe aus der Schweiz verdächtig gewesen, ja, daß auch der Inhalt beanstandet worden sei. Der Inhalt? Das war kaum faßbar. Aber als der Offizier die betreffende Stelle vorlas, wurde alles klar. Die treue Mutter hatte ihrem Sohn u. a. geschrieben: „Du bist teuer erkaufte“ und das Wort „teuer“ unterstrichen. Das klang den Kriegern überaus verdächtig, und darum hatten sie die Briefe zurückbehalten. Nun sollte der Sohn eine Erklärung abgeben. Er tat es gern. „Ich legte ihnen einfach dein Glaubensbekenntnis ab, Mutter“, erzählte er später, „und dann wurden mir deine Briefe ausgehändigt.“ Wer weiß, ob sie nicht irgendeine Segensspur zurückgelassen haben!

Am Krankenlager, das zum Sterbebett der geliebten Tochter Hildegard werden sollte, saß eine ihrer Schwestern, die an Stelle der betagten Mutter die Reise nach Valentigney gemacht hatte. Offen sprach die Kranke über ihren baldigen Heimgang. Ihre Schwester machte die Bemerkung, daß es der teuren Mutter

schwer fallen würde, sie ziehen zu lassen, da sie gehofft habe, vor ihr ans Ziel zu gelangen. „Es ist aber ganz gut so“, entgegnete die leise Stimme, „wie könnte ich es aushalten ohne Mamas Briefe?“

Die Drei

Doch zurück zu den neunziger Jahren! Ein leises Weh wurde es genannt, als die Mutter nicht mehr alle ihre Kinder um sich haben konnte. Als aber am 25. Mai 1894 der erstgeborene Sohn August den Eltern für diese Erdenzeit entrissen wurde, da brach fast das Mutterherz.

Doch leise, leise klang es
und deckt' die Wunde zu:
Fort, fort, mein Herz, zum Himmel,
fort, fort, dem Himmel zu!

Das Jahr 1894 stellte überhaupt besondere Anforderungen an Dora Rappard als Mutter. Drei Kinder galt es ganz herzugeben: Hildegard als jugendliche Diakonisse nach Bern, den Sohn in das ewige Vaterhaus und die älteste Tochter als Gattin Hermann Hankes nach Frankfurt a. M.

Unter den Papieren, die der Mutter besonders wertvoll waren, findet sich ein Gedicht, das ihr in jenen schweren Zeiten wohl tun durfte. Es lautet:

Im Kirchlein auf dem Berge
steht eine Jungfrau rein,
in schlichtes Schwarz gehüllet;
kann eine Braut es sein?
Ja, ohne Kranz und Schleier
ist's eine sel'ge Braut,
die mit Gebet und Segen
dem Herrn wird angetraut.

Im Kirchlein auf dem Berge,
da ist es dunkle Nacht,
und unter heißen Tränen
ein Opfer wird gebracht.
Doch ist der hehre Jüngling
im weißen Totenkleid
auf ewig ein Verlobter
der Himmels Herrlichkeit.

Im Kirchlein auf dem Berge
kniet vor dem Traualtar,
den Segen zu empfangen,
ein stilles Hochzeitspaar.
Die Braut im Festgewande,
auf ihrem Haupt den Kranz,
im Herzen heil'ge Liebe,
erstrahlt in Gottes Glanz.

Vom Kirchlein auf dem Berge,
vom trauten Vaterhaus,
so zogen drei Verlobte
in Gottes Namen aus.
Zwei zu dem Dienst auf Erden
von ihm berufen sind,
und er, der sel'ge Dritte,
dient Gott als Himmelskind.

Im erweiterten Familienkreis

In den folgenden Jahren mußte die Mutter immer neu die Lektion lernen, Kinder, die mit so unbegrenzter Liebe behütet und erzogen worden waren, selbstlos mit andern zu teilen. Nicht nur, daß sie in den Stand der Ehe traten, sondern auch in den besonderen Dienst des Herrn. Aber wer kann ein Mutterherz ergründen? Je mehr man von ihm verlangt, desto mehr hat es zu geben. So fanden auch die Schwiegersöhne und die Schwiegertochter einen warmen Platz an diesem wunderbaren Mutterherzen.

Es könnte ein Kapitel geschrieben werden über Dora Rappard als Schwiegermutter, und sein Inhalt würde all die vielen üblen Anekdoten, die in der humoristischen Ecke mancher Blätter zu lesen sind, Lügen strafen. Es gäbe eine prächtige Abhandlung: Liebe, gepaart mit Weisheit; kein Einmischen in die Angelegenheiten des jungen Haushalts, außer wenn sie um Rat gefragt wurde; bei aufsteigenden Sorgen und Nöten wahres Teilnehmen, vor allem aber inbrünstige Fürbitte — das machte die Schwiegermutter zur Mutter.

Und die Töchter, von denen eine zuerst in England, dann auf St. Chrischona, und die andre in Frankreich ihren Wirkungskreis fanden, durften erfahren, daß das Mutterherz auch

Raum hatte für alles, was ihren Dienst betraf. Wie war sie so glücklich, daß bei den meisten ihrer Kinder zu den natürlichen Banden auch ein Verbundensein im Herrn und in der Arbeit für ihn gekommen war!

Und wieder weitete sich ihr Herz; denn Kindeskindern wollten bald einen Platz darin finden. Ganz neue Liebe gab es da zu spüren. Was war sie für eine treue Großmutter! Die Enkel, die auf St. Chrischona aufwuchsen, hatten es wohl am besten; doch kamen die andern nicht zu kurz. Wenn sie in Ferienzeiten unter Großmamas Dach weilen durften, genossen sie eine solche Liebe und Fürsorge, daß der Glanz davon bis zum nächsten Wiedersehen anhielt. Sie umschloß ihre Enkelschar mit ganz besonderer Herzlichkeit und mit dem ernstesten Verlangen, sie als des Guten Hirten Schäflein zu sehen. Wie treu war sie in der Fürbitte! Wie verfolgte sie mit Teilnahme den Werdegang der Jungen, und wie gern trug sie etwas zur Erfüllung besonderer Wünsche bei! Wahrlich, der Segen dieser Großmutter und des teuren Großvaters ist ein kostbares Gut!

In Kürze sei hier nachgeholt, wie prächtig die Mutterseele Feste gestalten konnte. Bei den Taufen fing es an; sie waren heilig und voll inniger Weihe. Den erhebenden Stunden der Konfirmation gliederte sie liebliche Nachfeiern an, und die Hochzeitsfeste, wenn im alten Kirchlein Vaterhände den Bund der jungen Paare segneten, wurden zu wirklich hoher Zeit. Alles war umwoben von Poesie, und immer wehte etwas wie Himmelsluft.

An ihrem Geburtstag, dem 1. September, war es ihr stets eine besondere Freude, kleine Geschenke auszuteilen. Entzückende Begleitverschen sind da entstanden. Zum Beispiel mit Fläschchen feinen Parfüms:

Blühet, meine Töchter, duftet lieblich sehr
zu der Menschen Freude und zu Gottes Ehr'!
Duftet auch inwendig, wie die Rose fein,
wie das Veilchen innig, wie Maiglöckchen rein,
wie der Flieder mächtig, wie Lavendel klar,
wie ein Königsträußchen — duftet immerdar!

Zum Weihnachtsfest 1906 überraschte Mutter die Ihren damit, daß sie jedem Familienglied ein gefaltetes Blatt in die Hand gab. Es stand darauf:

Unser Lied

Dem teuren Oberhaupte und allen Kindern und Kindeskindern des Hauses Rappard-Gobat von St. Chrischona zu eigen.

Seitdem wurde zum Schluß jeder Feier dies unser Lied gesungen:

O du Vater, des Hand uns gemacht,
der von Ewigkeit unser gedacht,
sieh, wir alle hier
beten an vor dir!
Halt und bewahr uns durch göttliche Macht!

O Erlöser, dein heiliges Blut
hat erkauf't uns und kommt uns zugut.
Sieh, wir alle hier
sind leibeigen dir;
Heiland, in dir unsre Seligkeit ruht!

O du Tröster, Gott, Heiliger Geist,
der den Weg du zum Himmel uns weist,
sieh, wir alle hier
wollen folgen dir!
Nicht soll uns fesseln, was Erdenlust heißt.

Herr, wie hier uns geeint deine Hand,
so versiegle auf ewig dies Band!
Ob getrennt auch hier,
bring uns einst bei dir
alle zusammen im Herrlichkeitsland!

Noch manches Familienfest gab es, und wenn alles so fein und lieblich verlief, ruhte des Vaters Blick mit Wohlgefallen auf der Mutter seiner Kinder.

Mutterglaube

Wir öffnen noch einmal der Mutter Buch bei einer Eintragung früherer Jahre. Es ist heiliger Boden. Ihre Hand schreibt die Worte: „Mein teurer Heinrich und ich sind eins in dem heißen Wunsch, unsre Kinder für den Herrn und seinen Dienst zu erziehen. Ich fürchte, wir haben manches versäumt. —

Heute nacht habe ich ernstlich mit dem Herrn gerungen um meine Kinder. Die Geschichte von dem kanaanäischen Weib gab mir Mut und Halt. Ich habe mich über die Zeitwörter gefreut, die auf das Weib angewendet werden:

1. Sie hatte gehört (baldiges Folgen).
2. Sie kam (stilles Aufmerken).
3. Sie fiel nieder (ernstes Flehen).
4. Sie bat (bestimmte Bitte).
5. Sie antwortete (beharrliches Ringen).
6. Sie ging hin (gläubiges Erfassen).
7. Sie fand (gekrönter Glaube).

So bin ich auch bis zur sechsten Stufe gekommen und will auf derselben und allen den vorhergehenden beharren, bis auch ich gefunden habe.“

Gott sei Dank, ihr Glaube wurde gekrönt! Und wenn es auch zu flehen und zu harren gab bis zuletzt, kann des Heilands Wort doch nicht gebrochen werden: „O Weib, dein Glaube ist groß! Dir geschehe, wie du willst!“

Einer solchen Mutter aber rufen wir mit ihren Worten aufs tiefste bewegt, dankbar und sehnd nach:

O Mutter, nur noch einmal
möcht' schaun ich dir ins Auge treu und mild,
wo lautre Wahrheit strahlte,
wo Gottes Finger malte
von seinem Vaterherz ein Bild!

O könnt' ich nur noch einmal
dir sagen all den heißen, heißen Dank,
der meine Seel' erfüllet
und strömend überquillet:
Du warst so treu mein Leben lang!

Die Mutter vieler

„Hast du auch Brüder?“ wurde das älteste Inspektorstöchlein einst gefragt. „O ja“, war die Antwort. „Wie viele denn?“ „Ungefähr hundert“, sagte die Kleine.

Ungefähr hundert! Dies Wort war bezeichnend, und wenn Frau Rappard im Lauf der fünf Jahrzehnte ihres Dienstes in der Pilgermissionsanstalt St. Chrischona ungefähr tausend junge Männer kommen und gehen sah, so wurde sie allen eine Mutter; alle waren des Inspektors und ihre Söhne. Die einen traten ihr näher als die andern; aber ihr Herz schlug in gleicher Liebe für die Gesamtheit der Jungmannschaft, die ihr frisches Leben dem Herrn zur Verfügung stellen wollte. An der Seite des Inspektors diente sie den Zöglingen in mütterlicher, auch feine Erziehung in sich schließender Weise.

Immer wünschte sie, persönlich ein Brüderverzeichnis zu haben, um die Namen vor den Herrn bringen zu können. Sie nannte es ihr Brustschildlein, und gewiß war auch ihrer Fürbitte vieles zuzuschreiben, was an göttlicher Gnade und Kraft im Brüderhaus zutage trat. Sie besaß der vielen Söhne volle Liebe und Hochachtung und ihr ganzes Vertrauen. In mancher Not, auch bei Verfehlungen, flüchteten sie sich zu ihr und baten sie, Vermittlerin zu sein bei Herrn Inspektor. Dieser Dienst war nicht schwer, kannte sie doch sein zartes Herz, auch wenn er nach außen hin zuweilen Strenge üben mußte. Sie selbst hat über sein Verhältnis zu den Brüdern in ihrem Buch „C. H. Rappard, ein Lebensbild“ so geschrieben, daß jedermann spürt, wie teuer ihm die werdenden und die gewordenen Diener Jesu Christi waren. Als seine Gehilfin war sie auch in diesem Stück eins mit ihm, und auch ihr Lebensbild soll davon zeugen, wie sie den Zöglingen eine Mutter war.

Wir lassen einige von ihnen selbst sprechen. Zuerst einen Bruder aus Rußland in Kanada:

„Es waren schöne Zeiten, als wir als eine große Familie auf St. Chrischona so glücklich waren. Ich werde es nie vergessen, wie der liebe Vater mich am ersten Abend, da ich anlangte, der

ganzen Hausgemeinde empfahl. Meine Blutsverwandten hatte ich verlassen; auf St. Chrischona erhielt ich hundertfältig Ersatz.

Frau Rappard hat mütterlich für mich gesorgt, als ich lange Zeit krank lag. Und wie waren einmal ihre Worte besonders trostspendend für mich! Beim Auftragen der Speisen hatte ich mir mit heißer Suppe Kopf und Gesicht verbrüht und konnte drei Tage lang nicht sehen. Da trat Frau Inspektor an mein Lager und grüßte mich mit dem herrlichen Gotteswort: ‚Tue deinen Mund weit auf, laß mich ihn füllen!‘ Was hätte ich anders tun können? Die Augen waren geschlossen; aber mein Herzverlangen sandte ich zu Gott.“

Ein andrer Bruder in der Nähe bezeugt:

„In den 55 Jahren, da sie oben auf dem Berge war, haben viele Brüder von ihr als einer Mutter in Israel tiefgehende, unauslöschliche Eindrücke des Segens empfangen. Heute wird kaum ein Bruder irgendwo auf der weiten Erde noch im Dienste sein, der nicht davon reden könnte. Ich gehöre mit zu denen, die der teuren Heimgegangenen am meisten zu danken haben. Während meiner Anstaltszeit hat sie sich stets mit mütterlicher Liebe meiner angenommen. Viel Liebe und Freundlichkeit von ihr habe ich besonders in den Jahren erfahren dürfen, da ich als Famulus des hochverehrten Herrn Inspektors Rappard täglich ins Haus kam. Ihre Güte hat mir immer herzlich wohlgetan. Ich kann ihr nur in die Ewigkeit nachrufen, daß Gott ihr reicher Vergelter sein wolle.“

Aus Polen schreibt einer:

„Persönlich steht mir in Erinnerung unser Kaffee in den ersten Weihnachtsferien. Sie sagte in der ihr eigenen gütigen Weise: ‚Wenn jeder für seinen Nachbar sorgt, so ist für alle gesorgt.‘ Kurz vorher hatte ich an einem andern Tisch als Ermunterung zum Essen gehört: ‚Wenn jeder für sich sorgt, ist für alle gesorgt.‘ Ich habe das Beispiel schon oft angewandt und in Frau Inspektors Worten die Gesetze des Tausendjährigen Reiches gefunden, während die andern den Geist dieser Zeit zeigen.

Ferner ist mir besonders köstlich ihr letzter Brief vom 7. Oktober 1922. Sie weist darauf hin, daß das Wort ‚elend‘ sprachlich von ‚Ausland‘ komme, und daß die Verheißungen, die den Elenden gegeben sind, denen im Ausland besonders gelten,

also auch uns in Polen. Durch solche Fingerzeige werden einem Schätze erschlossen.“

„Unvergeßlich ist mir der Eindruck geblieben, den ich von Frau Inspektor erhielt, wenn ich zu ihr auf ihr Zimmer kam“, schrieb ein erst kürzlich heimgegangener Bruder. „Ich las jedesmal: *Ewigkeit, Herrlichkeit* und *Freude* auf ihrer Stirn. Ich fühlte ihr ab, daß sie in der Gegenwart Gottes wandle, und daß zwischen ihr und dem Herrn keine Scheidewand sei. Sie war in den Unterredungen mit mir kurz und bestimmt und konnte mir auch Ermahnungen in einer zarten, nicht wehtuenden Art beibringen.“

Viele Zeugnisse sind gleichlautend. Brüdern, die während der Anstaltszeit einmal im Krankenzimmer sein mußten, ist Frau Inspektors mütterliche Fürsorge und Teilnahme in dankbarer Erinnerung. Andern hat ihr gleichmäßiges Wesen besonderen Eindruck gemacht. „Ihr Gleichbleiben, diese hohe und seltene Kunst des Christenlebens, habe ich als junger Bruder im stillen bewundert und oft später daran gedacht“, heißt es in einem Brief, und ein andres Schreiben lautet:

„Es war mir groß, daß ich sie fast immer gerüstet fand: ruhig, freundlich, im rechten Lebenslement. Wenn wir an unsre Erfahrungen denken, an die vielen Hemmnisse, die uns durch den Körper, durch Ärger, Laune und Abneigung gegen gewisse Personen bereitet werden, dann staunten wir über den hier sich offenbarenden Sieg der Gnade.“

Wenn die Anstaltsmutter ihren Söhnen im allgemeinen etwas zu sagen hatte, dann tat sie es auf so feine Weise, daß ohne weitere Ermahnungen ihr Zweck erreicht wurde. Zum Beispiel vermißte sie es, daß in Gebetsstunden oder sonst bei öffentlichen Gebeten die Glieder der Hausgemeinde nicht alle in das „Amen“ einstimmten. Sagen mochte sie es nicht; aber eines Tages fand jeder Bruder an seinem Platz ein Blättchen, auf dem gedruckt stand:

Und alles Volk sagte: Amen

1. Chron. 16, 36

Als einst die Stämme Israels
nach Zions Tempel kamen,

da trug der heil'ge Priesterchor
Gebet und Lobgesänge vor,
und alles Volk sprach: *Amen!*

Und wenn des Neuen Bundes Schar
zum Beten tritt zusammen,
dann ist's so schön, wenn Mund um Mund
vor Gott tut Lob und Bitte kund
und alles Volk spricht: *Amen!*

Drum laßt uns halten solchen Brauch,
sooft in Jesu Namen
wir uns vereinen zum Gebet,
leis beten mit, wenn einer fleht,
und laut dann sprechen: *Amen!*

Die Folge war ein kräftiges Amen der Brüderschar.

Oder die Mutter bemerkte, daß auf der Adresse mancher Briefe, auch aus dem Bekanntenkreis, nur Chrischona stand, und das ihr werthe St. — Sankt — weggelassen war. Das veranlaßte sie zu folgender Bitte:

„Sankt Chrischona“ hieß der liebe Ort
schon vor manchen hundert Jahren.
„Gott geweiht“, so bleibt er fort und fort.
Laßt das liebe „Sankt“ nicht fahren!

Einem damaligen Senior sandte sie im Jahr 1920 nachstehenden Brief:

„Meine lieben Brüder!

Die alte Verwalterin der Hauskasse, die fünfzig Jahre lang dies Amt zu verwalten die Gnade hatte, erlaubt sich, einige Winke zu geben an die Brüder, die jeweils sonntags bei Anlaß der Tätigkeiten oder bei andern Gelegenheiten Gaben für die Pilgermission in Empfang nehmen. (Nun folgen drei Winke, von denen der erste ist, daß jede Gabe, groß oder klein, *direkt* und nicht durch eine dritte Person an Frau Inspektor abgegeben werden soll, und zwar möglichst bald nach dem Empfang.)

Solche Pünktlichkeit und Ordnung erleichtert nicht nur die Arbeit des Einschreibens und Quittierens, sondern ist zugleich ein wesentliches Stückchen in der Ausrüstung eines Reichsgottesarbeiters nach 2. Korinther 8, 4.

Darum hat sich gedrungen gefühlt, Sie in Liebe auf diesen ‚Dienst im Kleinen‘ aufmerksam zu machen, Ihre treu liebende D. R.

Herr, gib, daß ich mit reinem Triebe
mich stets in kleinen Treuen übe
und du an mir, bis ich erblaßt,
ein zuverlässig Herze hast!“

Wenn die Brüder das Mutterhaus verlassen und ihren wichtigen Dienst angetreten hatten, begleitete sie eine mütterliche, manchmal auch sorgende Liebe. In manchen Briefen gab sie ihr Ausdruck. Oft war auch das Senden einer Liebesgabe der Anlaß, einen Dankbrief von Frau Inspektor zu erhalten, und die Freude über ihre Zeilen war so groß, daß weitere Gaben folgten.

Gern nahm sie an den Familienereignissen im Kreis der Brüder teil, an den freudigen und an den schmerzlichen. Immer konnte sie mitfühlen.

Als kostbares Kleinod hat ein Prediger den Brief aufbewahrt, den sie ihm anläßlich seiner Verlobung schrieb. Er lautet:

„Mein lieber Bruder!

Von Herzen wünsche ich Ihnen Gottes Segen und damit wahres Glück zu Ihrer Verlobung. Er, der die Gnade gehabt hat, die irdische Ehe als Sinnbild zu gebrauchen für seine Verbindung mit uns armen, schwachen Menschen, er heilige und segne Ihren Bund vom ersten Tage an und immer mehr und mehr! Mögen Sie mit verdoppelter (nicht halbirter) Kraft Ihrem Herrn und Meister dienen und gemeinsam mit Ihrer lieben Braut seine Befehle ausrichten! Der neuen Chrischonatochter sende ich einen herzlichen Gruß. Wir haben sie lieb und heißen sie willkommen in dem großen Familienkreis der Arbeiter und Arbeiterinnen Jesu Christi. Er schenke Ihnen seine volle Gnade zum Leben und zum Dienen!

Ihre treue Chrischonamutter

D. Rappard.“

Folgender Brief wurde uns auch freundlich zur Verfügung gestellt. Er stammt aus dem letzten Lebensjahr unsrer Mutter:

„Mein lieber Bruder und Freund!

Ihr Brief hat mir eine sehr große Freude gemacht; darum will ich nicht säumen, ihn zu beantworten. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Liebe und Treue, die Sie mir bewahren.

Ich freue mich, daß Ihr Gedächtnis nur Liebes behält über Ihre Chrischonazeit, über meinen teuren Mann, über Ihr altes Anstaltsmütterchen und über unsre Kinder. So ist es recht. Die Gnadenkinder sehen überall nur Gnade.

Sie erfahren beim Älterwerden, was auch ich erfuhr und noch täglich erfahre:

Durchs Klein- und Kleinerwerden
führt Jesus seine Herden
die Sternenbahn hinauf.

Sie gehen durch eine Leidenschule, teurer Bruder. Ich denke jetzt nicht an Ihre Augen, obwohl das ja eine rechte Prüfung ist, sondern an die Prüfung, die der Zustand Ihrer geliebten Frau mit sich bringt. Der Schatten der bevorstehenden Stunde der Trennung fällt naturgemäß auf Sie. — Aber Sie haben ja die Sonne selbst, und sie wird gewiß die Nebel alle besiegen.“

War Mutter auf Reisen, dann bedeutete es für die Brüder eine große Freude, sie wenigstens bei der Durchfahrt am Bahnhof ihrer Station grüßen zu dürfen, wenn zu einem Besuch die Zeit nicht reichte. Wie tat ihnen der Blick in ihre treuen Augen wohl! Gewöhnlich war solch ein kurzer Gruß doch vielsagend.

„Beten Sie für mich!“ hieß es oft. O wie viele Anliegen mußte sie auf ihr Herz nehmen! Über den Segen der Fürbitte sagt sie einmal:

Oft kommt zu mir aus Himmelshöhn
ein Gruß wie sanftes Lobgetön,
ein Wort der Hoffnung und der Kraft,
ein Strahl, der neuen Mut mir schafft,
ein Hauch, der meinen Geist umweht.
Ich glaub', ein Herz hat mir's erleht,
und Gott erhörte das Gebet.

Damit verlassen wir das Gebiet der „Söhne“ und sehen Dora Rappard im Geist als Mutter solcher, die wieder auf andre Weise ihre Liebe genießen durften.

Mutter ihrer Kinder, Mutter der Chrischonabrüder, Mutter vieler — wahrlich, weit und groß und erfüllt von Liebe mußte das Herz sein, das allen etwas war.

Wer waren die vielen? Verwandte, Freunde, Alte, Junge, Reiche, Arme. Einsame, Fröhliche, Traurige — sie alle, die

Frau Rappard kannten oder kennenlernen durften, auch durch schriftlichen Verkehr, entdeckten bald das Mütterliche in ihr und fanden in der kalten Welt ein warmes Plätzchen.

„Was habe ich an mir“, fragte sie einmal, „daß so oft Leute sagen, ich sehe ihrer Mutter ähnlich?“ Die Antwort konnte nicht anders lauten als: „Das kommt von dem Mütterlichen auf deinem lieben Gesicht.“ In früheren Jahren, als sie eine junge Frau war, muß schon begonnen haben, was im Alter mehr und mehr Gestalt in ihr gewann: eine Mutter in Christus zu sein.

Dabei gab es eine liebliche Wechselwirkung; denn sie teilte nicht nur aus, sondern empfing selbst viel Liebe. Wir versagen es uns, die Namen zu nennen von solchen, deren Freundschaft das Leben unsrer Mutter reich gemacht hat. Es sind viele in der Nähe und in der Ferne. Aber wissen sollen alle, daß das Verbundensein mit ihnen der Chrischonamutter bis zuletzt erquickende Freude bereitet hat.

H. v. R. legte im Jahr 1909 folgendes Gedicht auf Dora Rappards Geburtstagstisch:

Wir brauchen Mütter

Wir brauchen Mütter in unsern Tagen,
die den Schwachen Liebe entgegenragen,
die Verständnis, Duldung und Sanftmut üben,
die Geister prüfen, den Geist nicht betrüben.
Wir brauchen Mütter, die warten und traun,
die in Kampf und Bedrängnis nur aufwärts schau'n,
nicht *um* sich, nicht *in* sich — auf Menschen nicht blicken.
denen nichts vermag Glauben und Ziel zu verrücken.
Wir brauchen Mütter, die Wunde pflegen
und kranke Seelen dem Arzt hinlegen,
unter deren Flügel mit Schmerz und Lasten
sich Söhne und Töchter flüchten und rasten,
die als Mütter verstehen, mit zu leiden,
das Echte vom Falschen zu unterscheiden. —
Die Mütter sind es, die auf Erden
in den letzten Tagen stets nötiger werden.
Zu solcher Mutter hat Gott dich gemacht
und reichen Segen durch dich gebracht,
hat dir Söhne und Töchter in Fülle gegeben
in arbeitsvollem und köstlichem Leben.

Und alle, für die du gewirkt im Herrn,
die flehen zu ihm, ob nah, ob fern,
daß er in Gnaden nun weiter walte,
dich als Mutter in Christo schirme, erhalte,
daß Ströme lebendigen Wassers fließen
und ferner durch dich sich auf Durst'ge ergießen,
und daß du noch viele Frauen auf Erden
es lehren kannst, echte Mütter zu werden,
mit sanftem, stillem, geheiligtem Geist,
der wie der deine den Heiland preist.

Der Herr hat die Bitten in Gnaden erhört. Bis zuletzt war sie vielen eine Mutter.

Auch hier möchten wir andre sprechen lassen:

„Unsre Hochzeitsreise führte uns nach St. Chrischona“, heißt es in einem Brief. „Frau Inspektors liebevoller, mütterlicher Empfang bei unsrer Ankunft erweckte in mir sofort volles Vertrauen, und ich fühlte mich wie daheim. Vom ersten Tage an liebte ich die Mutter mit großer Hochachtung. Etwa drei Jahre später weilte ich wieder auf dem Berge. Es war während der Evangelistenkonferenz. Da hielt sie uns Predigerfrauen ein Stündchen. Es wird mir unvergeßlich bleiben. Sie erzählte etwas aus ihrem eigenen Leben, und wenn ich seither manchmal in die von ihr erwähnte Lage kam, mußte ich an die Mutterworte denken und konnte stille werden.“

„Was sie mir nicht war, sondern *ist* und bleibt, kann ich nicht gut in Worte kleiden“, schreibt eine Dame und spricht damit aus, was viele empfinden. Ein Kind kann schwerlich beschreiben, was ihm seine Mutter ist, und doch verkörpert sie ihm einen Reichtum von Liebe und Güte. Mutter ist eben Mutter.

Eine ihrer Nichten sagt: „Sie war solch eine wunderbare und seltene Mutter, nicht nur für ihre eigenen Kinder, sondern für so viele andre, die sie in ihr großes Herz schloß.“

Und ein Arzt, der in seiner Jugendzeit viel im Rappardschen Hause verkehrte, schrieb nach dem Heimgang von Mutter Dora, wie er sie nannte: „Mein inneres und äußeres Leben war von klein auf mit ihrer Liebe und ihrem gütigen Blick verknüpft, und mir ist jetzt, als ob ich eine zweite Mutter verloren hätte.“

„Es wird nicht möglich sein, in ihr Lebensbild die Wärme, die Liebesatmosphäre und den Segen hineinzulegen, die von

Eurer Mutter ausgingen“, schreibt eine Freundin. Wir maßen uns auch nicht an, das tun zu können. Aber die vorstehenden Zeilen lassen vielleicht doch etwas ahnen von dem, was der Apostel Paulus meint, wenn er an die Thessalonicher schreibt, und was auch auf Dora Rappard anwendbar ist: „Wir sind mütterlich gewesen bei euch, gleichwie eine Amme ihre Kinder pflegt. Wir hatten Herzenslust an euch und waren willig, euch mitzuteilen, nicht allein das Evangelium Gottes, sondern auch unser Leben.“

Nicht nur einzelne Menschen schloß sie in ihre Liebe ein, sondern auch ganze Körperschaften. Vor allem lag ihr die Pilgermission am Herzen, und jeder neue Zweig, den der alte Baum trieb, gewann ihre Teilnahme. So nahm sie sich des Christonazweiges der China-Inland-Mission herzlich an, führte jahrelang die englische Korrespondenz mit deren Leitern und unterstützte die Missionsgeschwister draußen durch mütterliche Liebe und Fürbitte.

Jede Arbeit auf sozialem Gebiet begrüßte sie mit Freuden und war glücklich, daß es auch im Rahmen der Pilgermission Häuser und Menschen gibt, die besonders den Elenden dienen. Die Gebundenheit der Trinker und die Sünde und Schmach gefallener Mädchen und ihrer Verführer bereiteten ihr manches Weh. Besondere Arbeit zur Rettung dieser Seelen konnte sie nicht tun; aber in einzelnen Fällen durfte sie helfend eingreifen. Was sie für diese Armen empfand, sagt uns ihr Gedicht „Um seiner Liebe willen“. Als Kind, wenn sie einen verkommenen Menschen sah, füllte Mitleid ihr kleines Herz um der unbekanntenen Mutter willen, die ihn doch liebhabte. Und nun, wenn sie Männer sieht, von der Lust geknechtet, und Tiefgefallene, deren bloße Nähe man scheut, dann durchzuckt es sie mit tiefem Weh: Mein Heiland hat sie lieb! Sie fleht:

„Mein Herr und Gott, der du auch mich gerettet,
laß deine Liebe mächtig in uns quillen!
Herr, rette viele, die noch sind gekettet!
Wir lieben sie um deiner Liebe willen.“

Die Diakonissenhäuser besaßen ihr warmes Interesse, und sie hielt hoch von den Schwestern, die in Liebe und Selbstverleugnung den Kranken dienen. Wenn sie in ihren Versamm-

lungen „weiße Häubchen“ sah, nickte sie besonders freundlich deren Trägerinnen zu.

Im Jahr 1908 besuchte sie mit ihrem Gatten die Anstalten von Schwester Eva von Tiele-Windkler, mit der sie persönlich befreundet war, in Mieschowitz, und die vielseitige Arbeit unter all denen, die sonst niemand hatten, die ihnen halfen, wurde ihr groß und trieb sie zur Fürbitte.

Sie, die in ihrer Jugend nur in kirchlichen Kreisen verkehrt hatte und die erhabene Schönheit eines Domes zu würdigen wußte, fühlte sich besonders wohl in schlichten Vereinshäusern und christlichen Gemeinschaften. Dabei verfolgte sie doch alle kirchlichen Bestrebungen, die Jesus als Mittelpunkt hatten, mit Anteilnahme, wie sie auch den Dienst der verschiedenen Missionsgesellschaften im In- und Ausland schätzte. Juden, Heiden, Mohammedanern, allen soll das Evangelium gepredigt werden, und dazu braucht es auch Mütter, die daheim die Arbeit mit Gebet unterstützen. Besondere Liebe hatte sie für Abessinien, das Gebiet der ersten Wirksamkeit ihres Vaters, das Land, in dem die Pilgermission manche Hoffnungen hatte begraben müssen, die Heimat der lieben schwarzen Brüder, die auf St. Chrischona ausgebildet worden waren und dann treu unter ihren Stammesgenossen vom Heiland zeugten.

Ergreifend war im Juli 1923 das Wiedersehen zwischen ihr und Bruder Michael Argawi. Geleitet von Pastor Flad, der von einer Inspektionsreise in Abessinien zurückgekehrt war, kam der dreiundsiebzigjährige Sohn Äthiopiens auf den ihm noch wohlbekannten Berg. Als er seine greise Mutter Rappard erblickte, eilte er auf sie zu, bedeckte ihre Hände mit heißen Küssen und stammelte Worte der Liebe und Dankbarkeit. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und sie war tiefbewegt. Er war gekommen, um sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum auf St. Chrischona zu feiern. Es waren die Tage der Evangelistenkonferenz. Zum letztenmal war die Chrischonamutter im Kreise ihrer Söhne. Niemand wird den Anblick vergessen, wie sie neben Bruder Argawi in der Halle saß, schon müde, schon gezeichnet als eine Pilgerin, die dem Ziel ihrer Wallfahrt nahe ist, aber so lieb, so friedevoll. Zum letztenmal hörte sie das Lied aller Chrischonabrüder singen: „Wenn die Berge wanken“, mit dem Schlußvers: „Bis

ans End' der Tage will ich bei euch sein“ — dann zog sie sich zurück und hat hernach ihr Haus nicht mehr verlassen.

Im August nahm Argawi Abschied von ihr. Er schreibt darüber:

„Sie legte ihre Hände auf mich, betete für mich und die ganze Missionsarbeit in Abessinien und sagte zuletzt: ‚Zieh hin in Frieden, mein Sohn!‘ Unvergesslich bleibt mir ihr vom Heiligen Geist gesalbtes Gebet. — Wir, die schwarzen Brüder, hatten sie sehr lieb; denn sie war uns eine rechte Mutter, und mit denen, die zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangen sind, werde ich ihr in der Ewigkeit noch viel danken für ihre Liebe.“

Diese Mutter vieler lebt nicht mehr hienieden, und die Erde ist für manche ärmer geworden seit ihrem Heimgang. Aber sie lebt droben, und dürfen wir nicht glauben, daß die, die Jesus Christus zu Königen und Priestern gemacht hat vor Gott, dort in vollkommener, himmlischer Weise ihren Dienst der Liebe und Fürbitte weiterführen?

Die Seelsorgerin und Evangelistin

Ein weites, reiches Gebiet liegt vor uns, fast zu groß, um nur in einem Kapitel behandelt zu werden. Aber es läßt sich nicht wohl trennen.

Aus Dora Rappards seliger Erfahrung vom Jahr 1874 entsprang eine evangelistische Tätigkeit, und aus ihren Bibelstunden für Frauen und Jungfrauen erwuchs ihr ganz ungesucht eine seelsorgerliche Arbeit. Und dieser Blick in die Bedürfnisse und Schwierigkeiten, die Sündennot und Sehnsucht nach Heil des menschlichen Herzens befähigte sie wiederum zu neuem Dienst an ihren Mitschwestern. So ging beides Hand in Hand, und auf beides legte der Herr seinen Segen.

Der Ausgangspunkt für beide Tätigkeiten liegt in der Sorge für die *eigene* Seele. Das hat unsre Mutter nie vergessen und auch nie versäumt, sich dem Hirten und Bischof ihrer Seele anzubefehlen. Seine Seelsorge zu erfahren, blieb bis zuletzt ihr heißes Begehren, und sie hielt stille, wenn er als heiliger Weingärtner die Rebe reinigte, auf daß sie mehr Furcht bringe.

Sorge für ihre eigene Seele

Über der Arbeit an andern vernachlässigte sie sich selbst nicht. Zuerst sei ihr Bibellesen erwähnt, das mit Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung geschah. Die allgemeinen Hausandachten waren ihr sehr wichtig, und nie hätte sie sie preisgegeben. Aber ihnen folgte ein ganz persönliches Vertiefen in Gottes Wort. Diese stillen Morgenstunden der Gemeinschaft mit dem Herrn waren ihrer Seele Kraft und Trost. Sie benützte gewöhnlich einen Bibellesekalender, um in Einigkeit des Geistes mit vielen Gotteskindern aus der gleichen Quelle zu schöpfen. Daneben aber las sie täglich fortlaufend ein Kapitel aus der Heiligen Schrift, und da sie dies viele Jahrzehnte hindurch tat, war sie in ihrer Bibel völlig daheim. Ihr Lesen war kein Muß, keine Pflicht, sondern ein seliges Dürfen, ein Lauschen auf die Stimme Gottes. In ihrer Bibel sind viele Sprüche unterstrichen

und die weißen Ränder mit Daten oder kurzen Anmerkungen beschrieben. „Fiat, Jesu!“ („Es geschehe also, o Jesu!“) heißt es öfters.

Neben das Wort Kolosser 1, 19: „Daß in ihm alle Fülle wohnen sollte“ schreibt sie: „Wer *dich* hat, ist still und satt.“ Zu dem Bericht von Matthäus 12, 15. 16: „Er heilte sie alle und bedrohte sie, daß sie ihn nicht meldeten“ ist bemerkt: „Auch im Wohltun war er stille. Vorbild.“ Was an andrer Stelle schon erwähnt worden ist, findet in ihrem lieben, viel gebrauchten Testament seine Bestätigung; denn bei Lukas 19, 7: „Sie murrten alle, daß er bei einem Sünder einkehrte“ heißt es: „Mein Bekenntnis und mein Ruhm.“ Den Worten in der Passionsgeschichte: „Petrus aber folgte von ferne“ ist die Bitte angefügt: „Herr, laß mich von nahem folgen!“ Bezeichnend ist ihr Ausruf zu der Frage des Apostels Paulus in 1. Korinther 6, 7: „Warum laßt ihr euch nicht viel lieber übervorteilen?“ „Köstlich!“ steht da geschrieben. Mit „Ja, Amen!“ bekräftigt sie die Worte aus 1. Johannes 4, 4: „Denn der in euch ist, ist größer, denn der in der Welt ist“, und bei der Beschreibung des Hohenpriesters Jesus in Hebräer 4, 15 macht sie ihrem bewegten Herzen Luft und sagt: „Danke, mein Heiland, für dieses Wort!“ Psalm 119, 32 lautet: „Wenn du mein Herz tröstest, so laufe ich den Weg deiner Gebote.“ Zu dem Wort „laufen“ schreibt Mutter: „Ach Herr, nicht kriechen!“ Dem 86. Psalm gibt sie den Untertitel: „Mein Psalm“, und an ihrem Geburtstag oder bei besonderen Anlässen wurde er immer gelesen.

Diese Andeutungen genügen, um zu zeigen, wie Dora Rappard ihre Bibel las. Mit Gebet nahte sie sich der Offenbarung Gottes in seinem Wort und ließ sich von ihm richten, strafen, aufmuntern, erquicken und segnen. Nebenher ging ein seliges Forschen, wobei der Verstand keineswegs ausgeschaltet wurde. Die Liebhaberin des Wortes Gottes stellte ihre Vernunft unter den Gehorsam Christi. Wie sie mit ihrem Mann eins war in der Liebe und im Glauben, so auch in der Ehrfurcht vor der Bibel. „Die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem Heiligen Geist“ (2. Petr. 1, 21), das stand ihr fest. Der Inhalt des Alten und des Neuen Testaments war ihr so groß, heilig und kostbar, daß die sogenannte Bibelkritik ihr keine Schwierigkeiten bereitete. Und fand ihr klares Denken einmal

keine Erklärung einer Frage, hielt sie es mit Tersteegen, der sich in bezug auf die Wiederbringung aller Dinge äußerte: „Ich bin ein Kind Gottes, aber nicht sein Geheimer Rat.“

Wie segensbringend diese Stellung beider Gatten war, beweist folgendes Zeugnis eines ehemaligen Schülers:

„Uns ist durch das Vorbild, durch das Leben und Wirken unsrer teuren entschlafenen Chrischona-Eltern Rappard ein schönes, bleibendes Erbe hinterlassen worden. Ich habe in den 46 Jahren viel beobachtet und lernend aufgeschaut zu denen, die der Herr mir als meine Vorgesetzten für die Arbeit in seinem Reich gab. Wie dankbar bin ich bis zum heutigen Tage für das Vorbild mannhafte, festen Stehens zum ganzen, ungebrochenen Bibelwort als dem Worte Gottes, eingegeben durch den Heiligen Geist, das uns Regel und Richtschnur ist für Leben, Wandel und Wirken im Reich unsers Herrn Jesu Christi! Was mir da aus der Anstalt mitgegeben worden ist, das wirkt sich heute noch aus, auch in der Arbeit, die ich im Dienst meines Herrn tun darf. Deshalb folgt den lieben Heimgegangenen unauslöschlicher Dank nach.“

Die Bibelkenntnis der teuren Frau war außergewöhnlich groß. Mit dem Wirken des Heiligen Geistes, der ihr das ewige Wort ins Licht stellte und die Sprüche ins Gedächtnis prägte, verband sich bei ihr eine zielbewußte Arbeit. Einige Daten, die ihre Bibel aufweist, zeugen von ihrem fortlaufenden Forschen. Da steht zum Beispiel:

Angefangen 10. August 1874.

Beendet 15. März 1875.

Oder: Angefangen 15. Dezember 1879.

Beendet 10. August 1880.

So geht es weiter Jahr um Jahr bis 1911. Da enden die Aufzeichnungen, wohl, weil sie sich einer andern Bibel bediente; aber ihr Bibellesen endete nicht. Im Gegenteil. In den Tagen des Alters und der Einsamkeit erfuhr sie die Wahrheit der Worte des 119. Psalms, die mehrfach unterstrichen sind: „Dein Wort erquickt mich; das Gesetz deines Mundes ist mir lieber denn viel tausend Stücke Gold und Silber; dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege; laß meinen Gang gewiß sein in deinem Wort; großen Frieden haben, die dein Gesetz lieben.“

Neben der Bibel holte sie sich gern Anregung und Segen aus den Schriften teurer Gottesmänner. Es ist unmöglich, sie alle zu nennen, die ihr inneren Gewinn vermittelt haben. Den meisten wird sie es droben danken. Doch wäre dies Buch unvollkommen, wenn Namen wie Robert M. M'Cheyne, Samuel Rutherford, Johann Albrecht Bengel und Gustav Jahn fehlten. Die beiden erstgenannten englischen Geistlichen, deren Leben und Wirken so überaus fruchtbar war, haben es unsrer Mutter besonders angetan. Ihre Biographien, Predigten und Briefe gehörten zu ihren wertvollsten Andachtsbüchern. Oft konnte sie darin gefundene Kostbarkeiten nicht für sich behalten, sondern eilte aus ihrem stillen Zimmer, um sie der einen oder andern Tochter mitzuteilen. Auch Bengels Leben und Schriften boten ihr viel, und durch Jahn wurde ihr das Hohelied Salomos ein köstliches Buch.

Christliche Zeitschriften las die Frau, die auf jedem Gebiet orientiert zu sein wünschte, sehr gern. Da war es besonders die englische Wochenschrift „The Christian“, die ihr Jahr für Jahr geistliche Stärkung brachte und sie auch teilnehmen ließ an den segensreichen Bestrebungen und Evangelisationen in England, Amerika und in der Heidenwelt. „Le Libérateur“ hielt sie in Verbindung des Geistes mit der welschen Schweiz. Zahlreiche Blätter aus der Schweiz und aus Deutschland, die im Inspektorat einlaufen, weckten ihre Fürbitte und Teilnahme an dem Werk des Herrn im eigenen und im Nachbarlande, zeigten ihr auch die Nöte der Völker und veranlaßten sie, Herz und Hand zur Linderung zu öffnen.

So wurde die empfängliche Seele nach jeder Seite hin befruchtet und dadurch befähigt, andern aus ihrem Schatz darzureichen, was ihnen not tat. Ihre stete Sorge, durch Gebet und Wort Gottes in Verbindung mit ihrem Herrn zu bleiben, gab Frau Rappard Kraft und Gnade, eine Führerin zu Jesus zu werden. In aller Stille bildete sich dadurch eine Gemeinde um sie, an der sie, vielfach schriftlich, Seelsorge übte. Sie hat dies Amt nie gesucht; aber sie durfte es auch nicht abweisen.

Zwei Nachrufe, aus ganz verschiedenen Federn stammend, sollen hier ihren Platz finden, da sie eine Antwort geben auf die Frage, was Dora Rappard zu einer solch vertrauenswürdigen Persönlichkeit machte.

In einer politischen Zeitung Basels schreibt ein Jurist aus der Verwandtschaft, nachdem er Bischof Gobat und sein Amt in Jerusalem kurz geschildert hat, folgendes: „Ob seine kluge und feinfühligke Tochter Dora wohl in jener halbdiplomatischen Luft die Anfangsgründe für das Verständnis und die Leitung vielfach verschlungener Personen- und Fachbeziehungen gewonnen haben mag, Eigenschaften, die sie in ihrer späteren Lebensaufgabe an der Seite ihres weite religiöse Wirkungskreise beherrschenden Gatten so wohltuend bewähren sollte? Jedenfalls hat sie ihr Weg rein äußerlich von der kirchlich-straffen Organisation der anglikanischen Kirche, in der sie aufgewachsen war, sehr weit weg geführt in alle Gebiete freikirchlicher Gesinnung und Betätigung. — Als eine der edelsten Vertreterinnen des älteren Gemeinschafts pietismus dürfen wir die Verstorbene im Gedächtnis behalten. Diese religiöse Gedankenrichtung hatte einen Zug von Geradlinigkeit, Ganzheit und nicht zuletzt echter und edler Vornehmheit. Gerade diese letztgenannte Eigenschaft verkörperte Frau Dora Rappard in ganz besonderer Weise, und wir könnten von manchem ‚Weltkind‘ erzählen, dem dieser Eindruck unvergeßlich geblieben ist. Man fühlte sich im Gespräch mit ihr ausgezeichnet, etwa so, wie wenn eine edle Fürstin einen gewöhnlichen Sterblichen ins Gespräch zieht. Woran diese Wirkung lag, ist schwer zu sagen, wohl am ehesten an dem Gefühl, das eben immer der Verkehr mit einer wirklich überragend klugen und gleichzeitig vollendet reifen und selbstvergessenen Persönlichkeit erzeugt.“

Anders und doch so ähnlich spricht ein Freund in seinem Berner Blatt sich über die heimgegangene Frau Inspektor Rappard aus: „Neben der Leiter- und Lehrarbeit des ernsten, männlich-starken, zielbewußten Inspektors ging eine mütterliche Arbeit seiner Frau einher. Besonders die älteren Söhne des Hauses bezeugten oft, wieviel Stütze, Rat, Trost und zarte Mahnung sie an Frau Inspektor besaßen. Mit feinstem weiblichem Takt verband sie große Liebe und tiefen Ernst. Neben viel Humor und geistiger Überlegenheit imponierte sie durch ihr sicheres, festes Wesen, Können und Wissen, durch ihre ganze Person. Und doch war sie viel mehr geliebt als gescheut oder gefürchtet, wie das sonst bei geistig überragenden Menschen so leicht der Fall ist. Denn zu ihrer Begabung gesellte sich eine große Güte

und Hilfsbereitschaft. Leicht eingeschüchterten Naturen begegnete sie so einladend und herzlich, daß sie ihre Scheu bald verloren. Man fand in ihr eine Mutter, eine ältere Schwester, eine wohlmeinende Vorgesetzte, eine Ratgeberin ohne Hintergedanken. Ohne Christus zu besitzen, hätte sie eine starke und absolute Herrscherin in irgendwelchem Kreise werden können mit bedeutender Hoheit. Durch die erfahrene Gnade aber schmolz in ihrem Herzen das meiste von dem ab, was allzu absolut und herrschgewaltig hätte werden können. Nun war die erfahrene Erneuerung und Erziehung durch Gottes Geist Meister geworden. Liebe, Demut und Gehorsam nach oben, gegen Gott und sein Wort, die Zucht des Heiligen Geistes führten die Oberhand. So ist diese Christin schon auf Erden, an ihrem Platz stehend, im kleinen eine demütige Königin ohne Krone geworden und gewesen, wie ein Präludium auf das Königtum droben.“

Seelsorge an andern

Daß sich einer solchen Frau viele Seelen offenbarten, ist kein Wunder. Glieder verschiedener Denominationen suchten und fanden Verständnis bei ihr. Weltlich und geistlich Hochstehenden konnte die demütige Magd des Herrn etwas sein. Eine kaiserliche Hoheit nahte sich ihr mit gleichem Vertrauen wie ein einfaches Fabrikmädchen, und beide schloß sie in ihre Liebe und Fürbitte ein.

Besser als viele Worte reden die Zeugnisse solcher, die Mütter Seelsorge genießen durften. Zu Gottes Ehre sei etliches hier mitgeteilt.

„Ich glaube, daß ich zu denen gehöre, die die teure Mutter am besten verstanden haben“, schreibt eine Freundin von Schloß H. „Das lautet anmaßend; aber es ist so. Ich hatte schon die Gnade kennengelernt, als ich mit Dora Rappard bekannt wurde. Man hatte mir viel von ihrer Bedeutung gesagt, so daß ich mich etwas fürchtete vor diesem großen Geist. Aber ich fand in ihr das mütterliche Element doch so vorherrschend, daß ich bei aller Ehrfurcht mich gar nicht mehr fürchtete. Es war köstlich, mit ihr zu reden. Man konnte ihr alle seine Gedanken sagen. Ich hatte immer viele Fragen und möchte beschreiben

können, wie sie alles in ihr Inneres zog. Dann leuchtete es gleichsam hinter ihren lieben Augen auf, und sie gab die Antwort entweder durch ein Beispiel oder eine kleine Geschichte, und man erhielt die eigenen Gedanken biblisch gereinigt zurück. Das war so schön. — Sie war keine ‚Heilige‘, wie man sie heutzutage leider in manchen Kreisen antrifft, aber eine durch und durch geheiligte Persönlichkeit. Von Sentimentalität war nichts in unserm Verkehr; trotzdem war sie außerordentlich weiblich, aber immer objektiv.

Wenn Dora Rappard mit einem betete, so identifizierte sie sich völlig mit dem ihre Seelsorge suchenden Menschenkind. Als ich ihr einmal einen Fehler bekannte, betete sie so, daß man hätte meinen können, sie selber sei die Sünderin gewesen. Das hat sich mir tief eingeprägt.

Mir war es vergönnt, bei längeren Aufenthalten auf St. Chrichona sie viel zu sprechen. Wie oft mag ich sie da gestört haben bei ihrer Arbeit! Aber die rasche Art, mit der sie sich von ihrem kleinen Schreibtisch erhob und ihre Gäste begrüßte, war ungemein lebenswürdig. Auch wenn sie zum Abendbrot etwa im Haus ‚Zu den Bergen‘ erschien, die Art, wie sie in die Runde grüßte; darum hätte sie manche Königin beneiden können. Und doch war es bei ihr echte Natürlichkeit und Würde des Gotteskinds; sie wollte niemand übersehen.

Las man mit ihr die Heilige Schrift, so wurde sie einem, schon ehe sie begonnen hatte auszulegen, lebendig. Ihre Art, sich auszudrücken, war köstlich. Eine Zeitlang hatte sie der Gedanke beschäftigt, ob sie etwas Bestimmtes auf den Altar legen müsse. *„Da kam mir Gott entgegen und sandte Menschen, die mich lösten.“* Dieser Ausdruck: ‚Da kam mir Gott entgegen‘, statt: ‚Da sandte Gott mir eine Prüfung‘, entzückt mich immer aufs neue.

Als ich sie zuletzt sah, sagte sie mir bedeutsam: Excelsior! Ich erbitte dir das Höhere.“

Dieser längeren Beschreibung sollen kurze Auszüge aus Briefen folgen, die nach dem 10. Oktober 1923 der Familie zukamen. Den Schreibern war es offenbar Bedürfnis, sich über den Segen, den sie durch Dora Rappard erhalten hatten, auszusprechen:

„Ich verliere in ihr eine geliebte, verehrte Freundin, der ich

mein Herz ausschütten konnte. Sie war eine Seelsorgerin im wahren Sinn des Wortes.“

„Mein Dank für das, was sie mir schon in unsern jungen Jahren für meine Seele war, folgt ihr nach. Nun wird sie mit Freuden ernten.“

„Was Eure Mutter mir gewesen ist durch ihre geheiligte, mütterliche Persönlichkeit und durch ihre Schriften, die fast täglich zu mir reden, das weiß Gott allein. Ich kann wohl sagen, daß kein Mensch einen größeren Einfluß auf mich gehabt hat als sie, und ich habe es stets als ein besonderes Geschenk meines Heilands angesehen, daß er mich mit ihr zusammengeführt hat.“

„— — Überhaupt weiß ich niemand“, und der dies schrieb, ist ein edler Greis von über neunzig Jahren — „der für Angefochtene, Gedrückte und Alte so tief eindringende Trostworte fand als sie, und viele sind ihr dankbar gefolgt und haben in ihrer lichten Spur auch Licht für den eigenen Weg gefunden.“

„Gott hat diese teure geistliche Mutter gewählt, um mich auf seinem Weg zu befestigen. Ich verdanke ihr zehn Jahre unvergleichlicher Segnungen. — Als ich sie verließ, wußten wir, daß wir uns nicht wiedersehen würden. Aber ihre Briefe blieben, diese Schätze, diese Juwelen. Nun ruht auch ihre Feder, und wir sind verwaist.“

„Was mir die liebe Mutter war, seitdem ich sie im Jahr 1879 kennenlernen durfte, kann ich kaum aussprechen. Sie lebte in der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit. Wie gern sah man in dieses friedevolle Angesicht! Und durfte man bei ihr sitzen und von ihr hören, was der Herr ihr war in ihrem ganzen Leben, und was er uns sein kann, wenn wir uns ebenso ihm überlassen, so wäre man am liebsten immer bei ihr geblieben.“

„Sie hat wohl kaum je geahnt, was für ein mächtiger Einfluß von ihr ausging, selbst nachdem sie sich mehr und mehr in die Stille zurückzog. Sie lebte eben auch hier nicht in der Stille einer unfruchtbaren Selbstbeschaulichkeit, sondern in der Stille des Allerheiligsten, in der Gottesstille des großen Hohenpriesters, wo man ruhend wirkt und wirkend ruht und im Anschauen seiner Herrlichkeit sich selber vergißt. Und was sie in dieser Gottesstille sprach und schrieb, trug und litt, das erhielt den Stempel der Gottesnähe, den Duft seiner Hoheit, eine heilige

Weihe und wirkte Frucht und wird auch noch immer mehr Frucht schaffen in kommenden Tagen zu Ehren der Herrlichkeit Jesu Christi. Gelobt sei er!“

Es soll der Zeugnisse genug sein. Nur einige kleine Züge, die zeigen, wie zart Dora Rappard oft Seelsorge übte, seien noch mitgeteilt.

Ein Prediger erzählt:

„Bei meinem letzten Besuch auf dem Berge fragte mich Frau Inspektor nach einem Bruder in unsrer Nähe. Ich gab zögernd Bescheid. Sie merkte aus meiner Antwort, daß das Verhältnis kein inniges sei. Da sagte sie in ihrer lieben Art: ‚Es ist mir Bedürfnis, Liebe zu üben, weil man nie weiß, wie lange man lieben kann.‘“

Ein anderer Bruder berichtet:

„Zu meiner Einsegnung kam meine Mutter nach St. Chrischona. Als sie hörte, daß ich, ein Schweizer, nach Deutschland ausgesandt würde, wollte es ihr recht schwer werden. Wir waren gerade bei Frau Inspektor Rappard. Da sprach diese mit mütterlicher Liebe: ‚Sie werden wohl recht dankbar sein, daß Ihr Sohn nicht nach Amerika oder China kommt, sondern nur nach Deutschland?‘ Meiner Mutter war geholfen.“

„Im Anfang meines dritten Jahres auf St. Chrischona mußte ich zu einer militärischen Übung einrücken“, lautet ein Schreiben. „Der Herr fügte es so, daß ich mit dem damals auf St. Chrischona gut bekannten gläubigen Fella webel R. zusammenkam. Trotzdem wir beim Militär waren, wo uns Sünde und Gottlosigkeit förmlich umgaben, durften wir miteinander in der Kaserne und nachher auch im Manöver herrliche Segensstunden erleben. Als ich zurückkam, ging ich, wie es Sitte war, auch zu Frau Inspektor, um ihr meine Rückkehr zu melden. Ich war noch voll Lob und Dank gegen den Herrn für die wunderbare Durchhilfe. Frau Inspektor merkte, daß mir der Blick für die List des Feindes verlorengegangen war und ich vor lauter Freude in Gefahr stand, dem Feind in seine Fallstricke zu geraten. Als ich meinen Bericht beendet hatte, hob sie in der ihr eigenen Art den Finger auf, schaute mich mit ihren lieben Augen freundlich an und sagte: ‚Bruder B . . . , es kommen auch wieder andre Zeiten.‘ Ich mußte es nur zu bald merken, daß sie recht hatte. Versuchungen der verschiedensten Art stürmten auf mich ein,

und ich konnte mich nur durch viel Gebet hindurchbringen. Dieser zarte Wink hat mir auch in meinem späteren Leben oft gedient, daß ich in Segenstagen nicht zu sicher wurde und in schweren Zeiten nicht verzagte.“

Über den Ozean herüber meldet ein Pastor: „Im Jahr 1882 sagte Mutter Rappard uns Brüdern, die wir die Schweizerreise antreten durften, den Bibelvers: ‚Ich hasse die Flattergeister und liebe dein Gesetz‘ (Ps. 119, 113). Dieses Wort blieb mir bis heute in lebendiger Erinnerung.“

„Es war während der schweren Grippezeit 1918“, teilt ein Krankenpfleger mit, „als ich zu Frau Inspektor kam und sie sich nach den kranken Brüdern erkundigte. Ich durfte zu den wenigen gehören, die noch nicht von der Krankheit erfaßt worden waren. Da sagte sie mir: ‚Stellen Sie sich ganz unter das Blut Jesu Christi; es kann Sie bewahren.‘ Wie sehr wurde mir dieses Wort zum Segen!“

An ihrem achtzigsten Geburtstag rief die Mutter ihren Söhnen zu, und es hat sich ihnen wie ein Losungswort aufs Herz gelegt: „Brüder, nur nicht sündigen!“ Und einer ausziehenden Klasse gab sie das unvergeßliche Wort mit: „Brüder, sorgt dafür, daß ihr allezeit unter dem Blut seid!“

Ist das nicht feine Seelsorge ohne viel Worte? Unzähligen Menschen hat Dora Rappard auf solche Weise geholfen. Einem hat nur ihr frieðeverklärtes Aussehen schon einen Ansporn zur Heiligung gegeben, wie er bezeugt. Und jemand schreibt, daß sie den meisten wohl mehr gedient habe, als sie selber es ahnen konnte, weil man ja nie bei ihr gewesen sei, ohne etwas zu empfangen. Schwermütige fühlten sich besonders zu Frau Rappard hingezogen; aber auch frohe, junge Mädchen hielten sich gern an sie. Die durch den Heiligen Geist in ihr Herz ausgegossene Liebe Gottes umfaßte eben alle, die zu ihr kamen.

Groß ist, was die Gnade Gottes durch einen Menschen ausrichten kann, der seine Seele immer wieder reinigen und heiligen läßt, der sie, um mit Mutters eigenen Worten zu reden, eintaucht in die purpurne Flut.

Auch schriftlich hat sie reichlich Seelsorge geübt, nicht nur durch ihre Bücher, von denen ein gesegneter Einfluß auf weite Kreise ausging, sondern auch durch persönliche Briefe. Einige davon sind uns zur Verfügung gestellt worden.

Die teure Mutter schreibt:

„Sei von ganzer Seele sein!
Sorge, daß das Herz bleibt rein!
Sei in deinen Augen klein!“

„Was man dem Herrn gibt, ist lauter Gewinn. O daß von uns nicht gesagt sein müsse: Sie suchen alle das Ihre (Phil. 2, 21)! Sooft ich dieses Wort lese, geht mir ein Stich durchs Herz, und ich bitte den Herrn für mich und meine Brüder, daß er selbst die göttliche Ausnahme auswirke.“

Zu einem 40. Geburtstag: „Es ist dies kein unwichtiger Abschnitt im Menschenleben. Mit 40 Jahren ist die Richtung des Fahrzeugs gefestigt. Wohl geht's noch aufwärts und abwärts auf dem wogenreichen Meer. Aber man hat gelernt, nicht sowohl auf die Wellen zu schauen als auf die Küste, die man erreichen will. Dahin, dahin geht der Blick.“

„Nächst der Liebe Gottes in Christus Jesus gibt es nichts Herrlicheres als die Liebe der Erlösten untereinander.“

„Eine liebliche kleine Disposition :

2. Korinther 12, 11 Ich bin nichts = 0

Lukas 11, 6 Ich habe nichts = 0

Johannes 15, 5 Ich kann nichts = 0

Vor die drei Nullen das große 1 = 1000

Er ist. Er hat. Er kann.“

„Mein teurer alter Vater hat immer sehr betont, welch ein Segen es sei, ein betendes Komitee zu haben und diesem vertrauend zu folgen. Ihm hat dieser Gehorsamsweg nur Segen gebracht.“

Ihrem heimgegangenen Sohn hat die Mutter im Jahre 1893 geschrieben: „Zwei mütterliche Warnungen, mein Herzenssohn. Brauchst Du sie nicht, dann ist's um so besser; aber Du hast mir einmal gesagt, daß Du immer für meine aus warmer Liebe kommenden Ratschläge dankbar seiest:

1. Hüte Dich vor Schmeichlern!

2. Rede wenig (Ps. 34, 13. 14), namentlich unter Fremden, über Dich selbst und noch weniger über andre!“

In einem andern Brief heißt es: „Der vielgebrauchte, allerdings biblische Ausdruck vom ‚gereinigten Herzen‘ ist mir immer

leicht mißverständlich, da er das Auge nach innen richtet, um zu sehen, ob das Herz rein sei oder nicht. Der Blick auf Jesus aber füllt Auge und Herz mit Jesu Herrlichkeit und Frieden. In diesen letzten Tagen ist ein Wort eines Liedes mir fast beständig im Sinn: ‚Dein Blut ist mein Freudenmeer.‘ Ich weiß, daß dieser Ausdruck mir einmal etwas anstößig und unfein schien. Aber wenn man es glaubt und erfahren lernt, daß das Blut Jesu uns rein macht, dann ist es in Wahrheit das Freudenmeer.“

In das Gebiet der Seelsorge gehört auch eine „Warnung für Eltern“, die in Mutters Tagebuch geschrieben steht:

„Lasset ja nie den Geist eurer aufwachsenden Kinder den von Gott in euch gegebenen Geist überwuchern und in den Hintergrund stellen! Die Eltern sind die von Gott gesalbten und eingesetzten Hauspriester. Sie sind den Kindern, auch den erwachsenen, an Gottes Statt gegeben und sollen als solche ihr Amt verwalten.

Ich habe schon wiederholt beobachten können, wie sich gläubige, von der Welt abgesonderte Christen gleichsam vor ihren erwachsenen, mit der Welt fahrenden und von der Welt geachteten Kindern genieren, sich viel zu viel von ihnen leiten und beeinflussen lassen und dadurch ihr Salz verlieren.

Herr, drücke mir eine Krone auf das Haupt in meinem Haus und Kinderkreis, daß in meinem Tun und Lassen deine göttliche Autorität auf mir ruhe und meinen Kindern Achtung einflöße! Du weißt, o Herr, wie sehr ich deiner jeden Augenblick bedarf.“

Noch manches könnte mitgeteilt werden, nicht um Dora Rappard zu verherrlichen, sondern um ihren Gott zu preisen. Aber es soll hiermit genug sein. Das Beste bleibt wohl verborgen, und vieles ist Geheimnis zwischen einer Seele und ihr und zwischen dem Heiland, zu dem sie sich auch mit fremder Not flüchtete, und bei dem sie göttliche Hilfe suchte. Ihre seelsorgerliche Tätigkeit war groß und erstreckte sich über weite Lande. Zugleich war sie zart und verborgen und kehrte immer wieder zu dem Ausgangspunkt zurück, zu der Sorge für die eigene Seele. Deren höchstes Ziel ist die Verwirklichung der Worte Jesu: „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm

machen.“ Dies heilige „Wir“ ist in Mutters Testament stark unterstrichen, und dieser Spruch Johannes 14, 23 bewegte sie bis in ihre letzten Lebenstage hinein. Denn das ist des dreieinigen Gottes vollkommene Seelsorge, nicht zu ruhen, bis er das ganze Herz erfüllt. Und solch ein Herz sehnt sich danach, auch andern zu diesem Glück zu verhelfen.

Das bilde nun die Überleitung zu dem Abschnitt über Dora Rappards Dienst als Evangelistin. Gnädig ward ihr vom Herrn die Bitte gewährt:

„Wohn in meines Herzens Grund;
rede du durch meinen Mund,
und aus meinem Angesicht
leuchte deiner Augen Licht, Jesus!
Daß auf meinem Pilgerweg
manche Seele sprechen mög':
„Ei, wenn es so selig ist,
werd' ich heute noch ein Christ!“

Frauenarbeit im Reiche Gottes

Wer Dora Rappard in großen Frauenversammlungen oder bei Konferenzen von Jungfrauenvereins-Leiterinnen, in Bibelstunden oder Andachten sprechen hörte, der merkte sofort, daß eine außergewöhnliche Begabung dafür vorhanden war. Es war nicht sowohl Redekunst und Form der Darbietung, was Eindruck machte, sondern das Gefühl: Hier ist eine Frau, die von Gott berufen ist, an ihren Schwestern zu arbeiten. Sie kann nicht anders, als von dem, was ihr kostbares Teil ist, von der Freude und dem Frieden in Christus, dem einzigen Glück, das in allen Wechselfällen des Lebens Bestand hat, zu zeugen. Sie muß alle bitten: Lasset euch versöhnen mit Gott!

Der Herr bereitet seine Knechte und Mägde für solch heiligen Zeugendienst auf besondere Weise zu. Gewöhnlich geschieht es in der Stille und in kleinen Anfängen. So war es auch bei unsrer Mutter.

Unter dem Titel

Persönliche Erfahrungen und Führungen

hat sie einstmals mitgeteilt, wie der Herr sie in seinen Weinberg rief.

„*Gerettetsein gibt Rettersinn.* Die Wahrheit dieser Worte habe ich schon in jungen Jahren in Jerusalem erfahren. Nachdem ich nach langem Suchen und Dürsten den Heiland gefunden hatte, zog seine Liebe mich in besonderer Weise zu meinen Altersgenossinnen und zu den Aussätzigen, die der Liebe so sehr bedurften (1858—1860). Noch mehr entfaltete sich der Arbeitstrieb zur Zeit meines Aufenthalts in England (1861/62), dann bei der Übernahme einer Schule wieder in Jerusalem (1862/67), später, nach meiner Verheiratung, in der Arbeit in Alexandrien und Kairo (1867/68). Als wir nach St. Chrischona kamen, fing ich in Bettingen einen kleinen Jungfrauenverein an. Frau Rosalie Schmidt-Bertschmann (Mutter von Bruder G. Schmidt), damals ein herziges 17jähriges Mädchen, war meine *erste Jungfrau*, an der ich viel Freude erlebte.

Als meine Kinderchen anfangen, etwas zu verstehen, hatte ich mit ihnen und ihrer treuen Pflegerin jeweils Sonntag vormittags ein ‚Stündchen‘, das ihnen außerordentlich lieb war. (Es war damals noch kein Vormittags-Gottesdienst auf St. Chrischona; die Brüder gingen nach Riehen in die Kirche, bis der Amtsantritt eines Reformgeistlichen das unmöglich machte.) Einmal kamen gerade zu der Stunde einige Mädchen aus dem Baselbiet und wohnten dann unsrer ‚kleinen Kirche‘ bei. Sie mußten davon erzählt haben; denn von da an geschah es öfters, daß solche Besucherinnen sich einfanden, und wir wurden manchmal recht gesegnet. — Außerdem hatte ich schon im ersten Winter, 1868/69. angefangen, Sonntag abends mit unserm Druckereilehrling Jonathan Reiff eine kleine Bibel- und Unterhaltungsstunde zu halten, die mit der zunehmenden Zahl der Lehrlinge auch immer bedeutsamer wurde. — Diese kleinen Anlässe waren die einzige Vorbereitung, die ich hatte für die große Tätigkeit, die meiner wartete.

Im Herbst 1874 wurde ich mit meinem lieben Mann und der ganzen Hausgemeinde tief ergriffen und gesegnet durch die kraftvolle Verkündigung und Erfahrung der Heiligung durch den Glauben. Eine Nacht bleibt mir ewig in Erinnerung, da ich etwas erfuhr von dem Erfülltsein mit dem Heiligen Geist.

Es kam nun die denkwürdige Allianzwoche in Bern, 3. bis 10. Januar 1875. Ich hatte selbst meinem lieben Mann geholfen bei dem Vorschlagen und Abschreiben des Programms. Von

8 bis 9 Uhr war eine Gebetsstunde vorgesehen. Von 9¼ bis 11 Uhr war eine Brüderkonferenz festgesetzt. Die Frauen, so dachte man und sprach es auch aus, wären am Vormittag anderweitig in Anspruch genommen. Nachmittags und abends waren dann wieder allgemeine Versammlungen anberaumt.

Die erste Gebetsstunde am trüben Morgen des 3. Januar war vom Heiligen Geist mächtig durchweht. Gleich darauf zog ich mich in unser Zimmer zurück, während mein Mann zu der Brüderkonferenz ging. Wenige Minuten später klopfte es an der Tür, und Herr Pfarrer Gerber, der gesegnete Knecht Gottes, erschien. ‚Frau Rappard‘, sagte er, ‚ich komme als Abgesandter Ihres Mannes und zugleich in meinem Namen, um Sie zu bitten, in dieser Stunde sich der Frauen anzunehmen, die während der Brüderkonferenz auch eine Zusammenkunft haben wollen. Ich verstehe ihr Begehren gut und habe Ihrem Mann gesagt, einer von uns müsse sich aufopfern, um diesen Dienst zu übernehmen. Aber er sagt, das sei nicht nötig. Sie könnten diese Stunde wohl halten. Zwar entgegnete ich ihm, es sei keine Kleinigkeit; denn es seien hundert oder mehr Frauen versammelt, und Frau von Wattenwyl (bei der wir wohnten) habe ihre beiden Säle im Erdgeschoß zur Verfügung gestellt. Aber Ihr Heinrich ist ganz zuversichtlich und meint, Sie könnten das gut übernehmen, und wenn ich Ihnen sage, daß er es wünsche, würden Sie es auch tun.‘

Und also, im doppelten Gehorsam gegen den Herrn und gegen meinen lieben Mann, habe ich diese Bahn betreten, die so bedeutsam geworden ist für mein Leben. Das war mir oft ein Trost.

Jene ersten Berner Versammlungen waren wundervoll. Es war Erweckungszeit; des Himmels Fenster waren offen. Was mich selbst anbelangt, hatte ich das deutliche Empfinden, nur gleichsam ein Sprachrohr zu sein, durch das der Herr redete. Es ist mir kaum erinnerlich, über was ich sprach; aber ich weiß nur, daß das Wort mir mächtig zufloß, und daß ich selbst und meine Mitschwestern mit mir in den Staub gebeugt waren in Demut und in anbetender Liebe. Wunderbar waren auch die Gebete und die herrlichen Lieder.

Das war der Anfang meiner Arbeit im öffentlichen Zeugnis für den Herrn.

In Basel waren viele Freunde sehr entrüstet. Nur in kleinen Kreisen sprach ich damals (1875—1883); aber das Feuer brannte

in manchem Herzen. Ein Pfarrer sprach sich im V. C. G. sehr abwehrend und energisch gegen mich aus. Man kann sich jetzt kaum vorstellen, daß eine so geringe Sache so wichtig genommen wurde. Damals war noch keine Heilsarmee, die die Arbeit der Frauen auf evangelistischem Gebiet betrieb. Auch die später viel genannte Frau Baxter war noch nicht in der Schweiz erschienen. Ich fühlte oft eine große Verantwortung und Sorge und war ängstlich darauf bedacht, ganz auf richtigem Weg zu gehen. — ‚Anfechtung lehrt auf das Wort merken‘, das erfuhr ich in jener Zeit, und es ist mir ein Anliegen, meinen Töchtern, auch meinen geistlichen Kindern, die Frucht meiner Erfahrungen mitzuteilen. Es ist ja freilich auf dem Gebiet der Frauentätigkeit manches so anders geworden, daß meine Aufzeichnungen wenig Wert mehr haben dürften. Immerhin mögen sie da und dort einen kleinen Wink geben.

Ich muß noch beifügen, daß derselbe Pfarrer einige Jahre nach jener ersten Aussprache meinem Mann sagte, er möchte doch manches zurücknehmen von dem, was er damals gesprochen. Er habe bei Besuchen in seiner Gemeinde manche Segensspur von meinen Frauenstunden getroffen, und er möchte gern seine volle Anerkennung der auf diese Weise getanen Arbeit aussprechen.

Zurückblickend auf das, was ich durch Gottes gnädige Führung habe wirken dürfen in großen und kleinen Versammlungen, durch Wort und Schrift, möchte ich in Demut beten:

Was von mir war, decke zu!
Was von dir war, segne du!“

Diesem schlichten Bericht folgen Notizen einer Ansprache, die Frau Rappard im Jahr 1907 in der Christuskirche in Frankfurt am Main gehalten. Sie zeigen, wie sie ihren Dienst auffaßte, und was der Grund ihrer so wohltuenden und durch alle Zeiten ihres öffentlichen Wirkens hindurch gleichbeibehenden Weiblichkeit war. Die oben ausgesprochenen Worte, daß sie nur im Gehorsam gegen den Herrn *und gegen ihren Mann* zum erstenmal öffentlich geredet habe, hat Mutter oft wiederholt. Und zu dieser demütigen Gesinnung gab Gott reiche Gnade.

Der Inhalt des Heftchens „Frauenarbeit im Reiche Gottes“ lautet:

Meine Richtlinien

1. Unsre Bestimmung

Der Erzählung von der Erschaffung des Weibes im ersten Buch Moses geht das Wort voraus: Gott der Herr sprach: Ich will dem Menschen eine *Gehilfin* machen, die um ihn sei. Ich gehe hier nicht auf den Gedanken ein, den die Mystiker gern hervorheben, daß ursprünglich das männliche und das weibliche Element in *einem* Leibe vereinigt waren; aber ich gestehe, daß mir diese Auffassung lieb ist und mir bestätigt scheint durch den Umstand, daß nach Christi Wort im Auferstehungsleib kein Geschlechtsunterschied mehr sein wird, sondern „wir werden den Engeln gleich sein“. Für unsre gegenwärtige Erdenzeit aber gilt das Schöpfungswort: *Gehilfin*. Welch schönes Wort: *helfen!* Des Geschöpfes höchste Ehre ist es, in möglichster Vollkommenheit gerade das zu sein, wozu der Schöpfer es gemacht hat, sei es ein Stern auf seiner leuchtenden Bahn, sei es ein grünes Mooshälmdchen im Walde. Und des Weibes höchste Würde ist es, nicht eine Regentin (auch nicht eine Sklavin), sondern eine wahre und echte *Gehilfin* zu sein. Ich denke dabei nicht in besonderer Weise an die *Ehe*, obschon es etwas vom Schönsten ist, das man erleben kann, wenn Mann und Frau in Geistesgemeinschaft dem Herrn leben und dienen. Ich möchte den Begriff weiter dehnen: Das christliche Weib ist die *Gehilfin* des christlichen Mannes. Das ist eine Prinzipienfrage. Es handelt sich da nicht um größere oder geringere Begabung bei Mann und Weib, sondern um Gottes Ordnung und Willen.

Diese Auffassung bewahrt den Frauen ihren schönsten Schmuck: die Weiblichkeit.

In einem Bergdörflein saß ich einst im schlichten Vereinshaus. Da trat mit festem Tritt und freundlichem Gesicht eine Dame herein und suchte sich einen Platz. Etwas in ihrer Erscheinung trug das Gepräge: Ich bin jemand. „O weh“, sagte ich mir, „wenn das nur nicht eine Frau ist, die Versammlungen hält!“ Aber es war doch eine solche. Gleich nach der Predigt kam sie auf mich zu und nannte ihren Namen, den ich schon gehört hatte. Sie war sehr lieb und nett, und ich habe sie schätzen gelernt, aber der zarte Duft der Weiblichkeit war ihr genommen. — Denn die wahre, Gott wohlgefällige Weiblichkeit

ist: Demut. Es soll niemand suchen, demütig, bescheiden, echt weiblich zu erscheinen. O nein, aber in Wahrheit demütig sein, gering von sich halten, gern verborgen sein, diese Gesinnung dringt durch alle Handlungen und durch das ganze Wesen hindurch wie ein süßer Duft, der unsichtbar erfreut.

2. *Unsre Befugnisse*

Ich nenne diese zuerst; die Verbote und Einschränkungen sollen selbstverständlich folgen. Paulus sagt: Ein Weib, das da betet oder weissagt mit unbedecktem Haupt usw. (1. Kor. 11, 5). Diese Bemerkung geht zunächst auf das bescheidene, verhüllte Auftreten des Weibes, ist aber für diese unsre Betrachtung deshalb wichtig, weil damit das Beten der Frauen in der Gemeinde sanktioniert ist. In gemischten Versammlungen bin ich aber sehr für Zurückhaltung und große innere Zucht. Das hier genannte „Weissagen“ ist nicht nur ein Voraussagen von zukünftigen Dingen, sondern ein Aussprechen von göttlichen Mitteilungen und Zuflüssen. In meinem sehr bescheidenen Teil möchte ich sagen, daß es einen ganz bedeutenden Unterschied macht in der Verkündigung des Wortes, ob es dieses Element von Weissagen, das heißt von direkter göttlicher Einwirkung, trägt oder nicht. Das schließt sorgfältige Vorbereitung und gründliches Forschen nicht aus. Das Holz muß gesammelt und auf den Altar gebreitet werden; aber ohne das Feuer von oben nützt es nichts.

Daß Paulus die Mitarbeit der Frauen schätzte, sehen wir in manchen Stellen. Er erwähnt die Arbeit der Priscilla neben der ihres Mannes Aquila; er grüßt die Persis, die viel gearbeitet hat in dem Herrn nebst Tryphäna und Tryphosa. Welcher Art die Arbeit dieser Schwestern gewesen ist, wissen wir freilich nicht. Besser bekannt als die vorhin erwähnten Namen ist der der Phoebe, die im Dienst der Gemeinde zu Kenchreä stand. Wir wissen alle, welch ein unberechenbarer Segen auf dem Diakonissenberuf und -amt liegt, und bei aller Freude, mit der wir die anderweitigen Dienstleistungen der Frauen in der Gemeinde Jesu begrüßen, halten wir vor allem hoch in Ehren das Amt einer treuen, gottgeweihten, von zarter Liebe erfüllten Diakonisse.

Doch noch einige herzerhebende Winke gehören in diesen Teil unsrer Betrachtung. Wen hat der Herr erwählt als erste

Zeugen und Verkündiger seines Auferstehungslebens? Es waren Frauen. Es waren solche, die auch Zeugen seines Kreuzestodes gewesen waren, solche, die treu zu ihm standen und nicht lassen konnten und wollten von ihm. Eine andre Botin wird schon früher erwähnt. Es ist das Weib von Sichar, die ihren Dorfgenossen zurief: Kommt, seht einen Menschen, der mir gesagt hat alles, was ich getan habe! Das war ein Zeugnis, und zwar ein Zeugnis voll Demut und darum voll Überzeugungskraft. — Und als dann der Pfingsttag kam, waren die Weiber mit dabei und hatten teil an der Joel-Verheißung: „Auf meine Knechte und Mägde will ich meinen Geist ausgießen . . . Eure Söhne und Töchter sollen weissagen*.“ — Auch merken wir schon im Alten Testament, daß Gott Ausnahmen macht wie bei Debora, der Richterin, und Hulda, der Prophetin. Warum sollte er es nicht auch im Neuen Bund machen können?

Eine liebe Stelle will ich noch anführen: Titus 2, 3—5. Die älteren Weiber sollen gute Lehrerinnen sein und die jungen Weiber lehren züchtig sein, ihre Männer lieben, Kinder lieben usw. Wie freute ich mich über diese Befugnis, wenn ich Gelegenheit hatte, auch in sehr großen Versammlungen darüber zu reden! Ich könnte liebliche Züge erzählen.

3. *Unsre Schranken*

Und jetzt kommen die bekannten Stellen, die stets hervorgehoben werden, wenn von dem Dienst der Frauen gesprochen wird. Und mit Recht: 1. Kor. 14, 34; 1. Tim. 2, 11. 12. Sie reden sehr deutlich; und wer sich unter die Autorität der Bibel beugt, muß sich auch unter diese Worte beugen. Ein eigentliches Lehramt in der Gemeinde darf eine gläubige Christin nicht einnehmen. Eine Frau oder Fräulein Pfarrer, wie sie jetzt da und dort geschaffen werden, scheint mir positive Unordnung. Man weiß nicht, wohin das führen wird. Dazu gehört auch das Reden vor gemischtem Publikum, außer in Fällen, wo ausnahmsweise göttliche Führung waltet. Man lasse sich nicht täuschen durch momentanen Erfolg! Die heiligen Ordnungen können nicht unbeschadet durchbrochen werden.

* Die Töchter des Evangelisten Philippus (Apg. 21, 9) sind auch ehrend erwähnt.

4. *Unsre Gefahren*

Die göttlichen Schranken, von denen wir gesprochen haben, sind nicht Hindernisse, sondern Bewahrungsmittel. Die weibliche Seele ist für übersinnliche Verführungen leichter geöffnet als die des Mannes. Adam wird nicht zuerst verführt; das Weib aber ward verführt und hat die Übertretung eingeführt (1. Tim. 2, 14). Das ist für das christliche Weib ein tief zu beherzigendes Wort, dem wir mit Herzensbeugung und froher Überzeugung jene andre Wahrheit entgegenstellen dürfen, daß der menschgewordene Gottessohn durch ein Weib zur Welt geboren wurde. Das hebt jedoch die vorhin ausgesprochene Tatsache nicht auf, daß wir in besonderer Weise aufmerksam sein müssen auf geistliche und geistige Gefahren, auf Unnüchternheiten und nervöse Affekte. Mein Vater pflegte zu sagen, daß der treue Umgang mit Gottes Wort uns gleichsam einen inneren Geruchssinn verleihe, der Irrlehre und Versuchung erkennen und meiden lehrt.

5. *Unser Wandel*

Viel wichtiger als unser Reden und sogar unser Tun ist unser eigenstes, verborgenstes Wesen und Sein. Das ist für alle Christen wichtig, aber in besonderer Weise für diejenigen, die eine bestimmte Stellung in der Gemeinde Jesu einnehmen. Der Herr sucht treue (Knechte und) Mägde; treu im irdischen Beruf, in den häuslichen Pflichten; treu als Gattinnen, Mütter, Hausfrauen, Vorgesetzte, Angestellte. Ein köstliches Vorbild zeichnet Paulus (1. Tim. 5, 10, bitte lesen) und Petrus (1. Petr. 3, 1—4). Für Vereinsleiterinnen und alle Berufsarbeiterinnen ist es unendlich wichtig, daß sie nicht nur lehren, sondern mit gutem Beispiel vorangehen.

6. *Unser irdischer Beruf*

Ich fühle mich gedrungen, darauf aufmerksam zu machen, daß es für die Arbeiterinnen im Reich Gottes sehr wichtig ist, die schlichte Handarbeit nicht zu vernachlässigen. Sie ist meines Erachtens für das weibliche Gemüt ein gewichtiges Gegengewicht gegen den Druck oder auch die Exaltation, die intensiv

geistige Beschäftigung verursachen kann. Ich meinstenils bin sehr dankbar, daß ich gerade in den Jahren, da ich oft in Frauenstunden dienen durfte, recht viel zu nähen und zu flicken hatte für meine große Kinderschar. Ich habe andernteils bedauerliche Entgleisungen sehen müssen bei lieben und begabten Schwestern, die die schlichten täglichen Pflichten vernachlässigten. Ich erinnere mich, in jenen Jahren einer Freundin geschrieben zu haben, ich sei bei treuem Strümpfestopfen und Kleiderflicken innerlich oft tiefer gesegnet als am Katheder des lieben kleinen Vereinshausaales, wo wir doch köstliche Stunden gemeinsamer Erbauung hatten.

7. *Unsre Kraftquelle*

Daß die Quelle aller Kraft, aller Freude und aller wahren Fruchtbarkeit in unserm herrlichen Gott und Heiland liegt, wissen wir wohl, aber wir können es nicht genug beherzigen und in unserm Leben verwirklichen. Getrennt von ihm können wir nichts tun. Durch eine gewisse Übung und Routine können wir die uns gestellten Aufgaben äußerlich erfüllen; aber wenn unser Zeugnis und unsre Wortverkündigung (auch in Sonntagschule und Jungfrauenvereinen) nicht aus der inneren Gemeinschaft mit Jesus fließen, so haben sie wenig Wert. Darum ist das Gebet im Kämmerlein so überaus wichtig. Täglich neu müssen wir schöpfen aus der heiligen Quelle, täglich neu lauschen auf seine Stimme in seinem Wort, täglich unsre ganze Seele baden in dem Born, der von aller Sünde uns rein wäscht. — Laß deine Kleider immer weiß sein, und das Salböl mangle deinem Haupte nie! — So werden wir in aller Demut etwas von dem hohen Glück erfahren, in unserm kleinen Teil Gehilfinnen Jesu Christi zu sein.

*

War es nicht köstlich, gleichsam wieder die liebe Stimme und die klaren Darlegungen der teuren Mutter Rappard zu hören? Der Dienst im Reich Gottes, wie sie ihn auffaßte, hat gewiß seine selige Fortsetzung im Himmel; denn seine Knechte — und Mägde — werden ihm dienen und sehen sein Angesicht, und sein Name wird an ihren Stirnen sein.

Evangelistische Tätigkeit

In biblischen Linien wandelte also die liebe Mutter, wenn sie ihren Mitschwestern das Evangelium von Christus verkündigte. Solange ihre Kinder klein waren, tat sie das selten auswärts. Später aber, als sie ihre Ämter mit ruhigem Herzen für kurze Zeit unter ihre Töchter verteilen konnte, folgte sie gern den an sie ergehenden Einladungen. Wie schätzte man ihre Besuche! Wie bat man sie, wiederzukommen, wenn man einmal Gelegenheit gehabt hatte, ihren Worten zu lauschen und ihre Seelsorge zu genießen! Stets erfüllte sich an ihr die göttliche Verheißung: Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein.

Der Dienst, den sie auf St. Chrischona selbst unter den dienenden Schwestern und im Haus „Zu den Bergen“ tat, war ihr und den Beteiligten eine Freude. Das Zusammensein mit den ersteren fand monatlich einmal als „Jungfrauenverein“ statt, wenn auch zwischen der jüngsten und der ältesten Jungfrau ein Altersunterschied von fünfzig Jahren war. Sie bereitete sich auf diese Stunden so gewissenhaft vor wie auf die größte Versammlung, und ihre Wortauslegung wird stets unvergessen bleiben. In der Weihnachtszeit durften sich alle zu einem besonderen Festchen um die Anstaltsmutter scharen und nahmen die Gelegenheit wahr, ihre Liebe und Dankbarkeit zu bezeugen. Sie hat diese wie alle Feiern lieblich gestaltet, und es sah reizend aus, wenn jede Teilnehmerin mit einem brennenden Kerzlein in der Hand durch die Nacht heimwärts zog. „Wie die klugen Jungfrauen“, rief die treue Vereinsleiterin ihnen nach.

Ihre Tätigkeit unter den Gästen und Schülerinnen im Haus „Zu den Bergen“ war rege. Wenn sie die Andachten hielt, lag Feierstimmung über dem stillen Saal. Ihre Mitwirkung bei den Bibelkursen waren Höhepunkte dieser Tagungen. Immer fand sie das rechte Wort, den rechten Ton, also daß sowohl Gebildete als auch weniger Geschulte viel empfangen. Unberührt, kalt oder leer konnte wohl kein Herz bleiben. Die Dienerin Gottes zog niemand an sich; nein, sie lockte zu ihrem Herrn und machte ihn den Seelen groß. In allen Ansprachen erklang der Ruf zur Buße, ertönte das selige Wort von Gnade und Sündenvergebung und die Mahnung und Bitte zu einem Leben der Heiligung. Ihre Jesusliebe brach immer durch und gewöhnlich auch

ein Hinweis auf die Herrlichkeit des Himmels. Vor Gottes Thron einst stehen zu dürfen als solche, die ihre Kleider im Blute des Lammes helle gemacht haben und zu seligem Dienst bereit sind — das war ihr Herzensverlangen für sich und die ihr anvertrauten Seelen.

Ins nahe Dörflein Bettingen ging die Botin des Friedens manche Jahre hindurch, um in monatlichen Sonntagstunden ihre Mitschwestern zum Heiland zu rufen. Die Nächsten, so meinte sie, müßten am schnellsten das Evangelium annehmen. Viele Gebete stiegen für die Dorfbewohner auf. Darf sie droben die Erhörung schauen?

Die in den achtziger Jahren in Basel begonnenen Frauenstunden konnten von St. Chrischona aus nicht mehr regelmäßig fortgeführt werden; doch blieben ihr die Seelen der großen Stadt teuer. Aus zeitweiligen Zusammenkünften in den Wohnräumen lieber befreundeter Damen entwickelten sich Bibelstunden, die Frau Rappard jahrelang jeden dritten Dienstag des Monats im Vereinshausaal hielt. Dieser bestimmte Tag war gewählt worden, weil da ihr Mann zur Komiteesitzung nach Basel fahren mußte und sie sich ihm anschließen konnte. Das waren wahrhaft heilige Stunden in der Gegenwart Gottes. Auch aus den vornehmen Kreisen kamen verlangende Seelen herzu. Die feine, warme Art der Wortverkündigung, die sich nicht scheute, die Sünden zu nennen und zu strafen, den Weg zur Seligkeit aber liebevoll und klar wies und Jesus zum Mittelpunkt machte, gewann die Herzen vieler. — Der Mund ist verstummt, der die Botschaft vom Heil in Christus so treulich ausrichtete, und in Basel haben manche Heimweh nach den Bibelstunden. Sie waren nicht umsonst. Es gab Begegnungen mit Jesus, und die Ewigkeit wird offenbar machen, daß der Dienst in der Nachbarstadt ein gesegneter war.

Andre Versammlungen, die Frau Inspektor Rappard in Basel gehalten hat, können nicht besonders genannt werden; aber eine Feststunde darf nicht unerwähnt bleiben. Das ist die Weihnachtsfeier der Bibelkränzchen. Da lag es den Töchtern und den Kreisleiterinnen daran, die geliebte Mutter im Festsaal zu haben. Manche Jahre hindurch hat sie durch ihre Gegenwart die Zusammenkünfte verschönt und lichtvoll gemacht.

Bis zuletzt hielt Mutter ihre Richtlinien inne und blieb in

den von ihr genannten Schranken. Ganz besonders galt das in bezug auf das Reden vor Männern. Sie hat es fast nie getan, sooft sie auch darum gebeten wurde. Nie hielt sie ihren vielen Söhnen im Mutterhaus eine Andacht. Nur an ihrem fünfzigjährigen Dienstjubiläum ließ sie sich von ihrem Schwiegersohn bewegen, in der Halle einen Rückblick auf die Chrischonzeit zu geben und zur Ehre des Herrn einiges zu erzählen. Auch an ihrem achtzigsten Geburtstag willfahrte die Greisin der Bitte und richtete etliche Worte an die versammelte Hausgemeinde. Die kurze Ansprache endete mit einem Hinweis auf das, was ihr je länger je teurer wurde: das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, und seine reinigende und bewahrende Macht.

In den Andachten im Haus „Zu den Bergen“ mußte sie, eigentlich gegen ihren Willen, aber mit großer Freundlichkeit in den letzten Jahren die Anwesenheit der wenigen männlichen Gäste dulden. Wie waren diese dankbar, den Worten der Mutter in Christo lauschen zu dürfen!

Der Leiter eines Stadtmissionswerkes gibt folgenden Beitrag zu ihrer Stellungnahme:

„Als charakteristisches Zeichen dafür, wie fein Frau Inspektor Rappard trotz ihrer hohen Begabung, mit der sie viele tüchtige Männer überragte, die dem Weibe von der Heiligen Schrift gezogenen Linien respektierte, sei folgender kleine Zug mitgeteilt, den Pfarrer P. mir selbst erzählt hat:

Vor etwa zwanzig Jahren, als Frau Rappard einmal in seiner Kapelle zu H. sprach, fragte er, ob er der Versammlung anwohnen dürfe. Sie erwiderte, sie habe es nicht gern, wenn Männer bei ihren Vorträgen anwesend seien, darum bitte sie ihn freundlich, lieber nicht zu kommen. Bei ihrer gütigen Ablehnung blieb sie auch, als er seine Bitte wiederholte. „Aber wenn ich die Orgel spiele, also auf der Empore mich ganz unsichtbar aufhalte?“ hielt er weiter an, worauf Frau Inspektor Rappard wohl nicht mehr nein sagen konnte.“

Im Anschluß an den Bericht über ein Jungfrauenvereinsfest in der Schweiz führt ein Prediger aus:

„Frau Inspektor Rappard war unter den Töchtern und Frauen immer wie eine Mutter. Obschon sie gar nichts Organisatorisches an und in sich hatte und deshalb auch nach außen hin nicht auf diese Weise wirken konnte, verlor sie die unsicht-

baren Zügel nie aus den Händen. Widerspruch wagte sich vor ihren Augen und Ohren nie zu regen, weshalb an den von ihr geleiteten Tagungen nur *ein* Ton herrschte: der der Eintracht und Liebe. Mit sanftem und stillem Geist beherrschte sie jede Situation. *Dieses* Frauenregiment mußte auch von andersgearbeteten Naturen anerkannt werden. Man bat sie, die Leitung zu übernehmen, weil sie sie nicht suchte. Darum hatte sie auch nie über Vorherrschaft der Männer zu klagen wie manche andre.“

Eine besondere Freude war es für Mutter, daß etliche ihrer Töchter auch in bezug auf Frauenversammlungen in ihre Fußstapfen traten und zuweilen gemeinsam mit ihr dienten. Als sie nicht mehr reisen konnte, legte sie vertrauensvoll auch diesen Teil ihrer Aufgabe an das Herz ihrer Kinder.

Von vielen Orten, aus Stadt und Land, sind Einladungen an Frau Inspektor Rappard ergangen. Konnte sie darin den Ruf ihres Meisters vernehmen, dann folgte sie willig und freudig. Es ist nicht möglich, sie im Geist überallhin zu begleiten; aber etliche dieser Dienstreisen seien hier erwähnt. Von den betreffenden Stationen — die meisten gehören zu der von ihr so geliebten Pilgermission — liegen Berichte vor, die die gesegneten Versammlungen, Konferenzen und Feste nachträglich miterleben lassen.

Den Anfang in Bern im Januar 1875 hat Mutter selbst beschrieben. Am Ende des gleichen Jahres finden wir sie in Straßburg, wo sie im Diakonissenhaus und bei den Schülerinnen des Instituts „Bon Pasteur“ Bibelstunden hält. Sie schreibt an ihren Gatten unter dem 8. Dezember 1875: „Die Stunde für die Jugend war sehr stark besucht, auch von Erwachsenen. Ich hatte selbst Segen dabei. Doch möchte ich Ähnliches nicht an andern Orten wiederholen. Mein Beruf ist eher, unter Frauen die Eiskruste schmelzen zu helfen.“

Zwei Tage später darf sie berichten: „Der Herr tut große Barmherzigkeit an mir. Die Frauenherzen gehen auf; namentlich sind es die Pfarrfrauen, die mir mit besonderer Liebe und Offenherzigkeit begegnen. Ich traf mit Herrn und Frau Pfarrer H. zusammen. Schon bei Tisch war alles so geheiligt bei aller Ungezwungenheit. Kaum waren wir wieder im Salon, sagte er: ‚Liebe Schwester, sagen Sie meiner Frau, was Sie über Römer 7 und 8 denken!‘ Ich wußte nicht, ob er vollen Ernst

machte, und gab eine ausweichende Antwort. Aber er sagte gleich: ‚Meine Frau versteht mich nicht. O die Theologie, die ist mir noch im Weg; die hat viel geschadet.‘ Im Lauf des Gesprächs kam manches vor, was klar zeigte, daß da ein selig zerbrochenes Herz ist.“

In den folgenden Jahren erlaubten Mutterpflichten keine längere Abwesenheit. Nur die Allianzwoche in Bern wurde regelmäßig besucht. Mit diesen Versammlungen waren Heinrich und Dora Rappard wie verwachsen. Der engere Freundeskreis, der sich dort bildete, und die große Zuhörerschaft waren ihnen teuer, und sie richteten ihre Botschaft mit Freuden aus, er bei den Männern, sie unter den Frauen.

Von 1893 bis 1907 war Frau Rappard jedes zweite Jahr an Himmelfahrt in Heidelberg oder Karlsruhe tätig, wo sie mit Fräulein Marie Römmele aus Freiburg badischen Jungfrauenvereinen und deren Leiterinnen Bibelstunden hielt. Die Veranstalterin dieser Feste schreibt in Erinnerung an 1893 so bezeichnend: „Das Beste, Eure Mutter, kam mittags an.“ Es ist wahr: wo sie erschien, brachte sie etwas Besonderes mit; ihre ganze Persönlichkeit schon wirkte wohlthuend, und wenn sie sprach, fühlte man sich in Gottes Nähe gehoben. Die Heidelberger Jungfrauenfeste waren nicht nur den Beteiligten, sondern auch der von St. Chrischona gekommenen Magd des Herrn besonders lieb.

Eine jetzt im Ruhestand lebende Kinderschwester erinnert sich lebhaft an einige dieser Feststunden und schreibt:

„Die liebe Frau Inspektor Rappard, die man auch eine Mutter in Christo nennen kann, lernte ich in Heidelberg bei einem Jungfrauenfest an Christi Himmelfahrt kennen. Durch ihr freundliches und liebevolles Wesen war ich sofort für sie eingenommen; aber noch mehr wirkte ihr Wort auf mich. Ich kann mich nicht mehr an alles, was jenes Mal besprochen und gesprochen wurde, erinnern; aber ich sehe sie im Geiste, wie sie in der Kapelle zu Neuenheim-Heidelberg stand und über das Wort sprach: ‚Siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hinziehst‘ (1. Mose 28, 15).

Nachdem schon in den vorhergehenden Reden auf eine völlige Hingabe an den Herrn Jesus hingewiesen worden war, suchte sie in ihrem Abschiedswort allen Mut zu machen, sich mit

völligem Vertrauen an ihn zu wenden. „Er geht mit in dein Heim, in die Fabrik, in deine Stellung, in die Kinderstube, wo du hingehst. Er kennt deine Aufgabe, deine Arbeit, deine Verhältnisse, deine Schwierigkeiten, und wenn sie für dich unüberwindlich erscheinen, für ihn sind sie eine Kleinigkeit. Nur daß du, kleiner Mensch, dich selbst und alles, was dich bekümmert, in seine Hände legst und ruhig liegen lässest, bis er alles wunderbar gelöst und hinausgeführt, was dich bekümmert hat.“

Ich ging jedesmal reichlich getröstet und ermutigt wieder zurück in meine Arbeit, und ich glaube, den meisten ging es ebenso; man konnte es den Gesichtern ablesen.“

Zusammenfassend sagt die jetzt alte und schwache Heidelberger Freundin: „Die Feste, die Dora Rappard hielt, waren sehr segensreich. Vielen wurde zurechtgeholfen, und ihre Ansprachen sind heute noch unvergessen. Ein Wort machte mir tiefen Eindruck und blieb mir trotz meines schwachen Gedächtnisses haften, nämlich daß Gerechtigkeit vor Barmherzigkeit kommt.“

Himmelfahrt scheint der beste Tag für Jungfrauenvereinsfeste zu sein. In Adliswil im Kanton Zürich fand eine erste solche von Frauen geleitete Konferenz 1902 statt. Frau Inspektor Rappard hatte die Leitung, war auch die Seele des Ganzen. Der Vorschlag, alle zwei Jahre auf diese Weise zusammenzukommen, wurde mit großem Beifall aufgenommen. So finden wir die Mutter bis zum Jahr 1918 an manchen Himmelfahrtsfesten in Adliswil, jedesmal im Segen wirkend. Bei ihrem letzten Dortsein hat eine Konferenzteilnehmerin versucht, die teure Evangelistin im Bild festzuhalten.

Ähnliche Vereinigungen von Jungfrauen wurden auch in Frauenfeld, Kanton Thurgau, eingerichtet, wo die Chrischona-mutter 1911 und 1913 warme Ansprachen hielt.

Die Tagungen in Adliswil finden unter Fräulein M. Rappards Leitung weiterhin statt, nehmen alle zwei Jahre einen gesegneten Verlauf und sind eine bedeutende Einrichtung im Werk der Pilgermission geworden.

Im schönen, neuen Stadtmissionshaus in Saarbrücken diente im März 1908 die liebe Evangelistin den dortigen Frauen und Jungfrauen. Dicht besetzt war der große Saal, als sie die Sonntagsversammlung hielt. Ihr Text war: Die Samariterin. Wie

Jesus das Verlangen nach ihm weckt, wie er es stillt, wie er das Gefäß reinigt und für den Dienst an andern braucht. — In der Bibelstunde am Dienstagabend war der Zudrang so groß, daß man aus dem kleinen in den großen Saal wandern mußte. Das waren schöne Tage. Ein bleibendes Andenken an den Besuch bildeten die zwei Bibelworte, die Mutter für die kahlen Wände der Einfahrt auswählen half. Sie lauten: „Dein ist das Reich“ und: „Sie werden forschen nach dem Wege gen Zion, dahin sich kehren: Kommt, wir wollen uns zum Herrn fügen mit einem ewigen Bunde, des nimmermehr vergessen werden soll!“ (Jer. 50, 5).

Das Jahr 1908 war besonders fruchtbar im Dienstleben unsrer Mutter. Vom 16. Mai bis zum 15. Juni finden wir sie auf einer Besuchs- und Evangelisationsreise durch Deutschland. Diesmal war es eigenartig schön; denn sie fuhr nicht allein. Heinrich und Dora Rappard zogen gemeinsam aus, um ihrem Meister zu dienen. Die Stationen, an denen sie sich aufhielten, und wo er in öffentlichen und sie in geschlossenen Versammlungen redete, waren: Neustadt, Frankfurt (bei ihren Kindern Simon), Eisenach, Schönberg, Miedowitz, Hausdorf, Marienwerder, Elbing, Heiligenbeil, Bahnau, Königsberg, Zempelburg, Vandsburg, Berlin, Wernigerode, Frankfurt.

So stehen die Orte in Mutters Buch verzeichnet und darüber die Worte:

„Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.“

Es war das erste und einzige Mal, daß Frau Inspektor das Arbeitsfeld der Pilgermission in Ost- und Westpreußen besuchen konnte. Deshalb herrschte auch dort besondere Freude.

Von der luftigen Chrischonahöhe während heißer Augusttage in die Ebene und gar in eine Stadt zu gehen, bedeutet nicht gerade Sommerfrische. Für das Ehepaar Rappard schien es aber doch der Fall zu sein. Mehrmals brachten sie einen Teil ihrer Freizeit in der Villa Sekendorff in Cannstatt zu, um den leidenden Gästen und den vorstehenden und dienenden Geschwistern Erquickung und Stärkung zu bringen. An sich selbst dachten sie nicht, waren aber wie Bäume, gepflanzt an den Wasserbächen, die ihre Frucht bringen zu ihrer Zeit, und ihre Blätter verwelken nicht, und was sie machen, das gerät wohl.

Im Herbst 1908 folgte Frau Rappard einer Einladung der Herzogin Wera von Württemberg, um in ihrer Villa bei Stuttgart besonders dazu eingeladenen Freunden und dem Hauspersonal Bibelstunden zu halten. Inneres Verständnis und Einssein im Herrn verband die beiden Frauen; doch mag dieser Dienst ihr nicht ganz leicht geworden sein, wie folgende Verse, die sie vor der Reise schrieb, andeuten:

„Wenn du mich sendest, will ich gehn,
getrost und ohne Bangen.
Auf deine Augen darf ich sehn,
an deinem Munde hangen.

Wenn du nur mitgehst, Heiland mein,
dann brauch' ich nicht zu zagen;
denn meine Kraft ist ganz allein,
im Herzen dich zu tragen.

Wenn du mir gibst das Lebensbrot,
dann kann ich's andern bringen.
Dir steh' ich freudig zu Gebot. —
Herr, hilf! Laß wohlgelingen!“

Dem Herrn sei Dank, daß seine Magd in verschiedenen Kreisen, bei hoch und niedrig Eingang fand und seinen Namen verherrlichen durfte!

Viele Chrischonabrüder hatten das Vorrecht, ihre geehrte und geliebte Mutter in ihren Evangelistenhäusern zu empfangen, und auch andern Rufen folgte sie gern. In der deutschen und französischen Schweiz, im Elsaß, in der Pfalz und in Hessen machte sie Besuche. Überall hinterließ sie Segensspuren. Eine Schwester drückt sich so aus: „Sie war eine gottgeweihte und geheiligte Persönlichkeit; darum machte auch das Wort auf alle heilsverlangenden Seelen so tiefen Eindruck.“

Ihr Herz voll Liebe konnte auch heiligen Ernst walten lassen, wenn Gottes Geist sie so führte, und um Frau Rappards Evangelistendienst nach jeder Seite hin zu beleuchten, sei folgende Erinnerung aus einer Ansprache mitgeteilt:

„Der Text war Hebräer 12, 29: ‚Unser Gott ist ein verzehrendes Feuer.‘ Zuerst stellte sie die in Jesu geoffenbarte Liebe Gottes hell vor unsre Augen; dann ging sie mit markigen Worten über zu dem Ernst und der Heiligkeit unsers Gottes. Sie bat,

doch schon hier alles verzehren zu lassen, was seine Flammenaugen nicht sehen können, und schloß mit dem Textwort in solch heiligem Ernst, daß mich heute noch ein leises Beben durchläuft, wenn ich der Stunde gedenke.“

Bei all ihrem Wirken im Reich Gottes, daheim und draußen, blieb Dora Rappard ungemein natürlich. Ohne Scheu nahte man sich ihr. Alles konnte mit der mütterlichen Freundin besprochen werden. Sie freute sich mit den Fröhlichen — eine Kunst, die nicht viele verstehen — und litt mit den Traurigen. Ihre Weiblichkeit wob einen Duft um sie, der äußerst anziehend wirkte.

Selten sah man sie untätig, auch auf Reisen nicht. Fast immer hatte sie eine Handarbeit bei sich. Eine hessische Evangelistenfrau war einst höchst erstaunt, Frau Inspektor strickend zu finden, als zwischen den Versammlungen eine längere Pause war. Sie gab ihrer Empfindung Ausdruck, worauf der liebe Gast, der eben noch in so beredten Worten vom Herrn gezeugt hatte, erwiderte: „Es ist mir eine Ehre, meinem Mann Strümpfe stricken zu dürfen.“ Zog die Handarbeit sie aus den Höhen der Intelligenz und geistigen Betätigung auf die Niederung der Erde herab? Keineswegs. Mutter wußte, daß jeder Dienst, sei er auch äußerlich gering, geadelt wird, wenn man ihn als dem Herrn tut. Auch betonte sie immer wieder, daß es für eine Frau, die Gott in besonderer Weise zum Lehr- und Zeugendienst berufen habe, eine Bewahrung sei, wenn sie auch ihre Hände rege. Sie hat es jedenfalls je länger desto mehr getan, und es gewährte ihr Freude und Befriedigung.

Kolosser 3, das Kapitel, „das im Himmel anfängt und in der Küche endigt, das man eigentlich von hinten nach vorn lesen sollte“, war ihr überaus wichtig. Diejenigen, die nach dem 23. Vers *alles*, was sie tun, von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen tun, das sind auch die, denen die kostbaren ersten Verse gelten: die mit Christo auferstanden sind und suchen, was droben ist, da Christus ist.

Wie war Mutter so dankbar, daß, als sie nicht mehr reisen konnte und auch die Basler Bibelstunden aufgegeben werden mußten, ihr auf St. Chrischona selbst ein reiches Arbeitsfeld blieb, das sie in Treue bebaute, bis der ewige Feierabend anbrach! Diese ihre gesegnete Tätigkeit, besonders unter den Bewohnern des Hauses „Zu den Bergen“, wird an anderer Stelle

erwähnt. Die letzte Bibelstunde, die unsre Mutter dort hielt, und von wo ihre müden Füße sie kaum mehr heimtrugen, war bei Anlaß der ersten Konferenz unsrer Predigerfrauen auf St. Chrischona.

Am Begrüßungsabend hatte sie über das Wort „Gehilfin“ gesprochen. Ihre Notizen dafür waren:

„Gottes Bestimmung für die Frau im allgemeinen, auch in sozialer und geistlicher Weise. Ganz besonders in unsrer Stellung gilt es, daß eine jede sei:

1. Gehilfin im *Leben*. Wie wichtig! Unsern Teil der Arbeit treulich tun. Erziehung 1. Petrus 3, 4 ausleben. Vorbildlich sein.
2. Gehilfin im *Tragen*. Geteilte Freude, doppelte Freude, geteilter Schmerz, halbiertes Schmerz.
3. Gehilfin in der *Arbeit*. Zuverlässiges Abnehmen gewisser Pflichten, sowohl im Haus als in der Gemeinschaft.
4. Gehilfin im *Gebet*. Großes Vorrecht. Ein schöner Hochzeitstext ist Matthäus 18, 19.

Etl**iche** sind unter uns, die ledig oder Witwen sind. Sollen sie zu kurz kommen? O nein, sie dürfen (wie die Gattinnen auch) Gehilfinnen Jesu Christi sein.“

Und an jenem letzten Tag, dem 20. Juni 1923, nahm die bald Einundachtzigjährige als Text Markus 14, 8: „Sie hat getan, was sie konnte.“ Ihre schriftliche Vorbereitung für diese heilige Stunde sei hier unverändert wiedergegeben:

„Markus 14, 1—9.

Diese Geschichte ist unauflöslich verbunden mit der Leidensgeschichte unsers Herrn. Das hat er vorausgesagt und gewollt. Maria hat das wunderbarste Zeugnis aus Jesu Mund bekommen, das eine seiner Mägde bekommen kann. — Was hat sie denn getan?

1. Sie hat ihren Herrn *geliebt*. Das ist das Wichtigste. 1. Korinther 13. Was nicht aus der Liebe kommt, hat wenig Wert. 1. Korinther 16, 22. O wieviel von dem, was wir Dienst heißen, ist einfach Selbstsucht! Wie wenig habe ich in meinem langen Leben wirklich aus reiner Liebe getan! Ach, mein Herr Jesu, wenn ich dich nicht hätte!

2. Ihre Liebe trieb sie zum *Opfer*. Das Köstlichste, Teuerste, was sie besaß, gab sie hin. Nardenwasser. Merkwürdige Wechselwirkung zwischen Liebe und Opfer. Je mehr Liebe, desto mehr treibt es zum Opfer, und je mehr man opfert — namentlich ganz verborgen —, desto mächtiger wächst die Liebe. Opfer seiner selbst.
3. Wahre Liebe *tut*, was *sie kann*. Nicht immer etwas Großes und Auffälliges. Es sind oft ganz kleine Dinge, kleine Aufmerksamkeiten, Hilfeleistungen. Gaben. Sozialwerk (Gefahr, aber Berechtigung). Die Liebe lehrt. Wer lehrt eine Mutter die tausend kleinen Dienste tun, die ein Kindlein erfordert? Die Liebe. Rat und Hilfe tun ja auch gute Dienste; aber der Hauptlehrmeister ist die Liebe.
4. Wo hat Maria diese Liebe bekommen? Wie bekommen wir sie? Zu Jesu Füßen. Lukas 10, 39. Im Verkehr mit ihm durch Glauben. Johannes 11.

Dort wollen wir schöpfen, lernen, holen, abschneiden, was hindert. Römer 5, 5 sei unsre selige Erfahrung!

Immer mehr lieben!“

O Mutter, auch du hast bis zuletzt getan, was du konntest!

Ihre Vorbereitungsweise

In einem Fach ihres alten Schreibtisches hat Mutter uns etwas Köstliches hinterlassen: Büchlein und Blätter, die ihre schriftlichen Vorbereitungen und Notizen für ihre Ansprachen enthalten.

Auch auf diesem Gebiet verließ sie sich weder allein auf Gottes und seines Geistes wunderbare Hilfe noch auf ihre eigene Begabung. „Bete und arbeite!“ war ihr Motto. Was ihre Zuhörerinnen in verschiedenen Gauen als durchdachte, abgeklärte Wortverkündigung empfangen, war eine Frucht vorangegangener, tiefgründiger Arbeit. So durchdrungen sie davon war, daß nur durch den Heiligen Geist ein Werk in den Seelen geschehen könne, daß sie selbst 1. Johannes 2, 20: „Ihr habt die Salbung von dem, der heilig ist, und wisset alles“ jedesmal neu erfahren müsse, so klar war ihr auch die Wichtigkeit ernster Vorbereitung.

Aus den gesegneten Büchern „In der Felsenkluft geborgen“ (Nachklänge aus Bibelstunden) und dem Andachtsbuch „Sprich Du zu mir!“ kann man Dora Rappards Art, zu sprechen, kennen-

lernen, und wer sie selbst gehört hat, wird es nie vergessen. Aber es bereitet gewiß manchen eine Freude, in diesem ihrem Lebensbild einige Dispositionen für ihre Ansprachen zu finden. Aus dem Reichtum holen wir hervor:

I.

Römer 8, 1: „*So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind.*“

Kolosser 1, 27: „*Der herrliche Reichtum des Geheimnisses, welches ist Christus in euch.*“

Zwei Wahrheiten oder vielmehr eine große Doppelwahrheit. Wir finden sie schon verbunden in dem eigenen Wort Jesu: Joh. 14, 20.

Diese beiden herrlichen Wahrheiten gehören zusammen.

*Ich in Christus,
Christus in mir.*

1.

Das erste kommt zuerst. Von Natur sind wir nicht in Christus, sind in der Welt, der Sichtbarkeit, der Sünde. O, da sind wir nicht geborgen! Wenn Unglück kommt, wenn der Tod kommt, oft schnell und unerwartet, da sind wir nicht geborgen, nicht verhüllt, sondern die Seele steht nackt und unverhüllt vor dem heiligen Gott.

Nur in Christus sind wir geborgen wie die Taube in der Felsenkluft, wie Noah in der Arche, wie der vom Bluträcher Verfolgte in der Freistatt.

2.

Aber das ist erst die eine Hälfte des Heils. Die andre Hälfte ist: Christus in mir. Es ist so schade, bei der Hälfte stehenzubleiben, wenn man alles haben könnte. *Jesus in mir*. Hilfe gegen die Sünde. Der in euch ist, ist stärker, denn der in der Welt ist.

Hilfe in der täglichen Aufgabe. Ich kann nichts ohne dich; aber du kannst.

Hilfe in Krankheit und Leiden. Heilung und Kraft strömen oft dem Leibe zu, wenn wir uns völlig öffnen.

Hilfe im Zeugnis für den Herrn. Nicht nur: Hilf mir!, sondern: Mach du alles! Brauche du mich!

Wir gehen der Pfingstzeit entgegen. O strecken wir uns sehrend aus nach der höchsten Gabe, und damit er in uns wohnen könne, fliehen wir in ihn!

II.

1. Petrus 1, 18. 19: *Ihr seid erlöst.*

Die schwarzen „Jubiläumssänger“, die zum Andenken an ihre Befreiung aus der Sklaverei von Amerika nach Europa kamen und ihre Weisen vortrugen, sangen besonders ergreifend das Lied: „Ich bin erlöst.“ Auch wir singen von dieser Tatsache, und Gott sei Dank, daß wir es können! Aber ich habe neulich eine gar andre Note gehört, das Wort Nietzsches: „Erlöster müßtet ihr aussehen, ihr Erlösten, wenn man an euren Erlöser glauben soll.“ Ein schreckliches Wort! Es ist zwar kein korrektes Wort. Ein Sohn kann seinen Vater rühmen, wiewohl er noch lange nicht ist wie er. Man nennt ein Kunstwerk nicht unecht, weil niemand es nachmachen kann. Jesu Leben, wie es in den Evangelien geschildert ist, ist so prächtig, daß man an ihn glauben kann, auch wenn niemand ihm ähnlich würde. Und wir haben eine Wolke von Zeugen, die erlöst worden sind und in Heiligung und Sieg gewandelt haben.

Aber dennoch, das Wort des Christusfeindes soll uns zu Herzen gehen; denn es enthält viel Wahrheit. Wie vieles sieht die Welt an uns, was wirklich noch zu dem Wesen der Welt und der Sünde gehört! Wieviel Selbstsucht herrscht noch unter den Gläubigen! Wieviel geheimer Neid, wieviel Afterreden, wieviel Übelnehmen! Wie lange geht es, bis wir ganz wahr sind in unserm ganzen Wesen! Wie leicht flammt noch der Zorn empor! — Nur zu oft drücken wir ein Auge über uns selbst zu. Aber Gott sieht es, und unsre Mitmenschen sehen es auch, stoßen sich daran und könnten mit Recht fragen: Von was seid ihr denn erlöst, ihr Erlösten? Aber diese Gedanken sollen einen praktischen Nutzen bringen.

1. Prüfen, beugen, demütigen.

2. Nicht den Mut verlieren. Christus ist ein Erlöser. Glauben heißt siegen.

3. Durchhalten.

Beispiele:

- a) Ein junger Theologe sieht den heiligen Wandel seiner Verwandten und wird gläubig.
- b) Ein Chinese: Ich habe Jesu Lehre gesehen.

III.

Matthäus 1, 22. 23: *Immanuel. (Zu Neujahr.)*

Gott mit uns! Herrliches Wort! Allumfassendes Wort! Nicht bloß ein Wunsch, sondern eine Tatsache. Es ist erfüllt.

Gott mit uns! Und doch ist dies für viele nur ein leeres Wort. In jener Nacht, als es sich erstmals erfüllte, wußten es die wenigsten. Sie schliefen. Sie beachteten es nicht. Und heute noch, da der Herr durch seinen Geist immer noch da ist und immer wieder kommt, achten es viele nicht, schlafen, sind gleichgültig.

O meine Lieben, wem es einmal aufgegangen ist, was in dem Wort Immanuel liegt, der ist ein glücklicher Mensch! Warum gibt es Herzen, die Frieden haben in allem Streit und aller Unruhe? Immanuel! Gott ist in mir. Warum kann einer singend durchgehen durch das Tal der Todesschatten? Hören wir die Antwort: *Du bist bei mir!*

Was müssen wir machen, damit auch wir zu Beginn dieses Jahres freudig antworten können auf jede Frage, auf jede Sorge: Immanuel!?

1. Wir müssen diese Tatsache, daß Immanuel da ist, von Herzen *glauben*.
2. Wir müssen ihm nahen und die Sünde entfernen, die ihn hindern muß.

Wir können sie ja nicht entfernen; das ist seine Sache, wie uns sein anderer Name sagt. Aber wir können sie ihm bringen, sie durchaus nicht mehr wollen.

Wenn wir in diesen beiden Dingen aufrichtig sind, dann kann keine Macht auf Erden oder in der Hölle uns von Jesu scheiden. Er streckt dir die Hand entgegen. O lege die deine darein!

Und jeden, jeden Morgen erfasse aufs neue seine Rechte!
Immanuel. Gott mit mir.

IV.

Jesaja 32, 17. 18.

Friede! Friede! Danach sehnt man sich. Er ist das höchste Gut. Jesus faßte alles zusammen in das Wort: In mir habt ihr Frieden.

Wie kommen wir dazu?

Unser Textwort sagt es uns: Friede ist die Frucht, die Wirkung der *Gerechtigkeit*. Wer Frieden sucht, der suche nach Gerechtigkeit!

Was ist Gerechtigkeit?

Erste oberflächliche Antwort: Wenn man recht tut, so gut man's kann. Aber, o wie gering ist das!

Zweite Antwort, auch oberflächlich: Wenn man sich Christi Gerechtigkeit aneignet, dann ist alles richtig. Und da will man das schöne Ehrenkleid anziehen über alle Unreinigkeit.

Nein, nein, die Gerechtigkeit ist mehr als das! Wer gerechtfertigt werden will, muß gerichtet werden. Wer begnadigt werden möchte, muß verdammt worden sein.

1. Korinther 11, 31. 32.

Gott ist voll Erbarmen, voll Liebe; aber er ist durch und durch gerecht. Gerechtigkeit ist seines Stuhles Festung. Nicht fünf gerade sein lassen. Nicht ungefähr, sondern auf Heller und Pfennig zurückzahlen. Alles, alles ans Licht! Vors Gericht müssen wir, wenn nicht hier, dann dort. O, besser hier in der Gnadenzeit!

Gerichtsszene: Der heilige, gerechte Gott mit Augen wie Feuerflammen, aber doch voll Liebe. Vor ihm steht der Sünder, verklagt von seinem bösen Gewissen, verklagt vom Satan, überführt vom Heiligen Geist von der Sünde, der Sünde in Gedanken, Worten und Werken.

Hast du das getan? Ja. Und das? Ja. Ja, es ist nichts Gutes an mir, ich bin ganz unrein, ganz bankrott. Dann tritt Jesus herzu. Der Sünder klammert sich im Glauben an ihn, und Jesus spricht: Ich habe deine Schuld getragen, gebüßt und in die Tiefe des Meeres versenkt. Du bist frei. Und vor dem ganzen Gerichtshof heißt es: Der Sünder ist gerechtfertigt.

Diese Gerechtigkeit dringt auch ins Leben. Wer wirklich seine Sünde erkannt und Vergebung erlangt hat — denn die

Gnade ist nicht ein Pflaster, das zudeckt, sondern herauszieht —, der ist dann auch gerecht. Er haßt die Sünde. Und dieser Gerechtigkeit Frucht ist Friede. Da wohnen wir in Häusern des Friedens, ja mehr: Das Friedenshaus ist er.

V.

Galater 6, 14: *Es sei aber ferne von mir, rühmen, denn allein von dem Kreuz unsers Herrn Jesu Christi.*

Was bedeutet das Kreuz Jesu Christi *mir*?

Es gibt viele, denen das Kreuz Jesu tatsächlich nichts bedeutet. Sie gehen achtlos daran vorbei.

Andre gibt es, denen es wenigstens etwas bedeutet, etwas Mystisches, Sentimentales, ein Zeichen, einen Ort, einen Schutz, zu dem sich das Herz oft in unbestimmter Weise hingezogen fühlt.

Aber es gibt solche, denen das Kreuz Christi alles bedeutet; denn es bezeugt ihre Erlösung von allem Bösen und ihre ewige Verbindung mit Gott, ihrem Heiland.

1. Das Kreuz steht zwischen dem Gläubigen und seiner Sünde.
2. Das Kreuz scheidet den Gläubigen von der Welt, nicht nur durch äußere Vorschriften, sondern durch innere Mahnungen.
3. Das Kreuz befreit von der Knechtschaft des alten Wesens.
4. Es verbindet alle, die seinen Segen kennen.
5. Das Kreuz in seiner tiefen Bedeutung ist die Hauptbotschaft des Lebens an die Welt.

Was ist das Kreuz Christi mir? Ist es nichts? Ist es etwas? Ist es alles?

*

Auch einige von Mutters Aussprüchen und angewandten Beispielen sollen in zwangloser Reihenfolge hier ihren Platz finden: Fruchtbringen ist keine Liebhaberei; es ist heilige Pflicht.

Was nicht den Heiland verherrlicht, ist tot, und hätte es noch soviel Edles an sich.

Ein Mädchen wurde gefragt: „Weshalb zankst du nie mit deiner Schwester, da du doch so zanksüchtig bist?“ Antwort: „Ich stoße nie auf ihr eigenes Ich, immer nur auf Jesus.“

Liebe ist das Signalement des echten Dienstes.

Get righth with God! (Bringe alles zurecht zwischen Gott und dir!)

Dieu aime les chemins ordinaires. (Gott liebt die gewöhnlichen Wege.)

Nur keinen Jordan betreten, ehe der Herr uns hineinschickt!

Ich habe mir vorgenommen, nie durch eine selbstgeöffnete Tür zu gehen, aber gehorsam durch jede, die der Herr vor mir öffnet.

Friede ist ein seliges Gefühl hergestellter Ordnung im Innern, die wieder auf den Nordpol gestellte Magnetnadel.

Friede und Sorge sind Antipoden.

„Welt“ ist jedes sündliche Verlangen nach Befriedigung dessen, was nicht himmlisch ist.

Im Leiden wollen wir nicht fragen: Wie kann ich's loswerden?, sondern: Was soll es mir nützen?

Fast jede Hanna hat ihre Peninna (1. Sam. 1, 6). Geben wir acht, daß wir keine Peninnas seien!

Wenn unserm Leben die Freundlichkeit fehlt, so ist es wie eine Rose ohne Duft. Haben wir nicht etwa schon gemeint, die Freundlichkeit sei nur so eine Art Dessert?

Und wär's des Tages zehntausendmal, überwinde!

Es ist das Thermometer des christlichen Lebens, *wie* man den Tadel erträgt. (Beispiel von der ordnungsliebenden Schwester, die einer andern sagt, sie könne ihre Unordnung nicht mehr ertragen. Antwort: „Danke, daß du so lange mich in Geduld ertragen hast!“)

Je näher ein Kind seinen Eltern steht, um so mehr wird es durch jedes Schuldgefühl an ihr Herz getrieben.

Der einzig Unentbehrliche hienieden bist du, Jesus, allein!

Im Zusammenhang mit Mutters evangelistischer Tätigkeit darf nicht unerwähnt bleiben, daß sie auf St. Chrischona und auswärts stets mit Verlangen und Freude an Andachten, Predigten, Evangelisationsversammlungen und Konferenzen teilnahm. Sie, die selbst so beredt vom Herrn zeugen konnte, versäumte nie die Gelegenheit, die Wortverkündigung anderer zu hören. Demütig lauschte sie den Rednern und war glückselig, wenn sie Segen, neue Anregung und innere Kraft empfing.

Der Anfang dieses Kapitels führte in Mutters Allerheiligstes hinein, in ihre Gemeinschaft mit Gott in seinem ewigen Wort. Dann lernten wir sie kennen als Seelsorgerin, als Führerin zu

Jesus. Und zum Schluß wird uns erlaubt, ihre tiefste und höchste Wissenschaft, die sie zu allem Dienst befähigte, und die wir wohl ahnen, aber doch nicht ganz erfassen konnten, in unsern Geist aufzunehmen:

Ihre Theologie

Den wertvollen Beitrag verdanken wir der Feder ihres Schwiegersohnes, Pfarrer Otto Simon in Bochum:

Im Namen vieler Tausender, die im Dienst am Wort, den unsre Mutter schriftlich und mündlich geübt hat, gesegnet sind, möchte hier einer, der durch sie auch sonderlich gefördert ist, einen Kranz dankbarer Erinnerung auf das Grab der seltenen Frau niederlegen.

Die innersten Fähigkeiten, die ihr zu ihrem schönen Dienst zu Gebote standen, waren ja natürlich unmittelbare Gnadengaben ihres himmlischen Vaters, von denen am Schluß noch die Rede sein soll. Die mittelbaren Werkzeuge verdankte sie den gottgefühten Umständen ihres eigenartigen Lebensganges. Der Ort, an dem die reichbegabte Bischofstochter heranwuchs, war mit seinem Völker- und Sprachengemisch auf der einen Seite und mit seinen gewaltigen Erinnerungen auf der andern Seite wie kein anderer geeignet, ihr das Ohr zu öffnen für die so verschiedenen Sprachen der Menschen und die eine Sprache Gottes. Ihre Schulbildung, behindert durch die Umstände und nach Möglichkeit nachgeholt von elterlicher Treue, gab ihr natürlich lange nicht die vielseitigen Anregungen wie in heutiger Zeit. — Das junge Geschlecht sollte mit viel mehr Dankbarkeit diese Möglichkeiten ausnützen. — Aber ein unermüdlicher Fleiß in der Ausnützung aller Gelegenheiten, ein bis in ihr Alter fortgesetztes selbständiges Forschen, Sammeln und Suchen brachten sie schon in jungen Jahren zu einem bemerkenswerten Wissen und einer umfassenden Bildung. Das arabische und türkische Idiom, das an ihr Ohr schlug, und besonders die innere Nötigung, schon früh den Frauen in Palästina und nachher an der Seite ihres Gatten den Frauen und Mädchen Ägyptens das Wort des Lebens mitzuteilen, wiesen sie in die Ursprache des Alten Testaments, in der ihr ehrwürdiger Vater ganz zu Hause war.

Das hat ihr den Weg gebahnt zu manch feinem Verständnis alttestamentlicher Gottesweisheit. Ihre Begabung für Sprachen überhaupt half ihr auch beim Studium des Neuen Testaments zum gründlicheren Erfassen seines Inhalts. Ihre eigentliche Muttersprache oder wenigstens die Sprache ihrer Kindheit, das Englische, gab ihr den Einblick in die reiche und doch sehr treffliche Literatur dieses Volkes, besonders auch auf populär-theologischem Gebiet. Bis in ihr hohes Alter hinein blieb sie eine eifrige und dankbare Leserin der englischen christlichen Zeitschriften. Da auch die oft so feinsinnigen, formvollendeten theologischen Arbeiten des französischen Sprachgebiets ihr durch die intime Kenntnis dieser Sprache offenstanden, braucht man nicht lange zu fragen, wo die eigenartige Ökumenizität ihrer Kenntnisse und Erkenntnisse herkam, die in ihren Schriften sowohl wie in ihren Ansprachen so wohltuend hervorleuchtet. Wenn man nun bedenkt, daß dieser so gebildete Geist, im Land der Bibel aufgewachsen, in einem tieffrommen Elternhaus genährt, durch eine tiefgründige Wiedergeburt aus dem Geist Gottes mit ihm in ein ganz persönliches Verhältnis gesetzt, das Studium dieses Gotteswortes als Herzessache für sich und seine Umwelt ausmünzt, dann muß ja eine respektable theologische Arbeit herauskommen, die selbst die zünftige Wissenschaft zur Anerkennung zwingt. So ist es in der Tat; ihre Schriften und mündlichen Zeugnisse bestätigen das mannigfach.

Ein kurzes Wort über die Exegetin. Die Exegese ist ja der Schlüssel, der das Heiligtum biblischer Wahrheiten aufschließt. Diesen Schlüssel handhabte sie meisterhaft. Ihr Lehrmeister in dieser Kunst war die Liebe zur Wahrheit, schließlich zu dem, der diese Wahrheit in sich befaßt. Ihr Vorrecht als „Theologin nach dem Geist“ benützend, ließ sie all den Streit der Theorien, mit denen sich die zünftigen Theologen abgeben müssen, beiseite, verstand es aber sehr wohl, sich die kostbaren Wahrheiten, die als Ergebnisse jener Kampfesarbeit heraussprangen, zu eigen zu machen und in wohltuender Form darzubieten. Ein sicheres Taktgefühl und eine heilige Wahrheitsliebe, Eigenschaften, die aus ihrem äußerst intensiven Umgang mit der Schrift erwachsen, bewahrten sie davor, sich in Einseitigkeiten und Überschwenglichkeiten zu steigern, in die gerade geistliche Schriftstellerinnen nicht selten hineingeraten. Ihre in strenger

Selbstzucht herangereifte Geistesart gab dem Gefühlsleben sein gebührendes Recht, ohne dem willengestaltenden Denken seine ihm in der theologischen Darbietung zukommende Vormachtstellung irgendwie zu verkümmern. Die äußerst glückliche Harmonie inneren Lebens, die alle ihre Schriften so anziehend und erwärmend durchströmt, ist ein Abglanz der Harmonie ihrer Persönlichkeit, zu der sie gelangt war, und die sie in ernster Lebensarbeit unter viel Umgang mit Gott in sich ausgestalten ließ. Es wäre sehr verkehrt, anzunehmen, sie habe in einem gewissen Selbstbewußtsein mit ihren reichen Gaben die Menschen beglücken wollen. Nie hat sie sich zum Reden oder Schreiben gedrängt; sie hat vielmehr in der rechten Weiblichkeit, die allezeit die höchste Zierde ihrer Persönlichkeit gewesen ist, auf Anregung gewartet, bis sie es gewagt hat, hervortreten. Ihre „Nachklänge aus Bibelstunden“, die unter dem Titel „In der Felsenkluft geborgen“ erschienen sind, entstanden auf dringenden Wunsch der Zuhörerinnen, und von ihrem weitverbreiteten Andachtsbuch „Sprich Du zu mir“ sagt sie selbst, sie hätte sich nicht daran gewagt ohne bestimmte Anregung. So ist es denn nicht verwunderlich, daß ihre die Bibel auslegenden Schriften eine abgeklärte Reife enthalten; aus dem wohlverstandenen Zusammenhang eines Ganzen heraus erfaßt, dringen sie bei aller Kürze in die Tiefen des behandelten Gotteswortes ein und reichen es in willenschärfender Anwendung dem Andächtigen so dar, daß er, nach mehr verlangend, den Quell dieser Weisheit aufzusuchen sich gedrungen fühlt. Der Versuchung, der manche Schreiber von Andachtsbüchern erliegen, daß sie an ein Bibelwort eigene religiöse Weisheit anhängen, entschlägt sich die Exegetin; sie legt aus, nicht ein und unter. Man vergleiche nur zur Bestätigung die Andachten der ersten beiden Juniwochen. Wer Dora Rappard als Exegetin kennen und schätzen lernen will, der lese einmal das Kapitel Kolosser 3 aus „In der Felsenkluft geborgen“.

Der für einen biblischen Exegeten notwendige historische Sinn eignete unsrer Mutter in hohem Maße und ist so oft für ihre Meinung und EntschlieÙung entscheidend gewesen. Geniale Naturen setzen sich wohl über geschichtliche Bindungen und Zusammenhänge hinweg, sie ließ der Geschichte ihr Recht. Ob ihr das bischöfliche Haus, dem sie entstammte, den Geschmack am

Historischen vermittelt hat? Sie besaß ihn jedenfalls in ausgesprochener Weise. Wenn andre nicht soviel Wert darauf legten, ihr war es mehr als ein lieber Gedanke, wenn sie Chrischona, der Ort ihrer späteren Lebensarbeit, mit dem Missionshaus in Basel durch die Personalunion, die in der Person des ehrwürdigen Spittler beide Häuser verband, auch zum Ausdruck brachte und pflegte. Die Rechte der historischen Kirchen, die ja manchmal und naturgemäß in der Chrischonaarbeit zur Diskussion standen, konnten jedenfalls bei ihr auf ein besonderes Verständnis rechnen. Wir glaubten, in der Darstellung diesen Zug nicht übergehen zu sollen, wo es sich um die Würdigung des Theologischen in ihrer Persönlichkeit handelt. Das köstliche Buch „Lichte Spuren“ ist wohl der reinste, ihr von vielen verdankte Ertrag dieser Seite ihres fein schwingenden Wesens geworden.

Aber mit dem allein ist die Hauptsache, um die es sich in diesem Zusammenhang bei Dora Rappard handelt, noch nicht berührt. Das eigentliche Gepräge hat doch auch ihrer christlichen Persönlichkeit wie so mancher andern jenes eigenartige Erlebnis gegeben, das man mit dem Namen der Heiligungsbewegung zusammenzufassen pflegt. Die gewaltigen Glaubensversammlungen, die Pearsall Smith 1875 in Brighton zusammenrief, sehen auch unsre Mutter an der Seite ihres Gatten unter den Teilnehmenden. Die Lehre war, daß durch völlige, rückhaltlose Übergabe an den Herrn dem Gläubigen augenblicklich eine derartige Glaubensenergie zuteil werden könne, daß er zu der bereits in seinem Besitz befindlichen Rechtfertigung durch den Glauben, wie die Reformation sie gelehrt habe, auch die „Heiligung durch den Glauben“, wie die neue Formel geprägt wurde, empfinde. Es sei damit ein Maß des Sieges über die Sünde gegeben, das seine Grenze eben nur im Glauben finde: bei völligem Glauben völlige Befreiung, bei halbem Glauben halber Sieg. Smith ging kühnlich weit in seinen Behauptungen, man könne kraft des reinigenden Blutes „kein Bewußtsein von Übertretungen haben“, und erhoffte, falls von vielen dieser Glaube von Augenblick zu Augenblick festgehalten werde, eine weitreichende Evangelisation, womöglich der Welt. Diese Glaubensparole wirkte damals mit der Kraft eines originalen Neuen ungemein segensreich bis in die weitesten Kreise hinein; eine Siegesfanfare des Glaubens ging in die Welt hinaus. Der Heiland, von dem ganzen Herzen

ergriffen, war wieder eine, ja *die* Macht in den Ergriffenen. Diese Zeit ist die Geburtsstunde der neueren Gemeinschaftsbewegung in Deutschland. Daß auch eine schwärmerische Richtung bis zur Zungenbewegung ihren Ursprung auf diese Zeit zurückführen kann, daß sich Oberflächlichkeiten in der Smithschen Lehre finden, die dann ihren Weg auch in die Theologie des neueren Pietismus hinein gefunden haben, daß sich Bedenkliches eingeschlichen hat, das vor einer gründlichen biblischen Dogmatik nicht bestehen kann, das alles hindert nicht daran, festzustellen, daß dieses ganze Erleben damals vielen etwas ungemein Belebendes brachte, so daß sie jene Zeit als besondere Segenszeit stets gepriesen haben. Auch Dora Rappard hat sich im Geist dem Zeugnis deutscher Theologen angeschlossen, die damals bekannten, „daß ihnen kaum jemals eine solche Förderung in ernster Selbsterkenntnis, Vertiefung in den praktischen Gehalt wichtiger Schriftwahrheiten, herzlicher Bruderliebe, Freudigkeit des Glaubens und des Gebets und Kraft zur Heiligung zuteil geworden ist“. Unter den Unterzeichnern seien nur genannt: Pank, Nindk, D. Wangemann, Dr. Warneck, Müllensiefen, eine Gemeinschaft, deren man sich nicht zu schämen braucht. In „Des Christen Glaubensweg, Blätter zur Weckung und Förderung des christlichen Lebens“, von ihrem Gatten unter ihrer regsten Anteilnahme herausgegeben, fand diese neue Glaubensrichtung ihr Organ in schweizerischen und deutschen Landen, und zwar bei aller entschiedenen Bekenntnisfreudigkeit doch in vollster, heiliger Nüchternheit. Auch den späteren Wirrungen und Überschwänglichkeiten blieb unsre Mutter fern, und wo selbst führende Persönlichkeiten schwankten, bewahrte ihr weibliches Feingefühl auf der Grundlage eines gesunden Glaubenslebens sie vor Irrtum. In der ersten und wohl einzigen Zungenversammlung in H., der sie beiwohnte, sagte sie: „Ich kann ein unangenehmes Gefühl nicht überwinden und kann nicht glauben, daß etwas, das wirklich meinen geliebten Herrn verherrlicht, mir so unsympathisch sein könnte.“ Ihr Standpunkt blieb im ganzen der des gesunden biblischen Pietismus. Seine Engen und Überängstlichkeiten, die bei manchen zutage traten, zeigten sich bei ihr nicht, so daß alle ihre Bücher bis zum „Frohen Alter“ den Standpunkt eines abgeklärten Biblizismus vertreten und in wohlthätigster Weise wirkliches Lebensbrot darboten. Das alles

verstand sie in jener feinen Form darzureichen, die ihr ihre dichterische Begabung zu gestalten erleichterte.

Wenn in diesem Zusammenhang noch auf ihre homiletische Fertigkeit hingewiesen werden darf, so muß gesagt werden, daß die Einteilung ihrer Textbehandlung durchaus schulgerecht, manchmal geradezu klassisch war. Dazu trat die Fähigkeit, ihre Gedanken mit einem beachtenswerten Reichtum von treffendsten Beispielen zu beleuchten, die sie teils ihrem Gedächtnis, teils ihren mit Bienenfleiß hergestellten Aufzeichnungen entnahm. Als eine ganz eigenartige Gabe sei noch ihr Passionsbüchlein „Die heilige Woche“ erwähnt, bemerkenswert einmal als ein beachtenswerter Versuch einer Harmonistik der Leidensgeschichte, dann aber auch als ein Beweis für die treffende Art, in der sie durch die eingestreuten Liederverse das Gewissen des Lesers zu treffen verstand.

Wenn man endlich bedenkt, daß hinter all diesem Arbeiten und Wirken eine durch ihren Herrn lebensvoll ausgestaltete, geheiligte, ganz dem Dienst hingeebene Persönlichkeit stand, dann begreift man die kraftvollen Ewigkeitswirkungen, die von dieser echten, ihre Weiblichkeit niemals verleugnenden Frau ausgegangen sind.

Die Dichterin

Kann man etwas beschreiben, das nicht greifbar und kaum in Worte zu fassen ist? Die Entwicklung vom zarten Kindesalter hin zur Reife einer Gattin und Mutter läßt sich leichter darstellen als der innere Werdegang einer Seele. Aber auch da können wir ein stufenweises Wachstum erkennen und vielleicht schriftlich festlegen. Das Moment jedoch, das einen Menschen zum Dichter macht, ist einfach nicht zum Ausdruck zu bringen.

Dora Rappard wurde nicht eine Dichterin; sie war es. Das Kindlein vom Meeresstrand auf Malta barg einen Schatz in seiner kleinen Seele, der sich im Lauf der Jahre in solcher Schöne und Reinheit verklärte, daß er nicht verborgen bleiben konnte. Tausende haben sich daran erfreut, und viele sind dadurch dem Herrn der Herrlichkeit näher gekommen. Denn von ihm hat sie die Gabe empfangen, und für ihn wollte sie singen und spielen in ihrem Herzen.

Ein äußerst schlichtes Buch enthält die ersten Gedichte, die aufgeschrieben worden sind. Damals war Dora vierzehn Jahre alt. Ihrer Umgebung entsprechend, gab sie ihren Empfindungen in englischer Sprache Ausdruck, so daß wir leider keines der feinen Lieder hier bringen können. Sie besingt den Ölberg, den sie liebt, weil Jesus hinaufgezogen war, um zu beten; Frühvollendeten ruft sie Worte der Himmelshoffnung nach; einem Kindlein erfleht sie zur Taufe Gottes Segen; es erklingt ein Weihnachtslied; Anbetung steigt zum Herrn empor, dazwischen Bitte um Kraft und Trost. In jungen Jahren schreibt sie ein Gedicht, das die Überschrift trägt: Rechtfertigung und Heiligung. Dann finden wir Naturschilderungen, Geburtstagslieder, Klänge aus dem Familienleben. Zum Beispiel wird das liebe, alte Klavier besungen, an dem sie und ihre Schwester geübt haben, bis es fast keinen Ton mehr von sich gab, und das nun einem neuen Instrument Platz machen sollte. Dann ist's ein Heimwehlied, das sie anstimmt, ein Sehnen nach dem himmlischen Jerusalem, nach Vollkommenheit. Es sind der Dichtungen so viele, daß wir sie

nicht weiter aufzählen können; wir sehen nur, daß Dora singen mußte, weil sie nicht anders konnte.

Als sie im Jahr 1859 öfters leidend war, durfte sie mit einer befreundeten Familie zur Erholung nach dem Karmel ziehen. Vier Wochen verbrachte sie im Kloster auf der luftigen Höhe. „Es war wunderschön“, schreibt sie, „unendliche Ahnungen und dichterische Begeisterungen hoben meine Seele. Vor lauter zitternder Empfindung brachte ich oft kein Wort hervor. Eine Freundin sagte mir einmal, sie habe eine solch hohe und ideale Auffassung von der Dichtkunst, daß sie lieber gar nichts zu schreiben versuche, als etwas Geringes zu leisten. Das leuchtete mir ein, und ich dachte: so willst du es auch halten. Aber es ging nicht. Das Vöglein muß singen, wenn es auch keine Nachtigall ist, und ich mußte ab und zu den Empfindungen Ausdruck verleihen, die mich fast erstickten.“

Schon die Lieder des Kindes verraten ein tiefes Seelenleben. Mit 16 Jahren schreibt sie ausnahmsweise ein deutsches Gedicht über die Worte: „Er hat ein Gedächtnis gestiftet seiner Wunder, der gnädige und barmherzige Herr“ (Ps. 111, 4).

Ich will von seinen Wundern singen,
die er, der Mächtige vollbracht;
sein Preis und Ruhm soll weit erklingen
in dieser Welt, die er gemacht.

Dann zählt sie seine Wunder auf, wie sie in der Geschichte seines Volkes verzeichnet sind, und wie die herrliche Natur sie uns vor Augen führt. Ist mit diesen Wundern die Fülle erschöpft? Groß und herrlich sind sie; aber es muß etwas noch Größeres geben:

Dies ist's: Er sandte den Geliebten,
den Sohn, der Leben uns erwarb;
dies ist sein Wunder, hehr und herrlich,
daß Jesus, der Erlöser, starb.

An dieses Wunder will ich denken,
dies Wunder möchten Engel schaun,
in dieses Wunder will ich senken
mein ganzes Herz und ihm vertraun.

Dies Wunder, dieses Gott-Erbarmen,
sei meine Labung, tröste mich.
O Wunder, mich, den ärmsten Armen —
o Wunder, Jesus liebt auch *mich!*

Während eines Aufenthaltes in Jaffa im Juli 1866 erweckten die brausenden Meereswogen in der Seele der Jungfrau ein Gedicht, das bald darauf ohne ihr Zutun abgeschrieben, auf ein Blättchen gedruckt und weit verbreitet wurde. Es heißt: „See-gräschens Bergungsort.“ Unzähligen haben die Verse vom hohen Fels in der schäumenden See und vom kleinen Seegräschen fein und zart wohlthun dürfen. Worte wie diese:

„Und kommen die kalten Wogen auch
und wollen losreißen dich,
so denke nur: ‚Mein Fels ist stark
und klammre dich fest an mich!
Seegräschen drückte die Äuglein zu
und traute dem Felsen blind.
‚Je schwächer ich — je stärker du!‘
So sang das sel’ge Kind.“ —

haben manchem sturmgepeitschten Herzen den Weg zum Retter und durch ihn zur Ruhe gewiesen.

Vom Jahr 1867 an mehren sich die deutschen Gedichte, und nach und nach verschwinden die englischen fast ganz. Warum das?

Es fiel uns beim Ordnen der Bücher unsrer heimgegangenen Mutter ein kleines Testament deutscher Übersetzung in die Hand. Das erste weiße Blatt enthält die Worte:

„Am seligen, unvergeßlichen 22. April 1867, Ostermontag.

Dein Volk ist mein Volk
— deine Sprache meine Sprache —
dein Gott mein Gott!“

Das war’s. Die Wendung, die ihr äußeres Leben nahm, ließ das innere nicht unberührt. Fortan pries Dora in deutscher Zunge ihren Herrn. Die Brautgedichte haben wir an andrer Stelle schon erwähnt. „Du bist unendlich gut“, klang es damals in ihrem Herzen, und so tönte es weiter in Freud und Leid, in Licht und Nacht, in Liebesreichtum und Einsamkeit, in der Flüchtigkeit der Tage bis zur Pforte der Ewigkeit.

Vier Manuskriptbücher, teure Vermächnisse der edlen Dichterin, liegen vor uns. Sie enthalten mehr denn fünfhundert Gedichte und Lieder, deren viele Gemeingut der Christenheit geworden sind. Wenn in einer großen Versammlung das kostbare Lied:

O du Lamm Gottes, du hast auf Golgatha
herrlich gesieget, Amen, Halleluja!

gesungen wurde oder am Sonnabend die erquickenden Worte ertönten:

Der Tag hat sich geneiget,
der Sabbat kommt heran,
die ird'sche Sorge schweiget,
die Arbeit ist getan;

wenn Gotteskinder mit innerem Verlangen das Lied anstimmten:

Es harrt die Braut so lange schon,
o Herr, auf dein Erscheinen

und es betend ausklang: „O komme bald, Herr Jesu!“ — dann tönte in Inbrunst Dora Rappards Stimme durch. Sie vergaß, daß sie die Dichterin der Lieder sei; sie ging auf in dem Verlangen, ihren Heiland zu verherrlichen, und in der Freude, ihre Brüder und Schwestern mitziehen zu dürfen.

Das Lied „Vor meines Herzens König leg' eine Gab' ich hin“ ist eins ihrer bekanntesten und verbreitetsten. Über seine Entstehung schrieb sie ihrem Gatten folgende Worte, die keiner weiteren Erklärung bedürfen: „Diese Verse ‚Völlige Übergabe‘ entstanden in der herrlichen Segenszeit nach Oxford, als ich Dich immer mehr hergeben mußte für den Dienst des Herrn und seiner Gemeinde.“ Der Herr blickte gnädig auf das Opfer und verwandelte es in ungeahnten Segen. — Manche Erinnerungen knüpfen sich an das Lied.

Eine vornehme, alte Generalswitwe suchte Frau Rappard auf. „Ich lese und singe Ihr Lied ‚Vor meines Herzens König‘ mit innerer Bewegung, und es soll auch die Sprache meines Herzens sein“, sagte sie, „aber eines kann ich nicht verstehen. Wie können Sie ‚arm und wenig‘ nennen, was die Hingabe des eigenen Willens bedeutet?“ Demütig erwiderte die also Gefragte: „Exzellenz, mein Wille, mein eigenes *Ich* ist in Wahrheit etwas Armes und Geringes gegenüber der Macht und Herrlichkeit meines Königs. Es ist pure Gnade, wenn er die Gabe annimmt.“

Ein andres Mal erzählte eine zu Besuch weilende Diakonisse etliches aus ihrem Mutterhause und betonte, dort werde ganz besondere Hingabe an den Herrn verlangt, und die Gesinnung

der Schwesternschaft finde sich ausgesprochen in dem Lied „Vor meines Herzens König“. — „Das kann ich verstehen“, meinte die liebe Mutter, „denn dieses Lied war vor Jahren der Ausdruck meines Herzens, als ich mein alles dem Herrn auslieferte.“ Fast ungläubig entgegnete die Schwester: „Sie haben die Verse gedichtet? Ach nein, das ist *unser* Lied!“

Dora Rappards Gedichte, die zumeist auf St. Chrischonas Höhe mit dem weiten Himmel und unbegrenzten Horizont entstanden sind, geben fast immer himmlischen Klang.

Es gelüftet uns, jedes einzelne ihrer Lieder und seine Bedeutung hervorzuheben. Das ist unmöglich; denn Blatt um Blatt würde sich füllen mit Kostbarkeiten, und wir müssen doch eilen, um andre Seiten der reichen Seele zu beleuchten. Aber auf einige Lieder sei noch eingegangen!

Einen Namen nenn' ich euch,
o, es ist ihm keiner gleich!
Name voller Lebenssaft,
Name voller Ruh' und Kraft: Jesus!

ist das Lieblingslied vieler Gotteskinder. Weht einem nicht etwas wie Himmelsluft entgegen bei den Worten:

In des Tages Hitz' und Last
bist du meine süße Rast;
mag da kommen, was da will,
tönt's im Herzen leis und still: Jesus!

Oder geht nicht ein heiliger Schauer durch die Herzen beim Singen des Liedes: Er hat mich Freund genannt?

Sein Freund! Sein Freund! — Es schallet
dies Wort in meiner Brust.
Sein Freund! Sein Freund! Es wallet
mein Herz in sel'ger Lust.
Er, der in Todesnächten
die Hölle überwand,
der Held zu Gottes Rechten,
er hat mich Freund genannt.

Mehrere Lieder hat Dora Rappard aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt, und zwar in freier Weise, so daß der Sinn wohl unverändert blieb, aber das Ganze wie aus einem Guß

war. Dadurch sind Juwelen in unsern Liederschatz gekommen.
Eins davon ist:

Nimm mein Leben, Jesu, dir
übergeb' ich's für und für,

mit der letzten tiefen Bitte:

Nimm mich selbst und laß mich sein
ewig, einzig, völlig dein!

oder:

In der Felsenkluft geborgen
sicher vor des Sturms Gebraus,
still und froh und ohne Sorgen
ruh' ich nun auf ewig aus.

Unter Freudentränen, wie sie einmal bezeugte, übersetzte sie
im Jahr 1874 das Lied:

O sel'ge Erlösung, o heiliges Blut!
Ich tauche mich ganz in die purpurne Flut.

Es sollte fast ein halbes Jahrhundert später der letzte irdische
Klang sein, der an ihr Ohr tönte.

Das schon erwähnte Lied:

Es harrt die Braut so lange schon,
o Herr, auf dein Erscheinen.
Wann willst du kommen, Gottessohn,
zu stillen all ihr Weinen
durch deiner Nähe Seligkeit?
Wann bringst du die Erquickungszeit?
O komme bald, Herr Jesus!

ist auf eine Anregung ihres Gatten hin entstanden.

Sie fuhren nach einer Komiteesitzung in Basel langsam den
Chrischonaberg hinauf. Nebeneinander im Wagen sitzend, spra-
chen sie über göttliche Dinge. „Wenn du wieder ein Lied dich-
test, sollte es eins von der Wiederkunft des Herrn und der Be-
reitschaft dafür sein“, sagte er. Als bald fing eine Saite in ihrem
Innern an zu schwingen, und daheim angekommen, nahm sie die
Feder zur Hand und schrieb in einem Zug Vers um Vers nieder,
bis es ausklang in den Worten:

Wir sehnen uns, mit dir zu sein
bei deiner Hochzeitsfreude.
O Jesu, sieh, wir harren dein,
geschmückt in deinem Kleide!
Wir schauen freudig himmelwärts,
und immer lauter ruft das Herz:
O komme bald, Herr Jesu!

Zuweilen wurden der Dichterin auch Melodien vorgelegt mit der Bitte, Lieder dafür zu machen. War es ein Auftrag vom Herrn, gab er ihr auch wunderbares Gelingen. Einer solchen Bitte verdanken wir zum Beispiel das Gebetslied, das der Chor der Chrischonabrüder so besonders schön singt:

Heiland, führe du
mich dem Himmel zu,
wo du wohnst in Herrlichkeit!

Die Lieder von Dora Rappard wurden, was hier vorgreifend erwähnt sei, in verschiedene Gesangbücher aufgenommen. Den größten Reichtum aber besitzen die „Gemeinschaftslieder“, und die Chrischona-Gemeinschaften schätzen sich glücklich, auf diese Weise in unlöslicher Verbindung mit ihrer Frau Inspektor zu bleiben.

Auch in andern Erdteilen, besonders in Amerika, werden ihre Lieder gesungen. Es war ihr gegeben, in edler Form und Sprache den zu preisen, der mit seiner Liebe die ganze Welt umfaßt. Überall haben die Seelen das gleiche Bedürfnis, und darum öffnen sie sich den Klängen, die aus der Heimat zu ihnen herübertönen und ihnen sagen:

Niemand kann nah' sein wie Jesus,
ja nahe zu jeder Frist.
Am äußersten Ende der Erde
er stets bei den Seinen ist;
denn in ihrem Herzensgrund wohnst du,
mein König, Herr Jesu Christ!

Daß so viele Lieder, die mit dem schlichten D. R. unterzeichnet waren, Komponisten fanden, zeigt, wie sehr die Dichtungen von Herz zu Herz gingen. Der liebe musikalische Nachbar in Riehen, eine ihrer Enkelinnen und viele andre haben dazu beigetragen, daß Dora Rappards Worte landauf, landab gesungen

werden. Nein, nicht ihre Worte, sondern die, die der göttliche Meister ihr gab. Denn sie sprach es oft aus, daß ein Gedicht ihr geschenkt worden sei, daß sie mit dem inneren Ohr die Verse vernommen habe.

Eines Morgens hörte sie, wie von Engelstimmen gesungen, das Lied:

Hinab, hinab, ins tiefe, enge Tal;
vom Himmel leuchtet dir der Gnade Strahl!

Wie vielen Menschen hat es seither Engelsdienst tun dürfen, also daß sie im Tal der Demut die Wahrheit des letzten Verses bezeugen konnten:

Hinab, hinab! — Geh willig nur und gern:
Dort in der Tiefe triffst du deinen Herrn!

Unsre damals noch junge Mutter ging einst allein durch den Wyhlener Wald, um die Talstation zu erreichen. Herbst war's. Welkende Blätter wirbelten von den Bäumen und fielen zu Boden. Da tönte und flutete es mit Macht in ihrer Seele. Bei ihrer Ankunft im Dorf kaufte sie vor Abgang des Zuges schnell Papier und Bleistift, um niederzuschreiben, was ihr Inneres durchrieselte. So entstand das herrliche Lied:

Was ist's, o ihr welkenden Blätter,
was flüstert ihr in mein Ohr?
Es ist mir, als hört' ich das Echo
von einem herrlichen Chor.

Fünfzehn Strophen reihten sich aneinander, eine schöner und tiefer als die andre. Und als sie später ihren Kindern die Worte sang, da zitterten ihre Herzen vor ahnender Freude, und sie wußten es:

Dies Land, wo alles welket,
ist meine Heimat nicht.
Mir winkt ein ew'ges Erbe
in ungetrübtem Licht.

Zuweilen geschah das Wunderbare, daß sie gleichzeitig die Melodie zu einem Gedicht hörte und beides, Worte und Noten, niederschreiben konnte. Können wir uns vorstellen, was da ihre Seele an Poesie und Jubelklang erfüllte? Und wie muß es erst sein, wenn sie nach Offenbarung 14, 1—5 auf dem Berg Zion

steht und vor dem Lamm Gottes mit einer Stimme als der Harfenspieler ein neues Lied singt?

Musikbegabt, wie sie war, hat sie auch Melodien zu Liedern anderer Verfasser gemacht. Manche Gedichte aus den „Maiblumen“ wurden durch sie vertont, und die von ihrer Freundin Rosalie Amstein stammenden heiligen Verse: „Jesu, du bist unaussprechlich herrlich deinem Kind“ setzte sie in Musik. Auch das Lied „O Ursprung des Lebens“, das ihr besonders teuer war, und das sie so oft betete, mußte endlich seine Melodie erhalten. Dies geschah in mehreren Fällen und zeigt uns, daß Dora Rappard in Wahrheit sprechen konnte:

Mein Leben ist ein Lobgesang;
denn trotz der Erde Stöhnen
vernimmt mein Ohr den süßen Klang
von Salems Friedenstönen.

Lange blieben ihre Gedichte unveröffentlicht. Der „Glaubensbote“ durfte hin und wieder seinen Lesern eins bringen, und Familienglieder und Freunde labten sich an der teuren Mutter Gesang. Auch die „Gemeinschaftslieder“, die C. H. und D. Rappard im Jahre 1875 herausgaben, enthielten einige ihrer Lieder, doch ohne Namensnennung. Aber sonst waren ihre Herzensergüsse im Schreibtisch eingeschlossen. Immer neu sprudelte die Quelle, immer klarer. Sollten nicht weitere Kreise sich daran laben dürfen?

Während des Wohnens in Basel war es, im Jahr 1888, daß Mutters Schwager, Herr Paul Kober-Gobat, sie bat, eine Sammlung geistlicher Lieder und Gedichte herauszugeben. Mit Freuden übernahm sie die Aufgabe und fand sich auch bereit, mehrere ihrer eigenen Gedichte einzufügen. Das Buch erhielt den Titel: „Im Heiligtum.“ Nach innen und außen mit großer Liebe und Sorgfalt ausgestattet, wurde sein Erscheinen freudig begrüßt. Die Rezensionen lauteten sehr günstig. In einer derselben heißt es:

„Man spürt überall die sinnige Hand, die alle diese Blüten gepflückt und zum schönen Kranz gewunden — — und dann hat die Verfasserin eigene Blumen hineingeflochten von so eigenartiger Schönheit und wundersamem Duft, daß man sich beim Durchblättern immer wieder freut, das ‚D. R.‘ unter einem Liede zu finden.“

Nun war sie mit der ihr von Gott verliehenen Gabe an die Öffentlichkeit getreten. Die Herzensklänge hatten ein Echo geweckt, und man verlangte bald nach einer Auswahl nur eigener Dichtungen. Im Jahr 1899 willfahrte sie dem Wunsch. Ihr Gatte, C. H. Rappard, schrieb das Vorwort dazu; sie barg sich ja so gern hinter ihn.

Die Worte „Fort, fort, mein Herz, zum Himmel“, die den Titel des feinen Bandes bilden, sind einem geistlichen Volkslied entnommen, das ihr heimgegangener Sohn August besonders gern gesungen hat. Sie geben auch den Ton an, der die meisten Gedichte durchzieht.

Die herzliche Aufnahme, die das kleine Werk fand, war der Dichterin fast eine Überraschung. Von vielen Seiten erhielt sie Zuschriften der Anerkennung und des Dankes, und die Besprechungen in der Presse waren sehr ermutigend. Es wäre nicht im Sinn unsrer Mutter, in diesen Blättern zu wiederholen, was von der Kraft und Zartheit ihrer Poesie gesagt wird. Manche derer, die dies Buch lesen, werden wohl die Sanunlung kennen und darum wissen, was ihnen die Lieder gewesen sind, heute noch sind, und welchen Ewigkeitswert sie enthalten.

Nur ein Brief sei mitgeteilt: „Eine recht betrübte Witwe, die sich schwer in ihre Einsamkeit finden kann, möchte von Herzen danken für das Lied: An des Vaters Hand. Die Worte: Gib mir nur deine Hand, dann bangt mir nicht — haben mir soeben herrlichen Trost gebracht. Ja, nur an *seiner* Hand weiter, dann wird es gehen.“

Aus Frankfurt a. M., von einem emeritierten Lehrer, der wohl eine Anzeige des Gedichtbandes gesehen hatte, kam eine Karte folgenden Inhalts:

„Dreißig Jahre sind dahingeschwunden,
seit ich in der Trauung Weihstunden
dort in Beuggen einst die Orgel schlug.
Bitte, mir zum freundlichen Gedenken
Ihre schönen Lieder nun zu schenken,
als die Frucht, die jene Stunde trug!“

Daß dieser Wunsch gern erfüllt wurde, ist selbstverständlich.

Eine zweite Auflage von „Fort, fort, mein Herz, zum Himmel“ wurde nötig und erschien im Jahr 1908, manche neue Lieder bringend.

Und weiter sprudelte die Quelle; denn das Herz der Dichterin wurde nicht alt. Mehr als früher sah sie, um mit ihren eigenen Worten zu sprechen:

Aus bangen Todeswehen,
aus Lieben und aus Leiden

ihr Lied entstehen. Aber singen mußte sie.

Der herzlichen Bitte, auch diese Gedichte zu veröffentlichen, willfahrte sie endlich im Jahr 1923. „Abendglocken“ nannte sie den wertvollen kleinen Band. Die „Lieder des Leides“ gab sie preis in der Hoffnung, verwundete Herzen trösten zu können. Die Verse über das Abendmahl des Herrn: „Dies tut zu meinem Gedächtnis!“ stellte sie mit Freuden an den Anfang ihrer Sammlung. Es sollte ein Bekenntnis sein dessen, was ihr das große, überaus wichtige Gnadenmittel als Stärkung des Glaubens gewesen ist.

Die letzten Seiten enthalten Dora Rappards kleines Werk über Johannes Hus zur 500. Gedenkfeier seines Martyriums, 1415—1915. Damals war es als Einzelausgabe gedruckt worden, aber bald vergriffen. Mit großer Liebe, fast mit Begeisterung hatte sie den Zyklus von Bildern aus dem Leben des Glaubenszeugen gedichtet, und es war ihr ein Herzensanliegen, das Vorbild des tapferen Mannes besonders der Jugend erneut vor Augen zu stellen.

„Die Dichterin“ heißt dieses Kapitel. Wir durften einen Blick tun in ihr tiefes Gemüt, und nur ungern trennen wir uns von der Poesie, die uns umgibt. Da liegt noch ein weiß gebundenes Heft. „Liebeslieder“ schrieb ihre Hand darauf, und die Zueignung heißt „Dir“. Es enthält alle Gedichte, die zarten, innigen, die ihrem Verlobten und Gatten galten. Nach seinem Heimgang, wohl beim Ordnen seines schriftlichen Nachlasses, hat sie sie also gesammelt. Das Begleitwort dazu, das ja nie unter seine Augen kam, ist in seiner Schlichtheit so ergreifend, daß wir es abschreiben müssen:

„Ich habe dies Sträußchen Liebeslieder zusammengebunden, mein Heinrich, und hätte es gern in dieser Form noch einmal in deine teure Hand gelegt. Ach, ich kann das jetzt nicht mehr; aber es hat mir wohlgetan, alle die festlichen Gelegenheiten noch einmal an meinem Geistesauge vorbeigehen zu lassen. Du

hast die vergilbten Papierchen alle so treu aufgehoben! Du warst so groß und doch so zart! Du hast mich so liebgehabt und ich dich! Wie hast du es mir noch am Morgen deiner Abreise so warm und innig bezeugt! Du hast so gern das Wort wiederholt:

„Die Liebe höret nimmer auf.“

Und du fügtest bei: „Gewiß, im Vaterhaus wird alles noch viel schöner und vollkommener sein.“

Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen bei Jesu, der dir und mir der Allerliebste ist! Du wartest auf mich bei ihm. Ich komme! Jesu Gnade wird mir durchhelfen, wie sie dir durchgeholfen hat. Amen.“

Es ist geschehen.

Auf der letzten Seite des weißen Heftes steht das Gedicht: Jesus allein. Der Schlußvers lautet:

Und nun, da du von meiner Seit'
in deine sel'ge Ewigkeit
mein' Erdenlieb' entrücket,
nun flieh' ich dir noch näher zu.
Im bitterm Schmerze bist doch du
der Trost, der mich beglücket.

So nimm mich dir aufs neue hin,
nimm Leib und Seele, Geist und Sinn!
Mein Witwenstübchen sei voll Licht
von deinem heiligen Angesicht!
Denn du allein, o Jesu mein,
kannst meinem Herzen alles sein!

Das allerletzte Gedicht unsrer Mutter, das sie mit der bekannten violetten Tinte in schöner, klarer Handschrift niedergeschrieben hat, bilde den Schluß dieses Abschnittes. Es ist auch das letzte Lied in den „Abendglocken“.

Sie schickt ihm ihre Bitte voraus:

O dürft' ich eines, eins noch singen,
so recht zu meines Heilands Ehr'!

Der Wunsch ist ihr erfüllt worden.

Er, nur er!

Er ist mein Erlöser, der am Kreuze starb,
er, der mir das Leben durch sein Blut erwarb;
er hat mich geliebet, er hat mich erkauf't;
er hat ihm zu eigen mich mit Geist getauft.

Er ward meiner Seele Herr und Bräutigam,
er hat mich behütet wie ein Hirt sein Lamm.
Er hat mich geleitet gnädig Jahr um Jahr;
er trug mich in Schwachheit, schützte in Gefahr.

Er gab Kraft zum Streiten in dem heil'gen Krieg,
er, der Überwinder, gab mir seinen Sieg.
Er, die wahre Sonne, macht im Leid mich froh;
er ist ein und alles, er ist A und O.

Er wird mit mir wandern durch das dunkle Tal,
er wird heim mich bringen in den Himmelssaal.
O wie wird es klingen in der Sel'gen Heer!
O wie werd' ich singen, ewig: Er, nur er!

Die Schriftstellerin

Nicht jeder Dichter ist ein Schriftsteller, und nicht jeder Schriftsteller ist ein Dichter. Wenn aber, wie bei Dora Rap-pard, beides zusammentrifft, erhalten die Darbietungen ein be-sonders feines und tiefes Gepräge. Sie wußte lange nicht, daß sie auch schriftstellerisch begabt sei. Zwar weisen ihre zahlrei-chen Tagebücher aus jungen Jahren schon darauf hin, und ihre Briefe sind ungemein anschaulich geschrieben. Aber sie meinte, es sei selbstverständlich, daß, sowie man die Feder zur Hand nehme, Wort an Wort, Satz an Satz sich reihe.

Wann fing ihre schriftstellerische Tätigkeit an? Man ist ge-neigt zu sagen: als sie ihr erstes Buch schrieb, das Lebensbild ihres heimgegangenen Gatten. Es ist wahr, damals im Jahr 1910 gab Gott ihr Gnade, ein ganz kostbares Werk zu tun. Aber es war wie eine reife Frucht, der viel herrliches Blühen vorange-gangen war. Und diese Blüten wollen wir zuerst beobachten.

Eine kleine Knospe finden wir Anno 1858, als Dora fünf-zehneinhalb Jahre alt war. In ein altmodisch anmutendes Büch-lein schreibt sie täglich kurze Betrachtungen über einen Bibel-spruch. Es ist bezeichnend für die nachmalige Verfasserin des Andachtsbuches „Sprich Du zu mir!“ (1919), daß diese kind-lichen Meditationen die ersten schriftlichen Aufzeichnungen sind, die vorgefunden wurden. Wie ihre Gedichte, so sind auch diese kleinen Andachten in englischer Sprache geschrieben. Doch soll in Übersetzung eine derselben folgen:

„Wie dünkt euch um Christus (Matth. 22, 42)? Ich stelle mir vor, daß Jesus diese tiefe Frage an mich richtet. Was kann ich antworten ihm, der erklärt: Ich weiß deine Werke? Ihm, der meine innersten Gedanken kennt? Was kann ich sagen? Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben! Herr, ich liebe dich, o gib mir mehr Liebe! Ich möchte vor ihm stille werden und sprechen: Laß mich dich besser erkennen! Aber vor den Menschen sollen meine Worte und Taten deutlich und laut bezeugen, daß ich Christus für den Sohn Gottes und den Seligmacher der Sünder halte.“

Ist das Weisheit des Schriftstellers, in sich selbst und seinen Gedanken Genüge zu finden? Ist es nicht das Höhere, in den Büchern und Schriften anderer zu forschen und ihr Gutes zu genießen in leiser Ahnung eines schlummernden Talents? Und das Höchste, sich in das Buch der Bücher, das ewige Wort Gottes, zu versenken? Beides hat unsre Mutter in reichem Maß getan und wurde durch beides Jahr um Jahr befruchtet, also daß die Blüten sich immer mehr entfalten konnten.

Zwölf Bände liegen vor uns, die das Kind, die Jungfrau, die Gattin, die Mutter und die Greisin gefüllt hat mit Schätzen aus Büchern verschiedener Sprachen. Im Jahr 1855 machte die jugendliche Dora Gobat in Montmirail die ersten Eintragungen, im Sommer 1923 schrieb im Schein der nahen Ewigkeit Dora Rappard das letzte Wort. Was diese Bände in steigendem Maß an Lebensweisheit, göttlichem Licht und Trost und ewigem Wert bergen, ist nicht mit Worten auszudrücken. Achtundsechzig Jahre lang hat dieselbe teure Hand unzählige Seiten beschrieben und sich dadurch ein unvergängliches geistiges Gut geschaffen. Mit klarem Blick wählte sie aus Büchern und Zeitschriften das Beste aus und hielt es durch Abschrift fest. Dadurch sind Aussprüche und Gedichte der verschiedensten Menschen aufbewahrt geblieben, Worte, die sonst längst verweht, vergessen wären.

Dieses kostbare Sammeln war Dora Rappards bedeutendste Schriftstellerei früherer Jahre und hat ihre Sinne geschärft und ihren Geist bereichert. So sind die zwölf Bücher und besonders die letzten Bände wahre Goldgruben geworden. Gern würden wir viele Körnlein davon austreuen. Unsre Mutter kargte nie damit, und es war jedesmal ein Genuß, wenn sie mit ihrer klangvollen Stimme Zitate oder Aphorismen, Predigtauszüge oder Gleichnisse, Poesie und Prosa, auch feine Rätsel, vorlas. Ein wenig dürfen wir auch jetzt bei ihr verweilen und hören zuerst ein Gedicht in schweizerischer Mundart, das ihr als einer Mutter ganz besondere Freude machte, und das aus ihrem Munde so herzlich klang:

E Schützeprob

Vor etliche Jahrzehnte isch inre frömde Stadt
e guite Mueter gstorbe, betagt und läbessatt.

Sie hät vor ihrem Scheide en Richter rüefe la
 und hät em gseit, sie häbi en Sohn in Afrika.
 Für de söll er verwahre ihr Bild und all ihr Guet;
 sie wüssi scho, es seigi bi ihm in gueter Huet.
 Und in der Tat, de Richter isch gsi en brave Ma,
 rächtschnaffe, klueg und ehrli — me sötti meh so ha.
 Er hät das Erb verwaltet und glueget zue dem Guet,
 als wär der Eigentümer sis eige Fleisch und Bluet.
 Viel Brief hät er versendet, dem Sohn la z' wüsse z'tue,
 daß d' Mueter sig verstorbe — kei Nachricht chunnt em zue.
 Da ändli, nach sechs Jahre, erschied mitenand
 ins Richters Hus drei Manne fern us Ägypteland.
 Vo dene möcht en jede der Mueter Erbschaft ha;
 en jede seit, er seigi de Sohn us Afrika.
 Der Richter isch verläge, doch nu en Augenblick;
 dänn weiß er d' Ufgab' z' löse wie Salomo mit Gschick.
 Er laht en Armbrust hole, die spannt er mit der Hand
 und hänkt als Schützeschiebe der Mueter Bild an d' Wand.
 Druf seit er zue de Manne: „Es mueß die Erbschaft ha
 de, wo z' mitzt ine träffe ins Herz der Frau dört ka.“
 Da grift der erst zur Waffe, leit uf der Schaft e Pfil,
 laht bald druf d' Saite schnelle und trifft nit wit vom Ziel.
 Der zweit blibt nit dehinne; er spannt und zieleit schnell,
 schüßt als en gübte Meister fast wie der Wilhelm Tell.
 Jetzt chunnt der dritt a d' Reihe, en Ma, fast wien en Eich',
 doch won er afaht ziele, da bebt er und wird bleich.
 Dänn rollet über d' Bagge zwei heiße Tränen ihm;
 uf d' Site wirft er d' Armbrust und seit mit liser Stimm:
 „Herr Richter, i verzichte uf alles mitenand;
 doch loset, gämmer z' chaufe säb Bild dört an der Wand!“
 „Säb Bild isch nit 'z verchaufe“, seit jetzt der Richter mild,
 „s' ghört Eu mitsamt der Erbschaft, 's isch Eurer Mueter Bild.
 Ihr händ ufs best bewise, daß Ihr sind ihre Sohn;
 die säbe beede Schütze empfanget ihre Lohn!“

Und nun öffnen wir nacheinander ihre Bücher, um aus der
 Fülle eine ganz kleine Auslese zu bringen:

Alle unsre Schuldigkeiten,
 die Gott von uns fordern kann,
 sind hinaus auf alle Zeiten
 nun auf einmal abgetan.

Einer hat sie übernommen,
alles ist in Richtigkeit,
und seitdem der Bürg' gekommen,
ist es nicht mehr Zahlungszeit.

Des Lammes Blut
2. Mose 12, 7. 13.

Davor erschrickt die ganze Hölle,
und darauf ruhet die Gemein'.
Käm' Satan auch bis an die Schwelle,
so läßt das Blut ihn nicht hinein.

Antonius hatte ein Gesicht im Traum, wie die ganze Welt
überzogen sei mit Netzen und Schlingen, und seufzte vor Angst:

„Mein Herr Jesu, wer wird denn da hindurchkommen?“

Da hörte er eine Stimme, die sprach:

„Demut, Antonius, Demut kriecht überall durch!“

Es ist der größte Unverstand, vielen dienen und nichts leiden
wollen. (Melanchthon)

Pädagogik:

Reicht das Wort —
die Rute fort!
Reicht der Blick —
dann spar das Wort!

Jona brachte denen, die auf dem Schiff mit ihm waren, Miß-
geschick und Not; Paulus war im Sturm für die Schiffsmann-
schaft ein Segen. So können auch wir für unsre Umgebung ent-
weder ein Fluch oder ein Segen sein, je nachdem wir mit Gott
im reinen sind oder nicht.

Liebt die Seele viel, so wird sie groß,
liebt sie wenig nur, so bleibt sie klein;
liebt sie nichts, so bleibt sie eben nichts.
Liebe nur kann Wachstum ihr verleihn.
(Bernhard v. Clairvaux)

Wird dir dein Tagewerk zur Last,
bist du nicht wert, daß du es hast.

Gibt's auch ein Jubilate in Tränen? Jawohl, das gibt es. Paulus redet davon, wenn er spricht: Als die Traurigen, aber allezeit fröhlich! Ein Christ hat allezeit den Morgen vor sich; wir wandern dem Anbruch eines Tages entgegen, an dem alle Tränen abgewischt werden sollen. Da sollten wir nicht fröhlich sein trotz der Tränen?

Eine Lücke im Haus —
und drinnen schalten die Winde.
Eine Sünd' in der Brust —
und jedes Laster zieht ein.

Man bleibt jung, solange man noch lernen, neue Gewohnheiten annehmen und einen Widerspruch ertragen kann.

Warum erschrickst du so heftig? *Ist der König nicht bei dir?*
(Micha 4, 9.)

„Freund in der Not“ will nicht viel heißen,
hilfreich möcht' jeder sich erweisen;
aber die neidlos ein Glück dir gönnen,
die darfst du wahrlich „Freunde“ nennen.

Mut besteht nicht darin, daß man die Gefahr blind übersieht, sondern daß man sie sehend überwindet.

Demut hat mich lieb gemacht,
Liebe hat mir Ehr' gebracht,
Ehre will nach Reichtum streben,
Reichtum tät mir Hoffart geben,
Hoffart stieß mich elend nieder,
Elend — gab mir Demut wieder.

Der Unkluge denkt über das nach, was er gesagt hat;
der Kluge über das, was er sagen will.

Lauter Sonnenschein macht die Wüste.

Wen Gott zum Trösteramt erkor
auf dieser trostesarmen Erd',
was wunder, wenn er ihn zuvor
im Buch des Leidens lesen lehrt?

Der Königskelch

Bei hohen Freudenfesten
im stolzen Rathaussaal
kredenz't man wohl den Gästen

den edelsten und besten,
den köstlichen Pokal,
drauf zwischen bunten Steinen
und goldnem Blattwerkkraus
der Inschrift Worte scheinen:
„Der König trank daraus.“

Wir kennen einen König,
den Herrn der Herrlichkeit,
des Herrschaft tausendkrönig,
und den millionentönig
der Himmel benedeit;
der in den Staub gesunken,
in namenloser Not
den Leidenskelch getrunken,
den ihm der Vater bot.

Und sieh, in jener Stunde,
da ward der Kelch geweiht!
Drum, wenn auch unserm Munde
aus noch verborgnem Grunde
die Gotteshand ihn beut,
so wollen wir ihn leeren
getrost und ohne Graus. —
Es ist der Kelch der Ehren:
Der König trank daraus.

— — — „Ein einziger Augenblick, wo Gott sich mir gegeben, wiegt jahrelange Leiden auf.“ (Novalis.)

Wie sanfte werden meine Wunden,
wobei mein guter Arzt verweilt,
von der durchgrabnen Hand verbunden!
Wie gründlich werden sie geheilt!
Ich seh' ihm zu und laß ihn machen
und halt ihm, wenn's auch weh tut, still.
In solchen wicht'gen Seelensachen
muß er tun können, wie er will.

Bileams Buße: Ich habe gesündigt — ich wußte es nicht
(4. Mose 22, 34).

Sauls Buße: Ich habe gesündigt — doch bitte, ehre mich vor
dem Volk (1. Sam. 15, 30)!

Davids Buße: An dir allein habe ich gesündigt und übel vor dir getan (Ps. 51, 6).

Mit einem stillen Herzen
woll'n wir all' unsre Schmerzen
und was wir Schweres haben
in Jesu Herz begraben.

Sei deines Willens Herr und deines Gewissens Knecht!

Wer Liebe sät, der geht auch im Entbehren,
im Alter durch die Welt,
als ging' er zwischen lauter reifen Ähren
im eignen Ährenfeld.

Vor dir flieht Satan nie; aber wenn er dich in Christus eingehüllt findet, flieht er vor Christus.

Es ist den *kleinen* Seelen eigen, wenn sie leiden, auch andre zu verletzen.

Der Adler sieht die nicht'gen Dinge
der Erde nicht bei seinem Flug;
siehst du an allem das Geringe,
so stiegst du selbst nicht hoch genug.

An dir, Herr, will ich kleben
wie eine Klett' am Kleid,
daß ich mit dir darf leben
in ew'ger Himmelsfreud.

Warum?

Wenn ich auf eins nur Antwort hätte,
die meinem Herzen voll genügt:
warum an meiner Leidenskette
beständig Glied an Glied sich fügt;
kaum hat ein Ringlein sich geschlossen,
so wird ein neues schon gegossen.

Ich dacht' ihm nach, ob ich's verstände;
doch das Warum ward mir zu schwer.
Die Kette band mir Füß' und Hände
und schlang sich um die Schultern her.
Die Ringe zählt' ich einst mit Bangen,
da sah ein Kleinod ich dran hangen.

Ein Schildlein, wie's zum Ehrensolde
der König seinen Treuen gibt.
Gegraben stand auf lichtem Golde:
Er züchtigt alle, die er liebt!
O Huldgeschenk aus Gottes Handen!
Da hab' ich das Warum verstanden.

An Gott mich klammern, das ist meine Kraft.

Beim Blättern in den Sammelbüchern gewinnt man unwillkürlich einen Einblick in Dora Rappards Leben, in ihr Werden und Wirken, ihr Lieben und Leiden, ihr Glauben und Hoffen. Sie bilden auch eine Art Familienchronik. Alle wichtigen Ereignisse sind mit bezeichnenden Sprüchen oder Versen eingeraht. Nirgends fehlen die Daten. Von 1894 an zum Beispiel sind Jahr um Jahr die leidvollen Maitage unvergessen.

In der Durchführung dieser Lebensarbeit findet man bestätigt, was ein besonderer Wesenszug unsrer Mutter war: nichts unvollendet zu lassen.

Ihr selbst wurden diese Bücher zu einer Quelle reiner Freude. Sie war ganz daheim darin. Aber mit der Zeit erschwerte die zunehmende Zahl der Bände das Nachschlagen. Da erbot sich eine liebe jüngere Freundin, ein Inhaltsverzeichnis anzulegen. Für diese Wohltat, die eine große Arbeit darstellt, blieb Frau Rappard zeitlebens innig dankbar. Über achtzehnhundert Eintragungen, kurze und lange, sind gemacht worden. Fast jede hat ihre besondere Bedeutung. Daß dieses schriftliche Sammelwerk zur Förderung und Reife diene, braucht kaum noch gesagt zu werden.

Es wurde schon früher erwähnt, daß Inspektor Rappard bei der Herausgabe des Monatsblattes „Der Glaubensweg“, später „Der Glaubensbote“, die Mithilfe seiner Gattin in besonderer Weise in Anspruch nahm. Wie oft sagte er ihr seine Gedanken, und sie führte sie aus! Nach und nach — es war ein liebes, offenes Geheimnis — überließ er ihr die Redaktion des Blattes fast ganz, und sie diente auch dadurch ihrem himmlischen König mit Freuden. Das Kollektenblättchen und die „Messagère“ an die Freunde der Pilgermission schrieb sie fünfzig Jahre lang, und die vierteljährlich erscheinenden vier Seiten waren allen Empfängern ein köstlicher Segensgruß.

Wir können nicht alles aufzählen, was eine Vorbereitung auf die eigentliche schriftstellerische Tätigkeit war. Blüten nannten wir die Erzeugnisse, und ihr Duft erfreut und erquickt noch heute.

Dann kam durch Gottes Fügung eine andre Zeit, das Hergeben des eigensten Erlebens. Denn was eine Blüte benötigt, um zur Frucht auszureifen, das war auch Dora Rappards Innerem zuteil geworden an Sonnenschein, Regen, Sturm und Glut. Da entstand Frucht, die nun in ihren Büchern vor uns liegt.

Das erste derselben ist: Carl Heinrich Rappard. Ein Lebensbild. Es wurde im Jahr 1910 geschrieben.

Ein Jahr später folgte: In der Felsenkluft geborgen. Nachklänge aus Bibelstunden.

1914 wurde herausgegeben: Lichte Spuren. Erinnerungen aus meinem Leben.

1916: Durch Leiden zur Herrlichkeit. Ein Buch für leidende und trauernde Menschen.

Auf die Passionszeit 1916 schenkte Dora Rappard Liebhabern stiller Sammlung „Die heilige Woche. Das Leiden, Sterben und Auferstehen unsers Herrn Jesu Christi in den Worten der vier Evangelisten.“

1919 erschien: Sprich Du zu mir! Kurze Betrachtungen über biblische Texte für alle Tage des Jahres.

Ihr letztes kleines Buch „Frohes Alter“ schrieb sie im Jahr 1922.

Ihre Gedichtbände sind schon erwähnt worden. Das letzte Erdenwerk war die Herausgabe der „Abendgloden“. Ungeschwächten Geistes vollendete die Achtzigjährige das diesbezügliche Manuskript. Als es aber auf Weihnachten 1923 im Druck vorlag, sang die geliebte Dichterin Lieder im höheren Chor.

Es wäre ein müßiges Unterfangen, den Inhalt der genannten Bücher hier beschreiben zu wollen. „Nimm und lies!“ möchte man sagen. Sie bieten goldene Äpfel in silbernen Schalen dar; wer danach greift, wird erquickt. Sie stammen aus dem Heiligtum und führen dorthin zurück. Sie sind ein Wegweiser zum Himmel!

Man könnte in diesem Kapitel und vielleicht in dem ganzen Buch „Mutter“ die Beurteilung und Schilderung zu wenig objektiv finden. Es mag sein. Aber wer in enger Verbindung mit

Dora Rappard gelebt hat, kann sie nicht anders darstellen, als wie Auge und Herz sie schauten. Für ihre Bücher jedoch mögen andre Stimmen sich erheben.

Carl Heinrich Rappard. Ein Lebensbild. Von seiner Gattin. Unter diesem Titel zog im Herbst 1910 aus der Stille der St. Chrischona-Höhe ein Buch aus, in dem Liebe und Hochachtung dem heimgegangenen Knecht Gottes ein bleibendes Denkmal setzten.

In den „Basler Nachrichten“ schreibt C. darüber:

„Niemand eignete sich besser zu der Darstellung als die, welche ihm mehr als 40 Jahre lang in unermüdlicher und ebenbürtiger Arbeit zur Seite stand und den ganzen Reichtum dieses Lebens zu überblicken und uns in wohl abgerundeten, mit eigenen Aufzeichnungen des Verewigten durchwobenen Bildern vor Augen zu führen verstand, bis diese ehrwürdige Gestalt zum Greifen lebendig vor uns steht. Aber Frau Dora Rappard-Gobat gibt uns noch mehr: die wechselnden Strömungen des geistlichen Lebens, die verschiedenen Kreise, in die sich die Christen während dieser langen Zeit gruppierten, und die Persönlichkeiten der Führer und Träger dieser Bewegung werden charakterisiert, so daß sich die Biographie zu einer Zeitgeschichte all der Bestrebungen erweitert, die auf Vertiefung des Glaubenslebens, auf Evangelisation neben der Kirche abzielen.

Den Werdegang des mächtigen Mannes schildert nun Frau Rappard mit der Innigkeit und Wärme, die wir aus so manchen früheren Gaben ihrer Feder kennen, und die Wehmut des Verlustes verleiht der Darstellung eine hohe Weihe. Wie aus ländlicher Umgebung, unter der Hand seines Vaters, eines christlichen Originals sondergleichen, aus kinderreichem Hause Heinrich Rappard wohlbewahrt und kraftvoll sich entfaltet, auf der ärmlichen Chrischona Demut lernt, als Student in Edinburgh rasch heranreift, dann von Papa Spittler nach Alexandrien und Kairo, auf die ersten Pionierstationen seiner ‚Apostelstraße‘, gesandt wird, in Jerusalem seine Gattin findet, um schon 1868 an die Leitung der bereits verwaisten Chrischona berufen zu werden, von wo aus nun eine beispielloso reiche Arbeit der Erziehung und bald auch der Evangelisation, zuerst in Basel, dann in immer weiteren Kreisen beginnt und sich 40 Jahre lang mit immer

wachsendem Segen fortsetzt, bis eine über Europa und Nordamerika und hinaus nach China sich ausspannende tausendköpfige ‚Chrischonagemeinde‘ erwachsen ist: das muß man lesen, eine noch so rasche Übersicht würde viel zu weit führen.

Vor allem aber ist die innere Entwicklung dieses hochbegnadigten, ebenso kraftvollen als kindlich demütigen Mannes meisterlich gezeichnet. Es wird uns gezeigt, wie er ohne jede Askese doch sein Ich durch unablässige zarte Wachsamkeit zurückdrängt und alle Kraft nur in der Barmherzigkeit des Herrn findet. Und so geht es von Sieg zu Sieg und zu jener freudigen Gelassenheit ohne Hast, welche das höchste Geschenk des Meisters an seine Knechte ist.“

Im „Christlichen Volksboten“ lesen wir:

„Selten noch hat der Volksbote eine Lebensbeschreibung gelesen, welche gleich dieser Biographie so völlig, so ganz gleichmäßig vom Geist der geschilderten Persönlichkeit durchdrungen gewesen wäre. Es ist die Gattin des verewigten Inspektors Rappard, die das Buch geschrieben hat; nicht etwa nur als ein Denkmal persönlicher dankbarer Pietät steht die Biographie vor uns — obwohl es überall ersichtlich ist, daß innige, treue Liebe die Feder der Schreiberin geführt —; der Zweck und Inhalt des Buches ist ein wesentlich höherer: Rappard hat es oft ausgesprochen, er sei nichts anderes als ‚ein Gegenstand des göttlichen Erbarmens‘, und so schildert auch das Lebensbild nicht den schwachen, sündigen Menschen, sondern es verherrlicht den großen, barmherzigen Herrn.

Trotzdem die Verfasserin ein überaus reiches Material zusammentragen mußte und aus vielen, sehr verschiedenartigen Quellen zu schöpfen hatte, ist ihr Buch doch einheitlich und in seiner schriftstellerischen Art kristallklar und flüssig geblieben; das sind nicht zu unterschätzende äußere Vorzüge, die es zur fesselnden Lektüre im Familienkreis oder in Vereinen empfehlen. Die kleinen hineingestreuten Erzählungen werden auch in Sonntagschulen dankbar genossen werden. Aber doch wünschen wir dem Buch vor allem *nachdenkliche Leser*; solchen wird es, wie es die Verfasserin in der Vorrede hoffend ausspricht, eine ‚kräftige Ermunterung werden zu einem Leben des Glaubens an den Sohn Gottes, den Herrn der Herrlichkeit‘.“

Das „Kirchenblatt“ aus Württemberg bringt folgende Rezension:

„Dieses Buch, in dem ohne alle Kritik, schlicht, wahr und klar, mit hellen Farben die Gattin, Dora geb. Gobat, das Leben und Wirken ihres Mannes beschreibt, so wie sie es 42 Jahre lang im innigsten Verein miterlebt hat, zeugt von der liebenden Hand einer Meisterin in dem, was sie mitteilt, und in dem, was sie für sich behält. Wie das Leben des am 21. September vorigen Jahres heimgeschiedenen Mannes, so ist diese seine Lebensbeschreibung ein in gerader Linie fortlaufendes, wirksames Zeugnis von dem Glauben an den Jesus der Heiligen Schrift, der lebte, lebt und kommt.“

Und der „Leitstern“ sagt: „Seit langem haben wir kein Buch gelesen, welches uns so tief ergriffen, ins Gebet getrieben und zu persönlicher Hingabe an Gott veranlaßt hat wie dieses Lebensbild.“

Das war der Verfasserin größte Freude, wenn sie hören durfte, daß durch das Lesen dieses Buches Seelen für den Heiland gewonnen oder in ihrem inneren Leben gefördert wurden. Manche Männer und Frauen kamen in der Folgezeit nach St. Chrischona, um die Wirkungsstätte von C. H. Rappard persönlich kennenzulernen und seiner Gattin dankbar die Hand zu drücken.

Ganz anders geartet ist ihr kleiner Band: „*In der Felsenkluft geborgen*.“ Das Vorwort sagt darüber: „Die Veranlassung zu der Herausgabe dieses Büchleins ist eine sehr einfache. Es enthält fast ausschließlich Gedanken aus Gottes Wort, die im Lauf der letzten Jahrzehnte bald da, bald dort im Kreis von christlichen Frauen und Jungfrauen ausgesprochen worden sind. Mehrfach wurde der Wunsch geäußert, das Gehörte in bleibender Form zu besitzen, und es ist mir in der Tat eine Freude gewesen, diesem Wunsch zu entsprechen und aus den vorhandenen Notizen eine Auswahl zu treffen und auszuarbeiten. Denn es hatte mich selbst oft verlangt, ein kleines Andenken in die Hände derer zu legen, mit denen ich mich durch gemeinsam empfangenen Segen so innig verbunden weiß. Die göttlichen Wahrheiten, die uns beseligt und unser Leben glücklich und fruchtbar gemacht haben, sind durch manchen Sturm bewährt.“

Sie werden bleiben, auch wenn wir vergehen, und ihre Kraft kann nie veralten.

Wenn auch andre Leser — ich denke da besonders an die von St. Chrischona ausgegangenen Söhne — in diesen Mutterworten etwas Trost und Mahnung suchen wollen, so wird es mir natürlich eine Freude sein; sie werden darin manches Echo finden von den Lehren des teuren Mannes, dessen Schülerin und Gehilfin ich so viele Jahre lang sein durfte.

Und noch ein stiller Herzenswunsch gibt mir den Mut, diese Blätter dem Druck zu übergeben. Im siebzigsten Lebensjahr stehend, möchte ich meine kurze Zeit wohl auskaufen und suchen, durch ein schlichtes Zeugnis von Jesus und seiner Gnade noch etliche zu gewinnen für ihn und sein Reich. Bestärkt wurde ich in diesem Wunsch durch das Lesen eines Briefes, den der gottselige Rutherford vor bald dreihundert Jahren einer alternden christlichen Frau und Mutter schrieb:

„Um der Liebe willen des Fürsten unsrer Seligkeit, der am Ziel des Weges steht und die Krone des Lebens bereithält für die, die unverdrossen in den Schranken laufen, rufe ich Ihnen zu: Voran! Voran! Werden Sie nicht müde! Bringen Sie so viele mit zum Himmel, als Sie nur irgend ziehen können!“

Die im vorliegenden Büchlein mitgeteilten ‚Bibelstunden‘ haben keinen andern Zusammenhang, als daß sie alle, wie ich hoffe und glaube, aus dem Wort Gottes geschöpft sind. Sie sind bei verschiedenen Anlässen und zu verschiedenen Zeiten entstanden; etliche sind schon im Druck erschienen. Sie sind für einfache Leser bestimmt, wie sie auch in Einfalt geschrieben wurden.“

Die „Brosamen“ schreiben darüber: „In meiner palästinensischen Heimat, dem Lande der Bibel, lernt man die Bedeutung der Felsen kennen“, sagt die greise Verfasserin in der Einleitung. Und so hat sie denn mit diesem Buch keine andre Absicht, als die Menschenkinder zum Felsen des Heils zu führen, ihnen Felsenrund unter die Füße zu geben. Die darin enthaltenen Bibelbetrachtungen sind denn auch warme Zeugnisse von unserm Herrn und Heiland, geeignet, solchen, die den teuren Jesusnamen noch nicht kennen, denselben lieb zu machen und solchen, die ihn kennen, noch lieber. Sie sind ernst und entschieden, innig und doch nüchtern, praktisch und aus reicher Erfahrung

quellend, dabei auch den einfachsten Lesern verständlich. ‚Herrlich‘, sagte meine Frau, als ich ihr einen Abschnitt daraus vorgelesen hatte, ‚dies Buch ließe ich mir wohl gefallen zu Weihnachten.‘“

Und die „Züricher Freitagszeitung“ urteilt:

„Dora Rappard, die Gattin des bekannten, kürzlich verstorbenen Geistlichen H. Rappard, der viele Jahre als Leiter an der Chrischona in Basel tätig war und eine lichtvolle Segensspur hinterlassen hat, tritt hier mit einer Sammlung von Bibelbetrachtungen an die Öffentlichkeit. Dieses Buch ist ein warmherziger und dringender Appell an alle diejenigen, die zwar ahnen und suchen, aber noch nicht gefunden haben; es entströmt diesem Buche eine große, überzeugende Kraft; denn die Verfasserin schöpft aus ihrem unerschütterlichen Glauben eine reiche Fülle tiefer Gedanken. Ein ‚in der Felsenkluft‘ geborgenes Herz ruft mit überströmender Liebe alle diejenigen, die noch ziel- und steuerlos auf den Wogen des Lebens treiben. Nicht nur Frauen, sondern auch Männer werden in diesen von hohem Geist und überwältigender Klarheit getragenen Betrachtungen Stärkung, Trost und Freude finden.“

*

Die nun in weiten Kreisen bekannte Schriftstellerin drängte sich nie vor; aber man suchte sie auf, man bat um mehr. Wie ihre Gedichte, so fanden auch ihre andern Darbietungen den Weg zu den Menschenherzen. Sie wurde gebeten, ihre Lebenserinnerungen zu schreiben. Diese Bitte war wohl verständlich; denn wer je mit Dora Rappard zusammenkam, mußte den Eindruck einer ungewöhnlichen Frau erhalten, die in ihrer langen Wallfahrt durch verschiedene Länder und Zeiten einen Schatz von Erinnerungen aufgespeichert habe. Es hätte in der Tat einen Verlust bedeutet, wenn das viele Schöne und Interessante, das sie erlebt und gehört hat, und das nirgends aufgezeichnet war, mit den Jahren ins Meer der Vergessenheit versunken wäre. Ihre zurückhaltende Art, die oft so wohlthuend berührte, machte ihr jedoch das Schreiben einer Selbstbiographie unmöglich. Aber von den Menschen erzählen, die ihr auf ihrem Lebensweg begegnet sind und einen Einfluß auf sie ausgeübt haben, also daß lichte Spuren davon bis ins hohe Alter reichten, das wollte sie gern.

So saß die geliebte Schreiberin im Jahre 1914 an ihrem Fensterplätzchen, und ihre Feder glitt über die weißen Bogen, und ihr Herz wurde weit und warm beim Gedenken der vorigen Tage. In ihrer Seele war Anbetung und Dank.

Unser Buch, das jetzt die Lebensgeschichte der heimgegangenen Mutter erzählt, erleidet eine Einbuße dadurch, daß es nicht einfach wiedergeben darf, was die berufenste Feder in den „*Lichten Spuren*“ mitteilt. Nur Andeutungen und kleine Auszüge können gemacht werden. Aber mit besonderer Liebe sei neuerdings auf ihr Buch hingewiesen.

Sein Erscheinen löste große Freude aus. Es fiel in den Anfang der Kriegszeit, und Friedensluft umwehte es. Viele, die es gelesen, fühlten sich gedrungen, der Verfasserin dafür zu danken. Der nun auch zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangene Inspektor Engler von Barmen schrieb ihr vom Krankenbett aus:

„In diesen Tagen der Krankheit und der Stille habe ich Ihr Buch ‚Lichte Spuren‘ gelesen, ganz langsam und abschnittweise. Gar manche Stunde wurde mir dadurch zur stillen Andachtsstunde, und ich habe viel Segen und viel Freude an Ihrem lieben Buch gehabt. Deshalb ist es mir Bedürfnis, besonders in Erinnerung an Ihre persönliche Bekanntschaft, Ihnen meinen freudigen Dank für die ‚Lichten Spuren‘ zum Ausdruck zu bringen.“

Eine achtzigjährige Freundin sandte folgende Zeilen: „Die Freude an Deinem neuen Buch, deren Größe ich Dir gar nicht aussprechen kann, treibt mich zum Schreiben. Ich ließ mir zuerst ein Probeexemplar kommen und bestellte dann zehn der Bücher zum Verschenken. Ich hoffe bestimmt, daß sie nicht nur Freude machen, sondern Segensstifter werden.“

„Ich komme gerade von der Lektüre Ihres neuen, gesegneten Buches ‚Lichte Spuren‘ her“, schreibt ein Pfarrer, „und möchte Ihnen — vor allem aber dem göttlichen Geber — warmen Dank sagen für den Segen, der meiner lieben Frau und mir daraus zugeflossen.“

„Liebe, liebe Frau Rappard“, rief eine betagte Dame in ihrem Brief aus, „welch eine Fülle von Segen ist Ihnen geworden von Kindesbeinen an, und wie haben Sie gelernt, die Segensströme weiterfließen zu lassen! Dank, tausend Dank für jeden Tropfen, der mein altes Herz erquickte, oft auch strafte — und beschämte!“

Vom fernen China her kamen Dankesworte eines Missionars „für die Erquickungsstunden und Segnungen, die ihm durch das Lesen des Buches zuteil geworden und Ewigkeitsgewinn zurückgelassen haben“.

Das „Monatsblatt aus Beuggen“ schließt seine empfehlende Rezension mit den Worten: „Wenn man den Wert eines Buches davon abhängig machen darf, ob es die Sehnsucht nach der oberen Welt in einem weckt, dann ist das Buch ein sehr gutes zu nennen.“

Bei „Lichte Spuren“ wie früher bei „C. H. Rappard, ein Lebensbild“ wird in sonst günstigen Besprechungen fernstehender Zeitungen gesagt: „An die in Gemeinschaftskreisen üblichen Wendungen muß man sich freilich zuerst gewöhnen“, oder: „Auch wen die Sprache befremdlich anmutet, der wird sich dadurch vom Genuß des Werkes nicht abhalten lassen.“ Diese Kritik hat der Schriftstellerin nicht weh getan; denn sie verstand sie. Da ihr Herz und Leben von Jesus und seinem Heil erfüllt war, mußte das auch durch alle Schriften klingen. Vorliegendes Buch wird wohl unter das gleiche Urteil fallen; denn wie könnte Mutter anders beschrieben werden als mit Worten, die der Welt befremdlich erscheinen? Wenn aber gerade jemand aus der Welt, durch das Lebensbild angezogen, dem Gott von Dora Rappard näherkäme und durch ihren Wandel und ihre Worte den Herrn Christum erkennen und auch in seine Nachfolge treten würde, o, dann entstünden neue lichte Spuren, die, alle irdische Sprechweise überstrahlend, in die Ewigkeit münden würden.

Es war in der Zeit des schrecklichen Weltkrieges. Überall — auch in den verschont gebliebenen Ländern — sah man nach Hilfe aus. Überall wölbt sich frische Grabhügel; denn ein großes Sterben ging über die Erde, und des Herzeleids gab es gar viel. Da wurde der Wunsch nach einem neuen Trostbuch laut. Man wandte sich dieserhalb an Dora Rappard, und sie gewann Freude, der Bitte zu entsprechen. So entstand das Buch: *Durch Leiden zur Herrlichkeit*.

Im Vorwort schon zeigt sich, wie die Verfasserin an ihre Aufgabe herantrat. Sie schreibt:

„Ein kleines Buch, das teilnehmende Freunde in die Hand leidender und trauernder Menschen legen könnten, das war es.

was der Herr Verleger herauszugeben wünschte. Als er mich mit dieser Aufgabe betraute, konnte ich sie nicht anders übernehmen als mit Furcht und großer Freude. Mit Furcht, weil ich meine Unzulänglichkeit wohl erkenne. Es braucht zarte und dennoch starke Hände, um Wunden zu berühren. Nur echter Himmelsbalsam darf da hineingetränkelt werden. Auch ist es wichtig, daß zur rechten Stunde das lindernde ‚Öl‘ und der reinigende ‚Wein‘ zur Verwendung kommen. Welch ernste Folgen kann ein Mißgriff haben! Ist da nicht Grund zu Furcht und Zagen?

Und dennoch konnte ich mit großer Freude die Arbeit unternehmen. Es kann ja nichts Schöneres geben, als in seinem geringen Teil dazu beizutragen, daß Herzen getröstet, grübelnde Fragen beantwortet, dürstende Seelen gelabt werden. Und es ist etwas unaussprechlich Herrliches, ein unfehlbares Mittel zu kennen und anpreisen zu dürfen, ein Mittel, das dem mannigfachen Erdenleid Heilung und Linderung verschaffen kann. Es ist die Liebe Gottes in Christo Jesu, unserm Herrn, die Liebe, von der sein heiliges Wort zeugt, und die in dem Herzen wirksam und lebendig gemacht wird durch den Heiligen Geist. Ja, es ist etwas Heiliges, zu trösten mit dem Trost, damit man selbst getröstet worden ist.“

Der „Theologische Literaturbericht“ (Gütersloh) beginnt seine Rezension über dies kleine Werk folgendermaßen:

„Wenn man das Buch gelesen hat, wünscht man: Könntest du es tausend und aber tausend Leidtragenden in diesen Tagen geben, dann würden sie getröstet. Denn es enthält den einzig wahren Trost, den die Welt nicht geben kann: die Liebe Gottes in Christo Jesu. Die Verfasserin ist in hohem Maße begnadigt, Herzen zu trösten, schwierige Fragen zu beantworten, dürstende Seelen zu laben. Man merkt, es kommt alles aus einem Herzen, das selbst durch tiefes Leid gegangen, aber nun voll getröstet ist. In neun Abschnitten ist die Fülle der Gedanken über die Leiden dieser Zeit und den Trost aus Gott zusammengefaßt.“

Ergänzend sagt der „Volksbote“:

„Wie auf einem festen, granitenen Unterbau ruht jedes der neun Kapitel auf einer Auswahl biblischer Kernstellen. Dazu tritt jeweils eine Betrachtung, wie sie die selber in der Schule des Leidens tiefgeprüfte und erprobte Verfasserin aus einem Herzen voll brennender Seelenliebe niedergeschrieben hat.

Gleichsam zum Beleg fügt sich eine kleine Sammlung von Gedichten, Aussprüchen und Begebenheiten aus dem Leben an.“

„Heilig dem Herrn“ bezeugt: „Es ist wohl das Beste, was auf diesem Gebiet geschrieben worden ist. Ich möchte es allen empfehlen, die einem bekümmerten und traurigen Herzen einen Dienst leisten wollen. Es wird reichen Segen stiften.“

Daß dies der Fall war, bezeugen viele Briefe, die Frau Rappard erhielt. Wie dankbar war sie, gewürdigt zu sein, himmlischen Trost vermitteln zu dürfen!

Eine besondere Freude war es unsrer Mutter, ein langgehegtes Herzensbedürfnis selbst stillen zu können durch die Herausgabe des Büchleins „*Die Heilige Woche*“. Die Passionszeit war ihr lieb vor allen Zeiten, und in Ehrfurcht stellte sie in 58 Textabschnitten das Leiden, Sterben und Auferstehen Jesu Christi in den Worten der vier Evangelien zusammen, also daß von Samstag vor Palmsonntag bis Ostermontagabend täglich fortlaufend ein Stück der heiligen Geschichte gelesen werden kann. Geistliche Lieder, die eingeflochten sind, vertiefen die Wirkung.

In der Passionszeit 1916 begann das Büchlein seinen Segenslauf und hat seither in vielen Familien und bei einsamen Alten und Kranken die Karwoche zu einer wirklich heiligen Woche gemacht. Auch Kinder freuten sich an dem gemeinsamen Lesen und Singen bei den Hausandachten, und das Herz der Christinmutter wurde dankbar und freudig bewegt, daß es ihr vergönnt war, auf diese Weise etwas zur Ausbreitung des Hauptinhalts des Evangeliums beizutragen.

Die Jahre vergingen wie im Flug. Wenn Frau Inspektor Rappard auch kein neues Buch in Vorbereitung hatte, so war ihre Zeit doch immer ausgefüllt. Langeweile kannte der reiche Geist nie. Zudem hatte sie sich trotz ihres hohen Alters im Jahre 1916 zu einer neuen, fortlaufenden Arbeit bereithalten lassen, zur Mitwirkung bei der Herausgabe eines Wochenblattes für junge Mädchen und Frauen: „*Friedensgruß*“. Sechs Jahre lang hat sie mit unermüdlicher Liebe und Treue ihre Beiträge dafür geschrieben und Wohl und Wehe des Blättchens geteilt. Ihr herzliches Verbundensein mit den andern Mitgliedern der Redaktion, Herrn S. Limbach, Fräulein H. von Wurstemberger und Frau Pfarrer Bovet, war eine große Hilfe bei mancherlei Schwierigkeiten. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, daß die mit

D. R. unterzeichneten wöchentlichen Artikel, die stets auf das eine, was not tut, hinwiesen, wesentlich zur Einwurzelung und Verbreitung des „Friedensgruß“ im Schweizerland beigetragen haben. Dieser Dienst machte der mütterlichen Freundin so vieler junger Mädchen große Freude und war ein Segen. Es entspann sich dadurch ein reger Briefwechsel, und Alter und Jugend fühlten sich mächtig zueinander gezogen. Als die Achtzigjährige den Zeitpunkt kommen sah, sich von der Mitarbeit an dem Wochenblatt zurückzuziehen, wußte sie, daß ihr Wirken nicht umsonst gewesen sei.

Ohne Namensnennung wurde im Jahre 1918 in 100 000 Exemplaren ein Bußruf in Deutschland gedruckt und verteilt. An Frau Inspektor Rappard, deren Herz voll Liebe für alle Menschen, insonderheit für die verlorenen und verirrtten, man kannte, war die Bitte ergangen, den Traktat zu schreiben. Sie tat es unter viel Gebet. „*Kehre wieder!*“ betitelte sie ihn. „Ein Wort der Liebe an das deutsche Volk zur Rettung aus seiner Not.“ Es war ein eindrucklicher Ruf zur Heimkehr zu Gott. Was er erreicht hat, wird die Ewigkeit offenbar machen, desgleichen, ob die ihrem tiefsten Empfinden entsprungenen Strophen: „*Nicht lassen sollst du*“ in den Herzen ein Echo fanden.

Soldatenkarten, die in erster Linie für die im Kampf stehenden Chrischonasöhne bestimmt waren, fanden solchen Anklang, daß sie hohe Auflagen von mehreren Hunderttausend erlebten. Das Gedicht der Chrischonamutter: „*An unsere Soldaten*“ sei hier mitgeteilt zum Zeichen, wie nahe der Krieg mit seinen Schrecken ihr ging, die den Frieden so besonders liebte.

Wir denken an euch, wenn der dämmernde Morgen
mit goldenem Lichte die Schatten zerstreut.

Wir flehen: „O Herr, halte fest sie geborgen
in deinem allmächtigen Schutze auch heut!“

Wir denken an euch, wenn des Mittags Schwüle
mit bleierner Schwere sich legt auf das Land.

Wie heiß mag's euch werden im Schlachtengewühle!
Es deck' euch der Schatten der göttlichen Hand!

Wir denken an euch, wenn der Tag sich geneiget,
euch winkt nicht wie sonst die erlabende Rast;
doch er, der euch liebt, einen Ruheplatz euch zeigt
im Arm seiner Gnade, die treu euch erfaßt.

Wir denken an euch in der Mitternacht Dunkel,
wenn einsam und fröstelnd ihr steht auf der Wacht.
Blickt aufwärts und lest es im Sternengefunkel,
daß Israels Hüter auf euch auch hat acht!

Wir denken an euch, ob ihr stark seid und streitet,
ob matt und verwundet, ob dort oder hier.
Um alle die Seinen hält Jesus gebreitet
im Tod und im Leben sein Friedenspanier.

Wir denken an euch, und das Denken wird Beten,
und Beten wird gläubige Zuversicht schon;
denn er, unser König, will selbst zu uns treten;
er denket an euch auf dem himmlischen Thron.

An Pfingsten 1919 lag wieder ein fertiges Manuskript bereit. Auf bestimmte Anregung und Bitte hin ist es geschrieben worden, das nunmehr in Tausenden von Häusern verbreitete Andachtsbuch „*Sprich Du zu mir!*“

Eine köstliche Arbeit war dies Vertiefen in Gottes Wort und das Darbieten des Gewonnenen in 365 kurzen Betrachtungen. Es hat der Schreiberin selbst reichen Gewinn gebracht. Theologen sprachen es aus, wie sie sich an der von aller geistlichen Phrase freien, klaren Schriftauslegung freuen, und gleichzeitig schreibt ein Fabrikant: „Jeden Morgen lese ich eine solche Andacht mit meinen Arbeitern und kann bemerken, wie der Herr dieses Wort an ihren Herzen segnet.“

So fand auch das neue Buch Eingang bei Gebildeten und Schlichten, und zahlreich sind die Briefe, die von empfangenen Segnungen zeugen.

Die „Brosamen“ sagten über „Sprich Du zu mir!“: „Es gibt eine Legion von Andachtsbüchern, aber kaum eins, das in solchem Maß geeignet wäre, besonders jungen Christen und Anfängern ins Herz zu reden, ihnen die Bibel und den Heiland lieb zu machen. Freilich, auch gereifte Christen werden daraus heilsame Anregung für Erkenntnis, Gemüt und Leben schöpfen.“

Wie die Verfasserin ihr Werk aufgefaßt haben wollte, spricht sie am Schluß ihres Vorwortes aus:

„Und nun lege ich dies Büchlein mit seinem Hinweis auf das große Buch, dem es entnommen ist, meinen Freunden und Lesern in die Hand im Sinn jenes alten Pilgrims, den des

Königs Stimme über den Strom herüberrief, und der den Gefährten seinen wetterharten Wanderstock reichte mit den Worten: „Ich habe euch nichts zu vermachen als meinen guten Stab. Ich habe mich zeitlebens darauf gestützt. *Er ist bewährt.*“

Man denke nicht, daß diese greise Frau, die den Mittelpunkt ihrer engeren und weiteren Familie bildete, in ihrer schriftstellerischen Tätigkeit aufgegangen sei und keine Zeit für andres gehabt habe. O nein! Wie wir später noch hören werden, war ihr Herz und Haus immer offen für ihre Kinder und für Besucher und deren Anliegen. Auch fügte sie zwischen die Schreibstunden Stündchen gemütlichen Plauderns bei Handarbeit ein oder spielte auf ihrem Harmonium oder las alte und neue Bücher. Untätig war sie nie, und nie war ihr der Tag zu lang. Früher machte sie gern kleine Spaziergänge durch Wald und Flur; in den letzten Jahren aber zog sie es vor, von ihrem Balkon aus die wundervolle Aussicht und die reine Luft zu genießen. Es war ein prächtiges, stilles Plätzchen dort oben. Leuchtende Blumen und dunkle Blattpflanzen schmückten die Ecken, üppiger Efeu rankte sich um das Geländer, und auf einem bequemen Rohrstuhl saß die teure Mutter und blickte zuweilen von der Arbeit auf, hin zu den blauen Jurabergen und weiter zu den leuchtenden Schneefeldern der Berner Alpen. Oft hat sie an dieser Stätte Gäste empfangen. Man saß wie im Grünen, und Vogelsang schallte aus den nahen Bäumen. Friede erfüllte das Herz, und den Leiden war ein seliges „Hernach“ verheißen; hatte da Dora Rappard nicht ein frohes Alter?

Ihr Neffe, Dr. A. Kober in Basel, muß mit manchen andern so gedacht haben; denn er bat sie, ein Büchlein zu schreiben, das alternden Lesern Freude, Ermutigung und Gewinn bringen könnte. Sie machte sich mit dankbarem Herzen und, wie sie selbst sagt, mit einer gewissen jugendlichen Begeisterung an die Arbeit. Doch eine schwere Erkrankung und Trauer innerhalb des Familienkreises geboten ihr Einhalt. Sollte das so fein angelegte Werk unvollendet bleiben? Gott sei Dank, nein! Er gab neue Kraft, er gab Trost und endlich auch Freude zum Weiterschreiben. So entstand Dora Rappards abgeklärtes Buch „*Frohes Alter*“.

Sie war berechtigt, es zu schreiben, und sie legte zu ihrer reichen Erfahrung ihr ganzes Herz hinein. Darum durfte das

Büchlein auch so großen Segen stiften. Es würde zu weit führen, wenn einzelne Zeugnisse darüber gebracht werden sollten. Unzählige dankbare Leser, alte und junge, haben der betagten Verfasserin geschrieben. Die Alten dankten für Trost, Glaubensstärkung und neu angefachte Himmelshoffnung, die Jüngeren für den kostbaren Hinweis, wie man zu einem frohen Alter gelangen kann. Eine Frauenseele hatte ihre Gedanken und Erfahrungen ausgesprochen; aber auch manches Männerherz wurde durch ihre Worte tief bewegt. Ergreifend war zum Beispiel die Danksagung eines Neunzigjährigen. Ganz unbekannte Menschen ließen sich hören, und wie nie zuvor spürte man die große Sehnsucht nach Freude im menschlichen Geschlecht. Den Weg dazu zeigt Dora Rappards letztes Buch klar und schlicht. Sie schließt mit den Worten:

„Unsre Vergangenheit unter Jesu Blut, unsre Zukunft in seinen Händen, unsre Sorgen auf seinen Schultern, unsre Bitten in seinem Herzen: das gibt Ruhe, das macht still und froh.“

Eine Arbeit, die viel Gestaltungskraft und Zeit erforderte, ist im Jahr 1914 die *revidierte Ausgabe der „Gemeinschaftslieder“* gewesen. Vor nahezu 40 Jahren hatten Inspektor Rappard und seine Gattin das Buch erstmals zusammengestellt und, wie sie in der Vorrede sagen, viel inneren Segen dabei gehabt. Manche Auflage hat es erlebt, und durch verschiedene Anhänge wurde es im Lauf der Jahre ergänzt. Als wiederum neue Wünsche laut wurden, entschloß sich der Verlag, mit Frau Rappards Hilfe das ganze Werk einer Revision zu unterziehen. Mit welcher Sorgfalt, Liebe und Uneigennützigkeit sie die große Arbeit unternahm und zu Ende führte, weiß ihre Umgebung wohl.

Das Buch der „Gemeinschaftslieder“ in seiner jetzigen Gestalt ist also ein teures Vermächtnis der Heimgegangenen. Wie liebte sie den Gesang, wie freute sie sich an dem wohlgelungenen Werk, und wie wünschte sie ihm weite Verbreitung, damit auch durch die „Gemeinschaftslieder“ der Name des Herrn Jesu hoch gepriesen werde!

Beansprucht mit obigen Ausführungen die schriftstellerische Tätigkeit von Dora Rappard zuviel Raum in diesem Buch? Wir meinen es nicht, glauben vielmehr, den Lesern eine Freude zu machen mit den Schilderungen. Es ist längst nicht alles erwähnt.

was ihre Feder geleistet hat; aber das, was hier genannt wird, zeigt, wie besonders reich und fruchtbar auch die letzten Erdendjahre waren. Wahrlich, Mutter ging treu um mit dem ihr anvertrauten Pfund und mit ihrer Zeit. Sie konnte von Herzen einstimmen in das Lied: „Mein Tagwerk sei für Jesus!“

Zweierlei sei noch hervorgehoben. Erstens der Verkehr der Schriftstellerin mit ihren Verlegern, der sehr herzlich war. Einer von ihnen schreibt: „Bei niemand ist mir das bescheidene, selbstlose Wesen so entgegengetreten wie bei der seligen Frau Inspektor Rappard. Oft war sie geradezu ängstlich im Blick auf die Veröffentlichung ihrer Werke. Schriftlich und mündlich gab sie ihrem Erstaunen Ausdruck, daß wir so hohe Auflagen wagten. Nie sprach sie ein Wort über Honorar.“ —

Nein, die Kunst des Geschäftemachens hat sie nie gekannt. Sie wollte nur Segen stiften.

Ein zweites bezieht sich auf den äußeren Erfolg ihrer Bücher. Wie erwähnt worden ist, wurden sie durchweg günstig beurteilt. Manche wurden in andre Sprachen übersetzt; die meisten erlebten mehrere Auflagen. Woher kam das? Man wird antworten: Es war Gottes Segen. Gewiß, aber sie tat auch treulich ihre Pflicht. Begabung, Inspiration, Leichtigkeit der Ausdrucksweise können nicht Großes und Bleibendes schaffen, wenn nicht die Geistesarbeit hinzukommt. Dora Rappard hat viel gearbeitet. Ihre Sammelbücher legen ein Zeugnis davon ab, und auf mancherlei Weise hat sie weitergeforscht. Sie begnügte sich nicht damit, einmal etwas Gutes geleistet zu haben, in der Annahme, es werde so weitergehen. Nein, tiefer noch grub sie in dem Schacht der Erkenntnis und des Wissens; insbrünstiger betete sie um den Geist Gottes, damit kein Gebiet seinem Einfluß sich entziehe; sorgfältiger feilte sie an ihren Worten, und immer froher und dankbarer schöpfte sie aus dem Buch der Bücher, was höchste Weisheit bedeutet. Wer Vollkommenes leisten will, darf nie aufhören zu lernen. Auf jedem Gebiet der Kunst gilt dieser Grundsatz. Ihm huldigte bis ins hohe Alter hinein auch unsre Mutter. Deshalb glauben wir, am Schluß dieses reichhaltigen Kapitels die Worte aus Psalm 45, 2 auf ihre Lippen legen zu dürfen:

„Mein Herz dichtet ein feines Lied; ich will singen von einem König; meine Zunge ist ein Griffel eines guten Schreibers.“

„Als die Traurigen - aber allezeit fröhlich“

Einen Augenblick wollte die Feder beim Schreiben des Nachsatzes stocken. Dora Rappard hat intensiv gelitten, besonders beim Heimgang ihrer Lieben und bei schmerzlichen Ereignissen in ihrer Familie. Da ward sie in Wahrheit eine Trauernde. Konnte sie daneben fröhlich sein? Ja! So wie der Glaube die in Staub gebeugte Seele aufrichtete, durfte sie sprechen: „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!“ Und Sieg ist Freude. Sie erfuhr die Wahrheit der Heilandsworte: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!“ Getrost, getröstet sein, und zwar durch den, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, das bringt das geängstete Herz zur Ruhe. Ruhe aber ist Friede und Freude.

In den Leidenszeiten war es das Schwerste, daß die früheren Zweifel sich wieder regten. Der Teufel, der umhergeht und sucht, welche er verschlinge, macht nicht halt vor den Gotteskindern. Im Gegenteil, wenn durch Krankheit und Trauer Leib und Seele geschwächt sind, dann versucht der listige Feind Eingang zu gewinnen. Aber Dora Rappard hielt sich an ihren unsichtbaren König und gewann in seiner Kraft den Sieg.

Satan muß weichen mit tödlichem Stich,
wenn ich ihm sage: Mein Jesus liebt mich!

Und aus der Tiefe ihres Herzens sang sie:

Ob mir Mosis Donner droht,
ob die Sünd' macht Müh' und Not,
ob mir nahet Sorg' und Schmerz,
eine Antwort hat mein Herz:

Jesus!

O du sicherer Bergungsort,
keine Macht kann reißen fort
mich aus deiner starken Hand,
wenn ich rufe unverwandt:

Jesus, Jesus, Jesus!

Heimgang der Eltern

Bischof Gobat, der teure, verehrte Vater, ging am 11. Mai 1879 in Jerusalem, wohin es ihn während seiner letzten Besuchsreise in der alten Heimat so mächtig zurückgezogen hatte, zur Ruhe des Volkes Gottes ein. Ihm folgte am 1. August die geliebte Mutter. Dora fühlte sich verwaist. Ein Kind bleibt seiner Eltern Kind, auch wenn es glückliche Gattin, ja selber Mutter geworden ist. Der Verlust von Vater und Mutter in einer so kurzen Spanne Zeit brachte viel Herzweh mit sich. Die weite Entfernung hatte ein Hineilen an das Sterbebett unmöglich gemacht, und trotz der starken Liebe ihres Gatten empfand die Tochter den Heimgang ihrer Eltern, denen sie so viel zu verdanken hatte, als herben Schmerz.

In ihrem Tagebuch finden sich bis in die letzten Jahre hinein Anklänge an dieses Erleben. Einmal heißt es: „Gestern waren es 13 Jahre, daß mein geliebtes Mütterlein von uns gegangen. Mutter! Meine Mutter!“

Und Blumen von dem stillen Grab auf Zion, die Schwester Elise von Rämismühle bei ihrem Aufenthalt in Palästina im Jahr 1913 gesandt hatte, finden wir sorgfältig aufgeklebt und darunter die Worte: „Mein Vater und meine Mutter verlassen mich. Auch du, mein Heinrich, hast mich für diese Erde verlassen. Aber Jesus, ich habe dich! Bring uns alle zu dir, daß wir heimkommen!“

Johannes und sein Brüderlein

Das Jahr 1879 brachte weiteres Leid. Als im November das Söhnlein Johannes, an dem sich die junge Mutter nur drei Tage hatte freuen dürfen, in Gottes Hand zurückgelegt werden mußte, ging sie durch tiefes Weh. Es folgte eine Zeit der Traurigkeit und innerer Anfechtung. Aber die Sonne brach durch die Nebelwolken, und als im April 1881 abermals ein Kindlein kam und ging, hatte die Mutter ihre Lektion gelernt und bekannte demütig:

Ich hatte mir mein Pilgerzelt
zu fest hienieden aufgestellt,
zu lieblich eingericht't.
Da kam mein Herr mit Liebestreu
und riß heraus der Pfähle zwei,
verschonte meiner nicht.

O Herr, da du mir brichst das Herz,
so zieh es, zieh es himmelwärts
mit meinen Kindlein fort!
Und laß die holden Brüderlein
in deiner Hand nun Pfähle sein,
mich festzuhalten dort!

Oft in späteren Jahren, wenn sie einem Leichenzug begegnete und sagen hörte: „Es ist nur ein Kind“, bereitete es ihr Schmerz. Ein Kind, klein oder groß, ist ein Stück vom Mutterherzen. Wenn auch nur ein kleines Särgelein in die Erde gesenkt wird, ist es doch eine begrabene Hoffnung. Und auch dem kleinsten Kind gilt das große Wort: „Sie leben ihm alle.“

Mit ihrem Gatten, dem sie in dankbarer Freude gesagt hatte: „Dein Volk ist mein Volk“, trug Dora Leid um die Glieder seiner Familie, die vom Herrn heimgeschieden wurden, und auch das Sterben ihrer Brüder in England ging ihr sehr nahe. Alles aber zog himmelwärts. Benoni, mit dem sie durch das eine in Romsey gemeinsam verlebte Jahr besonders verbunden war, hinterließ eine junge Gattin und drei Kinder.

August

Unaussprechlich war der Schmerz, als am 25. Mai 1894 August, der heißgeliebte älteste Sohn, im Arm der Mutter, die an sein Krankenbett nach Göttingen geeilt war, seine schönen blauen Augen für das Erdenlicht schloß. Damals gingen die Wellen der Trübsal hoch; Leib und Seele drohten zu verschmachten; aber das selige „Dennoch“ siegte. Gott war doch ihres Herzens Trost und ihr Teil.

Der starke Glaube ihres Gatten, der den Verlust des einundzwanzigjährigen, begabten Sohnes nicht weniger empfand, und seine tragende Liebe waren der gebeugten Mutter eine große Hilfe. Die Zeit heilte diese Wunde nicht. Das Weh wurde wohl leiser, wie sie es nach Jahren so wundervoll ausdrückt:

Vergessen? Nein, ich kann es nie vergessen!
Noch heute ist das Weh so unermessen
wie weites Meer. Doch in den stillen Fluten,
da spiegeln sich des Himmels goldne Gluten.

Aber jetzt hat das Leid aufgehört. Die Mutter hat ihren Sohn wieder.

Für nähere Mitteilungen über unsers geliebten August Leben und Leiden soll wieder auf das Lebensbild von C. H. Rappard verwiesen werden. Dort hat die Mutter ihm ein Denkmal der Liebe und Treue gesetzt. Auch in ihrem allerletzten Buch, dem Gedichtband „Abendglocken“, schlägt sie die Hülle ihrer Seele zurück und gewährt einen Einblick in das tiefe Weh, das ihr des Sohnes früher Heimgang bereitet hat. Doch auch der göttliche Trost ist zu verspüren:

Mein Sohn, mein Sohn, du wurdest mir genommen,
damit mein Herz,
auch aus dem feinsten Erdenband entkommen,
flög' himmelwärts.

Wohlan, es sei! Ich seh' die Perle glänzen,
die Jesus gibt
der Seele, die ohn' Maß und ohne Grenzen
ihn einzig liebt.

C. H. Rappard

Der härteste Schlag, wie Dora Rappard es selbst nennt, traf sie, als am 21. September 1909 auf einer Evangelisationsreise in Deutschland ihr Lebensgefährte, ihr treuer Gatte, von seinem Meister abgerufen wurde. Das Telegramm aus Gießen, das die erschütternde Nachricht nach St. Chrischona bringen sollte, lautete: „Gestern abend herrlich gezeugt, in der Nacht sanft entschlafen.“ „Ich reiste sofort ab“, schreibt sie, „und durfte die teure Leiche noch sehen in dem Stübchen des Vereinshauses in Gießen, wo der Vielgeliebte sich zur letzten Ruhe hingelegt hatte. Ein Ausdruck hoher, triumphierender Freude lag auf dem schönen Antlitz. Er hatte es sich immer gewünscht, im Amte stehend zu sterben. Sein König hat ihm die Bitte gewährt, und mitten im heißen Schmerz mußte ich mich für ihn freuen. Aber das Heimkommen ohne ihn war bitter, und das Weiterleben ohne ihn wird nur versüßt durch die Nähe des Herrn, durch die zartfühlende Liebe meiner Kinder und durch die Gemeinschaft im Geist, die kein Tod trennen kann.“

Bei Christo hier, bei Christo dort,
o seliger Begegnungsort!
So sind wir nicht geschieden weit;
er ist nur auf der andern Seit'."

Es war ein Unterschied zwischen der Trauer um den geliebten Gatten und dem Herzeleid um den Sohn. Ersterer war gleichsam eine reife, goldene Ähre gewesen, der Sohn erst ein grünender, doch vielversprechender Halm. Des einen Lebenswerk war vollendet; des andern Dienst sollte erst beginnen. In dem Leidenskelch von 1909 war kein bitterer Tropfen. Aber das Heimweh nach dem, der zweiundvierzig Jahre lang ihres Lebens Freude und Kraft gewesen war, nach der lieben, starken Hand, in die sie die ihre so gern gelegt hatte, blieb bestehen. Es war etwas Verklärtes um ihr Witwenleid. Kam es wohl daher, daß sie im Blick auf die ewige Freude ihres Heinrich sprechen konnte:

Wohl dir, wohl dir! — Ob deinem Glück
kann ich's vergessen schier,
daß du mich ließest hier zurück.
Mir scheint, als hätte ich ein Stück
der Herrlichkeit mit dir;
denn nicht des Todes Graun hab' ich gesehn,
nein, Lebenskräfte sind's, die mich umwehn.

Hildegard

War nicht der Trauer genug? In der Familiengruft in Riehen schlummerten die edle Mutter Rappard, der vielgeliebte Gatte und ihre jüngste Schwägerin Charlotte; nicht weit davon hatte am 26. Februar 1920 der teure Schwiegersohn Hanke seine letzte Ruhestätte gefunden, und nun sollte die betagte Mutter noch einmal am offenen Grab stehen?

Man hätte ihr so gern einen schmerzfreien, friedevollen Lebensabend gegönnt. Statt dessen hatte der Weltkrieg zu toben begonnen, und das Dröhnen der Kanonen war auch in ihr stilles Zimmer gedrungen. Sie mußte durch mancherlei Trübsal gehen, und dazu kam eine Todesnachricht, die sie besonders bewegte.

Hildegard, ihre geliebte Tochter, die mit großer Energie gegen ein tückisches Lungen- und Herzleiden gekämpft hatte, war am Ende ihrer Kräfte. Sie hatte sich schon lange darauf vor-

bereitet, ihrem König zu begegnen, und als am 27. Februar 1921 die Sterbestunde kam, war der Tod in den Sieg verschlungen. Der Mutter Herz litt, doch tröstete sie das Wort: „Über ein Kleines“. Sie sagte: „Ich werde die erste sein, die unsre Hildegard wiedersieht.“

Wie in seines Vaters Lebensbild dem Sohn August ein Erinnerungsblatt gewidmet wurde, so soll in ihrer Mutter Lebensbild das Andenken an Hildegard festgehalten werden.

Am 17. Mai 1876 geboren, wuchs unsre liebliche, dunkel-äugige Hildegard als ein frohes Glied des großen Familienkreises auf St. Chrischona auf. Sie war leicht zu lenken und sehr empfänglich für jegliche, auch die leiseste Zurechtweisung. Ihre Schulung empfing sie von 1883 bis 1890 in Basel, dann von ihrer älteren Schwester auf St. Chrischona. Durch einen Unfall wurde das liebe Kind in die Stille geführt und empfing da reichen Segen. Der tiefe Eindruck ihrer Sündhaftigkeit, der sie schon als kleines Kind sehr stark bewegt hatte, trat mit neuer Kraft hervor. Sie hatte das Bedürfnis, alles, was sie als Untreue und Befleckung empfand, ihrer Mutter zu offenbaren, und wurde glücklich in dem Bewußtsein, daß das Blut Jesu Christi rein von aller Sünde macht.

Am Gründonnerstag 1892 wurde sie nach vorangegangenem Unterricht von ihrem Vater konfirmiert. Damals erwachte in ihrem Herzen der Trieb, dem Herrn als Diakonisse zu dienen. Dieser Wunsch wurde verstärkt, als sie ein halbes Jahr im Institut *Bon Pasteur* in Straßburg weilte, eine Zeit, in der ihr inneres Leben reichlich gefördert wurde.

Im April 1894 trat sie in das Diakonissenhaus Bern ein, dessen Leiter langjährige Freunde der Eltern waren. Bald finden wir Schwester Hildegard in tätigem Dienst im Kantonspital St. Imier, später in Hérimoncourt bei Montbéliard, wo sie mit einer älteren Schwester ein kleines Krankenhaus zu bedienen und viele Leidende in ihren eigenen Häusern zu pflegen und zu beraten hatte. Da war unsre Hildegard ganz in ihrem Element. Sie war, wie ein Freund es aussprach, Evangelistin sowohl als Krankenpflegerin. Wie gern diente sie!

Wohltun war ihre Lust. Aber bald nach Neujahr 1897 erkrankte sie an einer Brustfellentzündung, die weder sie noch die leitende Schwester erkannte, bis ein völliger Zusammenbruch

der Kräfte eintrat und sie dem Tode nahebrachte. Da holte die Mutter ihr krankes Kind nach Hause, und voll Glaubenszuversicht kniete der Vater Tag für Tag an ihrem Lager, sie den Händen des großen Arztes befehlend. Nach manchen bangen Wochen durften die Eltern die Erhörung ihres Flehens erfahren.

Im Herbst versuchte Hildegard, wieder eine Arbeit aufzunehmen; aber es zeigte sich bald, daß die Kräfte nicht ausreichten, und mit Wehmut mußte die junge Diakonisse erkennen, daß sie auf den geliebten Dienst verzichten müsse.

Da war es, daß Fräulein Peugeot von Valentigney, die Hildegards Arbeit in Hérimoncourt kennen und schätzen gelernt hatte, den Eltern den Vorschlag machte, die liebe Tochter ihrer Obhut anzuvertrauen in der Hoffnung, daß sie mit der nötigen Schonung und Pflege ihre gesegnete Arbeit weiterführen könnte. Eine göttliche Führung wurde in dieser Wendung erkannt, und im Oktober 1898 trat unsre Hildegard in das Haus ein, das ihr zur zweiten Heimat werden sollte.

War sie anfangs auch durch ihre schwache Gesundheit gehemmt, so erstarkte sie doch zusehends und konnte eine ganze Reihe von Jahren mit feurigem Eifer und zunehmender Freude ihre Arbeit tun, sowohl in dem zum Gut von Fräulein Peugeot gehörenden Krankenasyll als auch unter der Dorfbevölkerung, ganz besonders unter den jungen Mädchen. Der von den beiden im Glauben und in der Liebe engverbundenen Freundinnen geleitete Jungfrauenverein gedieh und stand bald in schönster Blüte. Das eigens dafür erworbene Haus wurde nicht nur eine Stätte reichen Segens, sondern auch edler Bildung. Der Einfluß jener Arbeit reichte weit über die nähere Umgebung hinaus, indem Hildegard mehrere Jahre lang als Vizepräsidentin den französischen nationalen Jungfrauen-Bund mitleitete. In dieser Eigenschaft machte sie einige interessante Reisen nach Deutschland, England, Holland und Italien. Viel Vertrauen wurde ihr entgegengebracht; überall gewann sie die Herzen.

Die Verbindung mit dem Elternhaus blieb rege und innig. Fast an allen Familienfesten nahm sie teil, und aus der Ferne erlebte sie Freud und Leid mit den Ihrigen. Der Heimgang des geliebten Vaters ging ihr außerordentlich nahe; sie hatte sich von ihm in ihren hohen Idealen und ihrem feurigen Wesen besonders verstanden gefühlt.

Im Jahr 1912 zeigten sich wieder Spuren der überwunden geglaubten Lungenkrankheit. Was zur Wiederherstellung nötig zu sein schien, wurde getan; aber das Leiden machte Fortschritte. Ein köstliches Jahr verbrachten Hildegard und ihre Freundin auf St. Chrischona; dann siedelten sie in ein Sanatorium bei Lausanne über. Bis zu einem gewissen Grad gebessert, kehrte sie im Sommer 1919 nach Valentigney zurück. Die üblen Folgen des Krieges hatten sich auch dort fühlbar gemacht, und eifrig wurde die Arbeit wiederaufgenommen. Unsere Hildegard hatte das bestimmte Vorgefühl, daß sie nur noch kurze Zeit zum Wirken habe. Um so offener war der Segen.

Das Jahr 1920 brachte den Ihren zu St. Chrischona noch zwei kostbare Besuche der Geliebten. Im September konnten wir uns nicht verhehlen, daß sie schwerkrank sei, und der Abschied griff tief ans Herz.

Einmal noch wurde sie im Herbst in eine Nachbargemeinde von Valentigney gerufen und redete dort vor etwa 700 jungen Mädchen von der *einen* köstlichen Perle, die es um jeden Preis zu erlangen gilt. Sie bezeugte nachher, ihr Leben lasse sich zusammenfassen in das Wort: Er hat zu mir gesagt: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.

Bis zuletzt arbeitete sie, und wenn sie nicht zu ihren Vereinstöchtern gehen konnte, kamen diese zu ihr. Das letzte Weihnachtsfest war besonders gesegnet; ein Glanz der Ewigkeit lag darauf.

Am 12. Januar wurde ihr Zustand durch eine Erkältung verschlimmert, doch klangen ihre Briefe freudig und getrost. Die völlige Ruhe, zu der sie nun gezwungen wurde, tat ihr wohl. Da trat eine ernste Wendung ein, und eine ihrer Schwestern reiste sofort zu ihr. Ach, sie fand eine Hinwegeilende! Acht kostbare, aber ernste Tage brachte sie bei der teuren Kranken zu, der Schwäche und Atemnot viel Mühe machten. Klagen hörte man nie, nur Dank für Liebe und sorgsame Pflege und für ihrer Schwester Dasein. Wohl entbehrte sie die Mutter, die in ihrem achtzigsten Lebensjahr die Reise nicht hatte wagen dürfen; aber sie betonte, daß die innere Gemeinschaft des Geistes so fühlbar sei, daß die körperliche Trennung nichts ausmache. — Es ging nicht ohne Kampf, ihr reiches, fruchtbares Leben schwinden zu sehen, und es war ergreifend, sie beten zu

hören: „Vater, mach mich ganz einverstanden mit deiner Führung! — *Ich bin* einverstanden, und ich vertraue dir.“

Einmal drückte sie wie als leise Frage den Wunsch aus, „bei Vater und Mutter in der heimatlichen Scholle“ bis zum Aufstehungsmorgen liegen zu dürfen. Als sie hörte, daß ihre Mutter diese letzte Bitte mit wehmütiger Freude erfüllen würde, leuchteten ihre dunklen Augen, als ob sie sich aufs Heimkommen freue. Einer Freundin schrieb sie in jenen Tagen: „Mein Leiden hat zugenommen. Bald werde ich den König sehen in seiner Schöne.“

Eine andre ihrer Schwestern löste die erste ab. Es war nicht für lange Zeit. Das Ende nahte. Den herbeigekommenen Arzt fragte sie: „Ist das wohl das Sterben? O, dann ist es nicht schrecklich! Ich bin in vollem Frieden.“ Stille Nachtstunden folgten, und in der Sonntagsfrühe des 27. Februar 1921 schief sie sanft und selig ein.

Eine ergreifende Trauerfeier fand am 2. März in der Kirche zu Valentigney statt, und tags darauf wurde in Riehen, am Fuß des heimatlichen Berges, das teure Samenkorn in die Erde gebettet.

Über unsrer Hildegard Leben wurde nach ihrer eigenen Wahl das Wort gesetzt: „Wir haben solchen Schatz in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns.“

Als die Traurigen — — — es gibt Leiden, die schmerzlicher sind als das Heimgehen unsrer Lieben. Das mußte unsre Mutter auch erfahren.

Aber allezeit fröhlich — — — es gibt mitten in der Trübsal Tröstungen und Erquickungen vom Angesicht des Herrn, die der göttlichen Freude zum Durchbruch helfen. Das durfte unsre Mutter ebenfalls erfahren.

Viel Liebliches war ihr an ihrem Lebensabend noch beschieden, wie wir an andrer Stelle sehen werden. Alles aber läßt sich zusammenfassen in die Worte des 23. Psalms: „Er erquicket meine Seele. Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir.“

Die Witwe

In ihrem Heim

Durch die Allee der herbstlich gefärbten alten Bäume war der Sarg, der die sterbliche Hülle des geliebten Gatten, Vaters und Chrischona-Inspektors C. H. Rappard barg, zur Dorfkirche und dann zum Friedhof in Riehen gebracht worden. Es war eine mächtige Trauerversammlung. Man fühlte, daß mit dem Heimgang dieses Mannes nicht nur seine Familie, sondern das Reich Gottes auf Erden einen Verlust erlitten hatte. Aber schon am Grabe brach etwas von dem Trost durch, der in den Worten liegt: Der Mann Gottes hat uns verlassen, aber der Gott des Mannes ist uns geblieben.

Mit diesem Gott begann Dora Rappard ihre Witwenschaft. Es war Ende September 1909. Zunächst veränderte sich ihr äußeres Leben nicht. Ihrem Schwiegersohn Friedrich Veiel wurde vom Komitee der Pilgermission die Fortführung des gesegneten Werkes anvertraut, und sie blieb die geehrte und geliebte Frau Inspektor. Er war dankbar, sie jederzeit bereit zu finden, wenn er ihren Rat einholte. An den täglichen Schwarz-Kaffeestündchen, wo man ungestört zusammen sein konnte, wurde oft über die Angelegenheiten des Werkes gesprochen. Ihre Teilnahme dafür blieb trotz des Wechsels ungeschwächt. Gern führte sie das Kassenamt weiter und blieb so in Verbindung mit den vielen Freunden von St. Chrischona.

Im Sommer 1910 richtete die teure Witwe sich im ersten Stock ihres Hauses ein, um ihren Kindern, der Inspektorsfamilie, Platz zu machen. Wohl waren die Räume kleiner; aber sie wurden ungemein traulich. Im Eckzimmer, wo sie ihre Besuche empfing, stand am südlichen Fenster ihr kleiner Schreibtisch. Wer hat sie nicht dort sitzen sehen? Hob sie den Blick von ihrer Arbeit empor, schweifte er, im Winter über ihr Vogelhäuschen hinweg, über Wiesen und Wälder hin zu den blauen Bergen. Besonders am Abend war es schön, wenn die untergehende Sonne den westlichen Himmel verklärte und den Wolken einen

Silberrand verlieh. Es war wie ein Bild ihres Lebensabends. Nicht wolkenlos war er; aber die Sonne Jesus Christus erleuchtete ihn. — Vor ihrem Fenster auf dem Balkon war ein Futterhäuschen angebracht. Jeden Wintermorgen, bis zuletzt, ließ die liebe Frau es sich nicht nehmen, selbst hinauszugehen, um Körner oder Brotkrumen zu streuen. Die Vögel dankten es ihr durch fröhliches Zwitschern, und sie beobachtete zu gern ihr Leben und Treiben, auch ihr Streiten. Besonders freute sie sich, wenn eine Amsel kam; sie ahnte dann schon etwas von deren jubelndem Frühlingslied.

Im Nebenzimmer hatte der große, alte Schreibtisch seinen Platz gefunden, doch benützte sie ihn jetzt seltener, und wenn die Sommerhitze drückte, verzog sich Mutter in ihr nach Norden gelegenes Schlafzimmer, wo ebenfalls ein Schreibplatz eingerichtet wurde. Schreiben war eben ihr Element. Bei dieser Gelegenheit schenkten ihre Töchter ihr ein kleines Büromöbel mit folgenden Worten:

Das Zimmer von Muttern ist sonnig und licht,
der Schreibtisch am Fenster ist wie ein Gedicht,
wenn über die pickende Vogelschar
der Blick schweift zum Himmel hin wunderbar.

Der Tisch in der Ecke ist traulich und wert,
hat tausend der köstlichsten Briefe beschert;
doch steht er im Duster und kann allein
ihr dienen am Abend beim Lampenschein.

Wenn aber im Sommer die Sonne heiß brennt,
schnell Mutter ein andres Schreibplätzchen kennt.
Im Schlafgemach ist noch ein Tisch fürwahr;
doch ist er der Schreibutensilien bar.

Drum bringen wir Kinder ein Schränkchen herbei,
damit unsre Mutter an jeglichen drei
Schreibtischen daheim sei bei Tag und Nacht,
im Winter, und auch wenn die Sonne lacht.

Du herzlichste Mutter, o schreibe noch lang!
Und rastet die Feder, so werd' dir nicht bang!
Nur bleibe bei uns; denn an jedem Platz
bist du unser Mittelpunkt, unser Schatz.

Was der einsamer gewordenen Frau neben den laufenden Arbeiten die Zeit ausfüllte und das Heimweh nach ihrem Gatten milderte, war das Schreiben ihres ersten Buches — sein Lebensbild. In einem andern Kapitel ist über ihre literarische Tätigkeit mehr gesagt. Darum sei hier nur erwähnt, daß es ihr große Freude bereitete, das Leben dessen zu zeichnen, mit dem sie so innig verbunden war. Wenn sie sich zu diesem Zweck zurückzog, sagte sie so lieb und schlicht: „Ich gehe zu Papa.“ Ja, das half ihr über den Trennungsschmerz hinweg; es war dann immer, als ob ein Strahl der himmlischen Herrlichkeit auf sie falle.

Dem ersten Buch folgten weitere Werke, und so war ganz ungesucht ihr Witwenleben reich an neuer, köstlicher Arbeit.

Etwas andres, was Mutters Leben bereicherte, war ihre Mit Hilfe bei Andachten und Bibelstunden im Haus „Zu den Bergen“. Die Bibelschule für Schwestern, die eine der letzten Gründungen Inspektor Rappards war, besaß ihre volle Teilnahme. Jahr für Jahr ging sie wöchentlich mehrmals den Weg am Wald entlang hin zu dem lieben Haus. Hatten im Winter hauptsächlich die Schülerinnen das Vorrecht, zu ihren Füßen zu sitzen, so waren es im Sommer die Erholungsgäste, die ihre köstlichen Bibelstunden schätzten. Die Ewigkeit erst wird ganz offenbaren, welcher Segen auf diesem Dienst der Magd des Herrn lag; aber auch hier schon trat manche Frucht zutage, deren sie sich in Demut freute.

Wertvolle Beziehungen wurden durch den Verkehr mit den Gästen geknüpft, und es war der Leiterin des Hauses, ihrer Tochter Mia, eine Erleichterung und Freude, liebe Seelen, besonders müde und bedrückte, ihrer Mutter zuweisen zu dürfen, konnte sie doch trösten in allerlei Trübsal mit dem Trost, damit sie getröstet wurde von Gott (2. Kor. 1, 4). Beim Ostfenster ihres stillen Zimmers sitzend, hörte sie mit Teilnahme zu, wenn man ihr das Herz ausschüttete. „Mein Beichtstühlchen“ nannte eine Freundin den Platz neben ihr. Aber auch andre Gespräche wurden geführt, interessante, geistvolle, und von auswärts kamen Besucher, die ein Stündchen der Gemeinschaft mit Dora Rappard genießen wollten.

Einst brachten Freunde eine Dame zu ihr, die schon lange gewünscht hatte, ihre Bekanntschaft zu machen. Es fiel der anwesenden Tochter auf, wie wenig ihre Mutter bei dieser Begeg-

nung sprach, und es wollte ihr fast leid tun, daß die Fremde keinen Einblick in die Seele und den reichen Geist gewinnen würde. Nachher aber erfuhr sie, daß gerade das Schweigen und das friedliche Angesicht allein den tiefsten Eindruck auf den Gast gemacht hatten.

Immer blieb Frau Inspektors Tür und Herz auch für die Brüder der Anstalt offen, die es als ein Vorrecht empfanden, mit ihr verkehren zu dürfen. „Die kurzen Augenblicke der Stille bei ihr waren mir immer Weihestunden. Ihr liebevoller Blick und ihr so freundliches Lächeln waren überaus wohltuend; ihr klares Urteil, gepaart mit zartester Rücksicht, wirkte befreiend“, so bezeugt einer im Namen vieler.

Bei alledem gehörte ihre größte Liebe und ihre meiste Zeit den Gliedern ihrer Familie. Immer, immer durften groß und klein zu ihr kommen. Aber einsam ist eine Witwe wohl stets, auch wenn noch soviel Liebe sie umgibt. Darum suchte sie mehr denn je Freude und Stärkung in der Gemeinschaft mit dem Herrn. Die ersten Morgenstunden war sie gern allein mit ihrem Gott. Da las sie ihre Bibel und ihre Andachtsbücher; da betete sie. Denn das ist eine rechte Witwe, die einsam ist, die ihre Hoffnung auf Gott stellt und bleibt am Gebet und Flehen Tag und Nacht (1. Tim. 5, 5).

Die eigenen Töchter lernten es, ihre Mutter mit vielen andern Menschen zu teilen. Vornehme und Einfache, Alte und Junge fühlten sich gleichermaßen zu ihr hingezogen. Allen konnte sie etwas sein, etwas bieten. Der Schatz ihres Herzens war unerschöpflich, und ihre hervorragende Begabung machte, daß auch Gelehrte sich gern mit ihr unterhielten. Es wurde oft von ihr als von einer bedeutenden Frau gesprochen. Ja, das war sie; aber gleichzeitig eignete ihr ein echt weibliches Zurücktretten. Und wenn sich etwas wie Selbstbewußtsein regen wollte, zum Beispiel bei dem großen Lob, das ihren Büchern gezollt wurde, so war sie unglücklich darüber und nahm jede Demütigung, die ihr widerfuhr, als Zuchtmittel ihres göttlichen Erziehers still an. Es gab ja auch etliche Menschen, die Dora Rappard nicht verstanden und ihr manchen Schmerz bereiteten. Sie hat es ihnen vergeben, so völlig, daß sie am Ende ihres Lebens sagen konnte: „Ich bin in vollem Frieden auf der ganzen, weiten Welt.“

Wenn man zu ihr kam, hatte man nie das Gefühl, sie zu

stören, obwohl sie immer an der Arbeit war. Zu jeder Auskunft, jedem Rat, jedem Dienst war sie sofort bereit. Unwillig hat ihre nächste Umgebung sie nie gesehen. Das Geheimnis davon finden wir in einer Zurechtweisung, die sie ihrer erwachsenen Tochter einmal gab.

Es lag eine besondere Arbeit vor, und jedwede Unterstützung war zugesichert worden. Im entscheidenden Moment aber versagten alle Hilfskräfte. Darüber wurde die Tochter etwas erregt und mutlos. „Mein Kind“, sagte die Mutter, „du weißt, daß dir nichts andres übrigbleibt, als jetzt die Arbeit allein zu tun; so tu sie auch *gern*, dann bist du gesegnet.“ Mutter diente gern und freudig. Deshalb stand sie auch stets zur Verfügung, wenn man in irgendeiner Verlegenheit und zu irgendwelcher Zeit zu ihr kam.

Ein Sekretariatsgehilfe, der öfter mit Frau Inspektor Rappard zu tun hatte, vertraute einst seine Gedanken über sie dem Papier an. Die poetische Form ist nicht vollkommen, aber der Inhalt so lieblich und wahr, daß wir das Blättchen, das der also Besungenen nie unter die Augen kam, hier abdrucken wollen:

Es ist doch etwas Sonderbares in dem Leben;
wie gar verschieden sind wir Menschen doch!
Dem einen ist's wie in den Schoß gegeben,
dem andern kommt es vor wie schweres Joch.
Das, was ich bei der lieben Greisin sah, vergeß ich nie;
denn immer freundlich lächelnd fand ich sie.

Am frühen Morgen schon war sie zu sprechen;
meist saß sie dort an ihrem Fenstertisch.
Ich dachte oft: Jetzt wirst du sie wohl unterbrechen;
doch überrascht war ich, ich fand sie frisch.
Und die Erledigung ging dann auch ohne Müß';
denn — freundlich lächelnd fand ich sie.

So gegen Mittag war vielleicht Besuch in ihrem Zimmer.
Was zu erledigen, es drängte sehr.
Ich sagte mir: 's wird heut nicht leichthin gehn wie immer;
ich bin jetzt nicht allein, es harren ihrer mehr.
Trotzdem ging es so gut, und dann noch wie?
Denn wieder freundlich lächelnd fand ich sie.

Am Abend spät führt noch ein Auftrag mich zu ihr;
Aufschub erlitt es nicht, es sollte heut noch sein.
Ob sie auch jetzt noch da? Ich zagte an der Tür —
ob man es wagen durfte, noch so spät zu ihr hinein?
Doch welche Freud' — Enttäuschung gab es nie;
denn nochmals freundlich lächelnd fand ich sie.

Noch ein bezaubernder Zug sei hervorgehoben. Wenn es im Anstaltsleben oder im Brüderkreis etwas Schweres gab und ihr Schwiegersohn es ihr nicht verbarg, pflegte sie an ähnliche Begebenheiten vergangener Jahre zu erinnern. Dieses Vorgehen bekundet feinen Takt und große Liebe. Der junge Inspektor sollte nicht meinen, daß früher alles nur glatt gegangen sei; nein, aber wie damals der Herr des Werkes durchgeholfen habe, so würde er es auch jetzt wieder tun.

Es liegt uns fern, unsre Mutter mit einem Heiligenschein zu umgeben. Das Buch, das ihren Lauf erzählt, muß wahr sein. Aber soll das Schöne und Lichte ausgemerzt werden, nur weil Kindeshand die Schatten nicht in den Vordergrund rücken kann? — Wir flüchten uns in dieser Verlegenheit zu ihr, die uns so oft geholfen hat, und wenden auch auf ihr Leben an, was sie im Vorwort zu ihres Gatten Lebensbild schrieb: „Man weiß es ja, es ist kein Bild ohne Schatten, kein Charakter ohne Fehler, und auch Menschen, die mit Ernst der Heiligung nachjagen, können des trostreichen Wortes nicht entbehren: Und ob jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesus Christus, der gerecht ist. Und: Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde. — Es ist unser ernstes Verlangen, daß dies Lebensbild nicht den schwachen, sündigen Menschen, sondern den großen, barmherzigen Herrn verherrlichen möchte.“

Auch als Witwe hat Dora Rappard manche liebliche Reisen gemacht. Immer durfte eine ihrer Töchter oder die älteste Enkelin Doris oder — zur Feier ihres zwanzigjährigen Dienstjubiläums — Selma sie begleiten. Sie suchte gern ihre Erholung an Seegestaden und auf Bergeshöhen der schönen Schweiz. An manchen stillen Orten vollendete sie eine schriftliche Arbeit.

Im September des Jahres 1911 besuchte sie ihre Kinder Simon im Siegerland und war der geliebteste Festgast bei der Taufe des jüngsten Söhnleins Otto-Heinrich. Über Gießen, den

Ort, an dem so herzbewegende Erinnerungen haften, ging die Weiterreise nach Valentigney. Dort tagte eine Konferenz der Jungfrauenvereins-Leiterinnen Frankreichs. Über hundert Teilnehmerinnen waren versammelt, und es waren für die beiden Freundinnen, Fräulein Peugeot und Hildegard Rappard, große und bewegte Tage. Darum hatten sie um die geliebte Mutter gebeten. Und sie ist gekommen und hat durch ihre Zeugnisse Segen und durch ihre Gegenwart Ruhe gebracht.

Ein Freudentag für die Familie, für die Hausgemeinde und viele Freunde, auch für die teure Jubilarin selbst, war ihr siebzigster Geburtstag am 1. September 1912. Mehrere Wochen vorher war sie von einem Leiden befallen worden, das große Müdigkeit und Schwäche im Gefolge hatte. Wie war den Ihren so bang! Aber der Herr legte seinen Segen auf die gute Pflege, und sie genas. Darum war auch die Festfreude besonders mit Dank gepaart dafür, daß Gott uns eine solche Mutter nicht nur gegeben, sondern auch erhalten hat.

Noch einmal führte sie ihr Weg nach Deutschland. Ihr Schwiegersohn, Pfarrer Simon, hatte einen Ruf nach Cronenberg, Rheinland, angenommen, und die Mutter sollte auch das dortige Heim kennenlernen. Wie freute sie sich des glücklichen Familienlebens und des reichen Wirkungskreises, und wieviel Liebe durfte sie geben und nehmen!

Sie machte Besuche im Johanneum in Barmen bei ihren Geschwistern Haarbeck und fuhr in die ursprüngliche Heimat ihres Schwiegervaters, Carl August Rappard, nach Neukirchen bei Moers. Dort grüßte sie die Verwandten, mit denen sie sich innig verbunden fühlte, und stand bewegten Herzens an den Gräbern der vielen Heimgegangenen. Ihr Empfinden dabei verwandelte sich in ein Gedicht:

- - - Hier liegt der Friedhof, einsam, leer;
dort sammelt sich das frohe Heer.
Mir ist's, als ob durch eine Ritze
ich leuchten säh' der Zinnen Spitze
von jener hochgebauten Stadt,
die Gott uns zubereitet hat.

Das Jahr 1914 — Freuden und Leiden in der Folgezeit

Ihre Kinder de Tribolet, die seit 1907 in Lourenço Marquès, Südafrika, wirkten und inmitten ihrer Schwarzen glücklich waren, durften im Jahr 1914 ihren ersten Urlaub nehmen. Am Ostermontag trafen sie mit ihrem Töchterlein auf St. Chrischona ein. Es war ein sonniger Frühlingstag, und für die Heimkehr von Mutters Jüngsten hatten sich die goldenen Schlüsselblümchen und die Anemonen willig brechen lassen, um alle Räume zu schmücken. Das Schönste aber war das Leuchten des Mutterantlitzes. Der Empfang war nicht ohne Wehmut; denn es fehlte das teure Familienhaupt. Dennoch waren die Herzen voll Lob und Dank.

Nun folgten Wochen und Monate glücklichen Beisammenseins, nur unterbrochen von Aufenthalten, die im elterlichen Haus de Tribolet gemacht wurden. Es war für die Mutter eine liebliche Zeit voll stillen Friedens.

Da brach der 2. August 1914 an und nahm den Frieden hinweg von der Erde. Es war Krieg, schrecklicher Krieg. Viele der Chrischona-Söhne mußten ins Feld ziehen, und wie alle Zurückbleibenden, so bangte auch die teure Mutter um ihr Leben. Das Herz erzitterte, wenn vom Sundgau her der Kanonendonner hörbar war, oder wenn über dem Wiesetal Luftkämpfe ausgefochten wurden. So war es ja an allen Fronten, und überall stand eine Anzahl unsrer Brüder und Freunde.

Dora Rappard schrieb in jenen ersten Tagen: „Nur eins stillt das Herz: Gott ist König! Herr Gott, du bist unsre Zuflucht! — Wir haben kostbare Andachten jeden Abend. Friedrich nimmt Daniel 9 durch. O, da betet man mit! Buße, Demütigung ist der einzig richtige Ton. Aus diesem Ton allein geht es über in die Bitte um Gnade. Es weht ein Geist der Erweckung. Danke, Vater! Wir haben so viel darum gefleht. Du antwortest mit Donner, Blitz und Stimmen; aber du antwortest doch. O, präge es noch tiefer in die Seelen!“

Gott ist König! Das mußte besonders festgehalten werden, wenn, wie es in der Rappardschen Familie der Fall war, Angehörige verschiedener Nationalitäten ihrem Vaterland dienten und gegeneinander kämpften. Zwei geliebte Neffen fanden so den Heldentod. Auch der einzige Sohn, obgleich Schweizer ge-

blieben, mußte seiner Naturalisation wegen in Frankreich Dienst tun, zu der Mutter Erleichterung nicht mit der Waffe.

„In dieser dunklen Zeit sind die Sonnenstrahlen um so köstlicher“, steht in dem Tagebuch geschrieben. Dazu wurde auch das Erblühen eines Herbstveilchens im Herzensgarten der Friedau gerechnet. Dieses jüngste Enkelkind hatte es ganz besonders gut. Es baute zwischen Alter und Jugendzeit eine Brücke und durfte viele liebevolle Stunden mit Großmama verleben. Es bot ihr auch süße Ablenkung, wenn die Sorgen immer größer wurden und die Zukunft dunkel schien. Was kann ein Kinderlachen, ein Kinderkosen doch ausrichten! So innig waren alle miteinander verbunden, daß Klein-Edith lange Zeit meinte, eine richtige Familie müsse aus Großmutter, Vater, Mutter und Kind bestehen.

In den frühen Sommerwochen 1915 war die teure Witwe nicht einsam. Ihre sechs Töchter umringten sie. Wie genoß sie dies gesegnete Beisammensein! Dann aber kam ein schwerer Tag, der erste Juli. Es galt, Abschied zu nehmen von den lieben Afrikanern. So gern die Mutter sie wieder für des Herrn Dienst freigab, so herb war doch das Losreißen von Herz und Herz. Auch war die lange Meerfahrt nicht ohne Gefahr; die Schrecken des Krieges reichten weit hinaus. Aber die Gebete wurden erhört; die kleine Familie kehrte wohlbehalten auf ihr Arbeitsfeld zurück.

Indessen tobten die Schlachten weiter. Immer neue Todesnachrichten kamen. Nun mußte auch der älteste Enkelsohn in die Kaserne und dann an die Front ziehen. Auch sonst gab es mancherlei Schweres.

Leiden, die vielleicht niemand in ihrer ganzen Tiefe ahnte, ließen sie sprechen:

Mich tröstet's in der dunkeln Nacht,
mich labt's, wenn brennt die Sonne heiß,
mich stärkt's mit wunderbarer Macht,
wenn's klingt in meinem Herzen sacht:
Mein Vater weiß!

Etliche Male reiste die Mutter nach Lausanne, wo in einem außerhalb der Stadt gelegenen Sanatorium ihre geliebte Tochter Hildegard weilte. Das waren Erquickungstage! Von dort aus

konnte sie ihren Sohn grüßen. Am schönen savoyischen Gestade fanden die bewegten Begegnungen statt. Damals besuchte sie auch in Genf ihren Schwager August Rappard, der ihr seit ihres Mannes Heimgang besonders nahestand und viel brüderliche Liebe erwies.

Wunderschöne Aufenthalte machte Dora Rappard in den Jahren 1917 und 1918 mit ihren „Hauskindern“, wie sie Veiels gern nannte, am Vierwaldstätter See und in Wengen. Ihr Herz war jung geblieben. Das Rauschen des Wassers, das Flüstern der Bäume, herrliche Abendbeleuchtung oder der Glanz der Schneeberge und unbeschreiblich schönes Alpenglücken — alles konnte sie begeistern. Mit Sehnsucht blickte sie zur Jungfrau empor, erwägend, ob sie die Fahrt hinauf wagen dürfe. Es wurde ihr bei ihrem hohen Alter davon abgeraten, und sie fügte sich. Excelsior, höher hinauf, klang es in ihrem Innern.

Sehr nahe ging ihr der Heimgang ihrer geliebten Schwester Maria Kober. Sie hatte die teure Kranke noch sehen und ihr sagen dürfen, daß die Jerusalemer Kinder im „Jerusalem droben, von Golde erbaut“ wieder zusammenkommen. Der Verwandtenkreis in Basel hatte sich überhaupt gelichtet. Im Lauf der Jahre waren Wilhelm und Lina Arnold und Johannes und Adèle Hermann zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangen. Auch Lottie Rappard, die sich gern „die älteste Tochter“ ihrer Schwägerin Dora nannte, war unerwartet vom Herrn abgerufen worden, und in den Geschwisterhäusern in London war Trauer eingeleitet. Da war es eine besondere Freude, daß Blandina Wolters, die jüngste der Gobattöchter, in der Nähe war.

Infolge des Krieges hatte sie mit ihren Töchtern schon im September 1914 ihr Heim in Jaffa verlassen müssen. Sie war Witwe geworden, auch eine solche, die ihre Hoffnung auf Gott stellt. Sie wurde nicht zuschanden. Über zwei Jahre war das Haus „Zu den Bergen“ ihr Zufluchtsort, und dann tat sich auf wunderbare Weise eine neue Heimat in Basel auf. So war es den Schwestern vergönnt, sich oftmals zu sehen, und wie haben sie es genossen!

In der Erinnerung haftet besonders ein herzbeweglicher Tag. In Cannstatt war am 20. April 1922 die älteste, seit vielen Jahren durch Gelenkrheumatismus gelähmte Schwester Hanna Zeller, die nie geklagt und in großer Trübsal immer noch Grund

zum Danken gefunden hatte, im Alter von 83 Jahren selig heimgegangen. Während dort die sterbliche Hülle zu Grabe getragen wurde, hatten die beiden Schwestern in der „Friedau“ eine stille Weihstunde. Im Geist gingen sie mit auf den Friedhof, aber auch mit in des Himmels Herrlichkeit.

Licht und Schatten

Dora Rappards Gesundheit war eine gute zu nennen. Die heftigen Kopfschmerzen der früheren Jahre plagten sie nicht mehr. Immer noch konnte sie abends spät, sehr spät zur Ruhe gehen und war doch am nächsten Morgen frisch und arbeitsfreudig.

Auf ihren besonderen Wunsch nahm man das erste Frühstück gemeinsam in Mutters kleinem Wohnzimmer ein. Mit größter Pünktlichkeit hielt sie die festgesetzte Zeit inne. Als in ihrem letzten Lebensjahr der Schule des Kindes wegen eine halbe Stunde früher (um ½8 Uhr) gefrühstückt werden mußte, wurde die geliebte Achtzigjährige gebeten, sich doch ihr Stündchen ruhigen Morgenschlafs nicht zu verkürzen. Fast entrüstet entgegnete sie: „Um ein bißchen länger schlafen zu können, sollte ich auf unsre gemeinsame Morgenandacht und das liebe Zusammensein verzichten? Nimmermehr!“ Und Tag für Tag war sie da und waltete ihres Amtes als Hauspriesterin, da der Inspektor mit den Brüdern das Morgenessen einnahm.

In ihrem kostbaren kleinen Buch „Frohes Alter“ hat sie vieles gesagt, was ihres eigenen Lebens Erfahrung war. Dazu gehörte auch, sich nicht gehen zu lassen. Mit großer Energie hielt sie ihre Tageseinteilung fest, und deshalb brachte sie auch vieles fertig und hatte immer Zeit für andre.

Die liebe Hand, die so gern zur Feder griff, war auch gewandt mit der Nadel. Als wertvolles Andenken an die Mutter und die Großmutter bewahren ihre Töchter und Enkelinnen fein gestickte Tischdecken auf. Für die Kleinsten strickte sie reizende Jäckchen und Röckchen. Dabei war sie sehr streng gegen sich selbst. Wenn ihr etwas nicht gefiel, hatte sie keine Ruhe, bis es fehlerlos war. Alles, was aus ihrer Hand kam, trug den Stempel der Vollkommenheit.

Als nach ihrem Heimgang ihr Arbeitskörbchen und das Fach,

in dem sie ihr Material aufbewahrte, geleert wurde, fand sich nicht *eine* angefangene Arbeit vor. Nur die, an der sie bis zuletzt gestrickt hatte, sprach von ihrer unermüdlichen Treue; denn in der Leidenszeit bat sie, das Begonnene nicht unvollendet zu lassen. So war die Teure in allem. Bis ins kleinste hinein herrschte Ordnung. Auf diesem Gebiet hat sie sich besonders unter die Zucht des Heiligen Geistes gestellt, da sie ihre schwache Seite kannte. Darum sagte sie auch in den letzten Tagen ihrer Erdenzeit, nachdem sie noch eine kleine Anweisung gegeben hatte, und es klang wie ein Seufzer der Erleichterung: „Nun ist alles, alles in Ordnung!“

Wir sind etwas vorausgeeilt und kehren zum Jahr 1918 zurück.

Sie, die den Frieden in ihrer kleinen wie in der großen Welt so sehr liebte, freute sich, als es im November zum Waffenstillstand kam. Nun hatte doch das Morden ein Ende. Aber Ruhe gab es nicht, und die Folgen der Revolution gingen ihr zu Herzen. Die Heimkehr der Krieger bedeutete Freude und Segen. Das Anstaltsleben nahm wieder seinen geregelten Gang.

Im Januar 1919 erkrankte unsre Mutter schwer. Eine Nierenbeckenentzündung führte sie an den Rand des Grabes. Die Schwäche war groß, und die Angst ihrer Kinder stieg aufs höchste. Sie waren alle heimgeeilt; auch der Sohn hatte kommen können — nur die Tochter in Afrika bangte aus der Ferne mit. Da erbarmte sich Gott und gab uns die geliebte Mutter wieder. Langsam erholte sie sich; aber die volle Gesundheit ist nie wiedergekehrt. Häufige kleine Rückfälle kamen vor, und sie mußte sich darein ergeben, ein ganz ruhiges Leben zu führen.

Es war keine Untätigkeit, o nein. Der Geist war nicht geschwächt; davon zeugen ihre Bücher und ihre Briefe. Doch fand sie den Zeitpunkt gekommen, die Verwaltung der Missions-Hauskasse, die sie fünfzig Jahre lang mit Liebe und Treue, vor allem mit Gebet versehen hatte, ihrer Tochter zu übergeben. Die Chrischonomutter war ganz verwachsen mit dieser Aufgabe. Das Einnehmen war freilich schöner als das Ausgeben, und durch ihre Dankbriefe hatten sich zwischen ihr und dem Geberkreis der Anstalt herzliche Bande geknüpft.

Es war eine Gabe, richtig danken zu können. Frau Inspektor Rappard besaß sie in besonderer Weise. Da und dort wer-

den Brieflein von ihr als Schätze aufbewahrt, nicht des Dankes, sondern der Liebe und des Ewigkeitsgehaltes wegen. Nachstehendes Gedicht läßt uns einen Blick in ihr Herz tun beim Abschied von der Kasse.

Vor fünfzig Jahren wardst du mir
vertraulich übergeben,
du liebe Kasse, wurdest hier
ein Stück von meinem Leben.
Nun aber ist die Zeit wohl da,
daß ich dich still verlasse;
komm, bleib ein Stündchen noch mir nah,
du traute alte Kasse!

Mein Herz ist voller Lobgesang,
wenn es zurückedenket
an all das Glück, das jahrelang
in dir mir ward geschenkt.
Wie warst du oft so arm, so klein,
kaum, daß man's heut noch fasse;
doch reicher Segen floß herein
und speiste unsre Kasse.

Er kam von Nord, Süd, Ost und West,
von Liebesmacht gehoben;
er kam, das hält der Glaube fest,
er kam zu uns von oben.
Die Boten all von nah und fern,
von mancher Sprach' und Rasse,
sie kamen von dem einen Herrn
zum Heil für unsre Kasse.

Der Vater war voll Glaubensmut,
die Mutter konnt' wohl zagen;
doch wenn der Glaube schreien tut,
mag's gute Früchte tragen. —
So ging es fort von Jahr zu Jahr,
durch manche Schul' und Klasse,
zum Segen für das Elternpaar
und auch zum Wohl der Kasse.

Und als die Väter durften ziehn
wie Streiter nach den Kriegen,
der Meister blieb, wir sahn auf ihn,

er ließ sein Werk nicht liegen.
Er blickte uns voll Freundlichkeit
ins Aug', das tränennasse,
und sprach: Ich bleib' euch allezeit,
ich sorg' für eure Kasse!

Und all die Boten hin und her,
wo sie zerstreuet wohnen,
jedweden Namen kennet er,
und er wird herrlich lohnen.
Denn Liebe ist der Liebe Sold,
wie sehr die Welt auch hasse,
und Liebe ist das schönste Gold
in eines Pilgers Kasse.

Ein *Pilger!* Bleibe, schönes Wort,
ins Herz uns tief gegraben!
Ein Pilger, der daheim ist *dort*,
wünscht hier nicht viel zu haben.
Ist's nicht genug dem Wandersmann
auf öder Pilgergasse,
wenn er den Schlüssel brauchen kann
zu seines Königs Kasse?

Doch nun, das Stündchen ist vorbei,
das Abschiedswort zu Ende;
nun leg' ich dich, von Sorgen frei,
in treuer Kinder Hände.
Ja, dich und sie mit frohem Sinn
in Gottes Hand ich lasse
als heimatsfrohe Pilgerin. —
Fahr wohl, geliebte Kasse!

Einer von Mutters Briefen enthält den Satz: „Vor allen Dingen sehne ich mich mit heißem Verlangen, mehr als bisher von dem Heiligen Geist beherrscht und durchströmt zu werden. Ich möchte, daß meine letzten Erdenjahre ihn am meisten preisen.“

Das spürte man, und der Herr erhörte ihr Flehen; aber es ging durch Leiden zur Herrlichkeit. Aus jener Zeit sind uns tiefernste Andeutungen über das Gebetsleben aufbewahrt. Ein schwerwiegender Entschluß sollte gefaßt werden, und das teure Familienhaupt wurde davon benachrichtigt. „Ich erhielt die innere Weisung, vollkommen zu schweigen, sowohl gegen Men-

schen als auch in gewissem Sinn gegen Gott. Das heißt, ich sollte nicht stürmisch bitten ‚um das und dies‘; ich wußte ja wirklich nicht, was das Beste sei im Licht der Ewigkeit. Aber in jener Stunde — das ist das einzige, was ich klar davon weiß — nahm ich Gott zu meinem Anwalt und legte alles in seine Hand in zitterndem Glauben. Eine Ruhe durchdrang mich, eine Ahnung, es werde noch gut werden. Die Wartezeit war lang. Und jetzt tut Gott etwas. O Herr, ich danke dir im Staube!“

Große Familien sind etwas Schönes. Sie bergen Reichtum und Freude und Liebe in sich, aber auch Leid.

Das Jahr 1920 brachte zunächst Trauer. Am 23. Februar entschlief im wahren Sinn des Wortes nach kurzer Gehirngrippe ihr lieber Schwiegersohn Hermann Hanke. Es kam unerwartet, und die Mutter litt unter diesem Heimgang und trug Leid mit ihrer ältesten Tochter und den auch ihr so teuren Kindern. Nur zu Jesu Füßen, wie sie sich ausdrückte, fand sie Ruhe.

Auch die schwere Krankheit ihres Schwagers August Rappard ging ihr sehr nahe. Er sollte nicht mehr genesen, und in ihm hat sie einen Bruder verloren. Ihr besonders inniges Verbundensein mit seiner Gattin, das durch den Schmerz vertieft wurde, war ihr bis zuletzt eine Freude und Erquickung.

Wieviel muß in diesen Blättern von Tod und Grab geredet werden! Wem ein hohes Alter beschieden ist, um den wird's mit den Jahren einsam, weil da und dort nahestehende Seelen in die Ewigkeit ziehen. Lücken gibt es, die nicht auszufüllen sind, und ein leises Heimweh ergreift das Herz. Sollte man wünschen, nicht so alt zu werden? Wie Gott will!

Unsre greise Mutter faßte den Trost, der uns allen zugänglich ist:

Du, mein Heiland, Fels der Ewigkeiten,
du stehst unbewegt im Sturm der Zeiten.
Wer in dir die Heimat hat gefunden,
rühmt es, wenn ihm alles sonst entschwunden:
Du aber bleibst!

Jubelfeier in Beuggen — Ein Festtag daheim — Urgroßmutter

Außer nach Basel, wo ganz selten noch Besuche bei Verwandten und Freunden gemacht werden konnten, hatte Mutter seit ihrer Krankheit keine weitere Fahrt mehr gewagt. Das

heißt, sie hätte es wohl versucht; aber die sorgende Liebe ihrer Töchter hielt sie zurück. Am 17. April 1920 jedoch folgte sie dem Zug ihres Herzens nach Beuggen.

Unterwegs machte sie halt in Grenzach. Dort lag seit Jahrzehnten eine Kreuzträgerin auf ihrem Schmerzenslager. Als blühende Jungfrau gehörte sie zu dem Verein, den die jugendliche Frau Inspektor Rappard in den ersten Jahren ihrer Christenzeit ab und zu geleitet hatte. Dann befiel sie ein schweres rheumatisches Leiden, das alle ihre Glieder und zuletzt auch die Augen ergriff. Unbeweglich, zur Untätigkeit gezwungen, harrete die blinde Dulderin Jahr um Jahr auf ihres Leibes Erlösung. Sie war eine Beterin, und wer kann sagen, wieviel von dem Segen, der auf der Arbeit der Inneren und Äußeren Mission ruht, ihrer Fürbitte zu verdanken ist? — So lag die liebe Kranke auch an jenem Morgen still da, als plötzlich die Tür aufging und die wohl alt gewordene, aber in unveränderter Liebe mit ihr verbundene Frau Rappard an ihr Bett trat. Tiefe Bewegung und Freude malten sich in den Zügen der Leidenden. Dieser Besuch und das herzliche Gebet waren eine Stärkung auf ihrem Pilgerweg.

In Beuggen wurde der hundertjährige Gedenktag des Einzuges ihrer Großeltern Zeller und damit der Gründung der Anstalt gefeiert. Aus der Schweiz, aus Württemberg und Bayern waren Nachkommen Zellers erschienen, um mit der jetzigen Generation dort Gott zu preisen. Es war ein erhebendes Zusammensein. Viele graue und weiße Häupter sah man. Dora Rappard war eines der ältesten Familienglieder. Darum erwartete man etwas von ihr. Mit vor Bewegung zitternder Stimme las sie eine feine kleine Auslese von Kernworten, die Christian Heinrich Zeller gesprochen oder geschrieben hatte, den still Lauschenden im alten Speisesaal vor. Es lag ihr daran, den Glauben an Jesus Christus, den menschgewordenen Gottessohn, und an seine Versöhnungstat und den Glauben an die Bibel als Gottes Offenbarung, wie die Väter ihn gehabt und gehalten, klar hervorzuheben. Worte wie diese: „... Der offenbarte Gott, der ist Fleisch, ein sterblicher Mensch, geworden. auf daß wir die Kindschaft empfangen. In ihm und durch ihn ist dem Übertreten gewehrt, die Missetat versöhnt, die ewige Gerechtigkeit gebracht und der Allerheiligste gesalbt worden. Er ist Jesus Christus.

Seitdem ich das geglaubt und erkannt und im klaren, übereinstimmenden Lichte der ganzen Heiligen Schrift von dem ersten Kapitel des ersten Buches Mose bis zum letzten Kapitel der Offenbarung so erkannt habe, daß mir das Herz im Leibe brannte und ich die Hände voll Erstaunen zusammenschlug, seitdem knie ich mit Thomas vor ihm nieder, bete ihn an und spreche: Mein Herr und mein Gott! ...“ drangen in die Herzen. Sie konnten nicht ohne Wirkung bleiben, zumal sie mit so viel Liebe vom Jahr 1820 in das Licht des Jubeljahres 1920 gestellt wurden.

Zum letztenmal grüßte die betagte Witwe das alte Schloß, in dem ihr reiches, glückliches Eheleben im November 1867 begonnen hatte. Der Festtag blieb eine der köstlichen Erinnerungen mehr, die sich an Beuggen knüpften. Lebe wohl, Heimat meiner teuren Mutter! So klang es in der Scheidenden Herz.

Der Sommer war vergangen; schon lag etwas wie Herbststimmung über der wunderschönen Natur, da hatten wir auf St. Chrischona einen Feiertag.

Dora Rappards Geburtstag gestaltete sich ganz ungesucht zu einem großen Familienfest. Ohne besondere Abmachungen getroffen zu haben, waren alle Kinder um ihre teure Mutter geschart. Ja, alle; denn am 1. September waren auch die Lieben aus Südafrika angekommen. Eine Enkelin und deren Gatte sandten aus Madrid telegraphische Grüße. Sonst waren Kinder und Kindeskinde vollzählig vereint. Fünfundzwanzig Familienglieder umgaben die freudig bewegte Mutter. In Poesie und Prosa sagten sie ihr den heißen Dank, die große Liebe. Es war ein Zusammensein seltener Art.

Mutter, Mutter, welch ein Tag ist dir heut bereitet!
Was im stillen Wünschen lag, hat Gott so geleitet,
daß von Nord, Süd, Ost und West.
Schwalben gleich, zum Heimatnest
alle Kinder kamen.

Kehrt die alte Zeit zurück, wo zum Mutterschoße
so in Schmerzen wie im Glück eilten Klein' und Große,
wo du immer warst bereit,
immer dafür hattest Zeit
mit dem lieben Lächeln?

Wo du konntest vor der Nacht an die Bettchen treten
— Mutter, damals waren's acht — um mit uns zu beten?
Wo wir deiner Stimme Klang,
deinem lieblichen Gesang
voller Wonne lauschten?

Nein, die sel'ge Jugendzeit kehret nimmer wieder,
und ein Klang der Ewigkeit zieht durch unsre Lieder.
Denn die heute vor dir stehn,
mußten durch das Leben gehn,
sind nicht länger Kinder.

Deine Kinder immerdar; denn es ist geblieben,
ja, es wuchs von Jahr zu Jahr unser großes Lieben.
Und erweitert ist der Kreis,
alter Stamm treibt neues Reis,
du bist reich geworden.

In des Himmels Herrlichkeit etliche schon weilen,
wartend, bis zu Gottes Zeit alle heimwärts eilen.
Doch noch groß ist heut der Kranz,
der im schönsten Herbstesglanz
dich umgibt voll Liebe.

Deine Kinder sind's zumal; denn es gilt nicht minder
die von dir geliebte Zahl deiner Kindeskinder.
Augenpaare blau und braun
dankbar freudig zu dir schau'n;
jedes kennt dein Herze.

Mutter, wolltest heute du an die Lager treten,
fändest lang du keine Ruh'; doch das Mutterbeten
ist gebunden nicht an Ort,
nicht an Zeit, nein, immerfort
betest du für alle.

Bete ohne Unterlaß! Es ist nicht vergebens.
Gottes Hilfe für uns faß in dem Kampf des Lebens!
Seine liebe, starke Hand
ist voll Gnade zugewandt
jedem deiner Kinder.

Mutter, welch Familienfest ist uns heut bescheret,
da von Nord, Süd, Ost und West wir sind heimgekehret!
Ahnend schauen wir hinaus:
Einst das ew'ge Vaterhaus
alle, alle sammelt.

An eine Freundin schreibt Mutter über jene Tage: „Du hast wohl vernommen, welch große Geburtstagsfreude mein treuer Gott mir gewährt hat durch die Gegenwart *aller* meiner lieben Kinder und beinahe aller Enkel. Tribolets kamen am Morgen des 1. September wohlbehalten an nach einer vierwöchigen Reise von Südafrika. Es war wonnig. Heinrich und Helene hatten sich 16 Jahre lang nicht mehr gesehen. Das Schönste bei der Sache war, daß sie nicht vorher geplant und mühsam eingerichtet, sondern fast von selbst entstanden war. Alle wollten ihre Ferien bei Mutter zubringen, und so kamen sie alle zusammen. Welch schönes Sinnbild für die evangelische Allianz: Wenn alle sich dem Vaterherzen nähern, so nähern sie sich auch einander!“ Es war das letztmal auf Erden, daß die Mutter alle Kinder bei sich haben durfte; einige Monate später ging ihre geliebte Tochter Hildegard ihr voran in die Ewigkeit.

Wenn man ein hohes Alter erreicht, gibt es auch etwas anderes als Trauernachrichten. Freudenbotschaften laufen ein: die Mutter, die zur Großmutter geworden war, wird nun Urgroßmutter. Drei ihrer Urenkel, liebliche Blumenknöschen, durfte sie in ihren Armen halten. Wie herzte sie die Töchterlein! Das Zwillingsspärchen wohnte in ihrer Nähe, und sie freute sich, so oft die kleinen, weißen Gestalten bei ihr erschienen.

Im Mai 1923 durfte ihr ältester Enkel die Geburt eines Söhnleins melden, eines Heinrich. Die Urgroßmutter hatte den Kleinen schon um seines Namens willen lieb. Vor über fünfzig Jahren, als glückselige Braut, hatte sie gesagt, kein irdischer Name habe einen schöneren Klang als Heinrich. Auf Erden sah sie den Liebling nicht. Aber jetzt schaut sie ihn als Himmelskind; denn in zartem Alter wurde er ins Paradies versetzt.

Ausreifung

Rascher und rascher flieht unser Leben hin;
erst war es Frühling noch, Herbst ist es worden nun.
Mächtig ergreift es mich, rufend durch Herz und Sinn:
Als wir nun Zeit haben, lasset uns Gutes tun!

Hier eine Liebestat, dort noch ein Liebeswort!
Werde nicht müde, Herz; bald kommt die Zeit zum Ruhn.
Was du hier säen kannst, das wirst du ernten dort.
Als wir nun Zeit haben, lasset uns Gutes tun!

Das blieb nicht nur ein frommes Wünschen von Dora Rappard, sondern die Verse wurden zu Taten. Es fiel ihrer Umgebung in der letzten Zeit oft auf, wie sehr sie suchte, Freude zu machen. Neffen und Nichten erhielten Geburtstagsgrüße von der getreuen, alten Tante Dora. Einsame und Bedürftige bekamen eine kleine Unterstützung, Traurige ein Trostwort, Fröhliche ein Zeichen teilnehmender Freude. Allen suchte sie wohlzutun. Es war, als ob das treue Herz noch den ganzen Liebesreichtum ausströmen lassen wollte.

Die letzten Lebensjahre waren reich an Segnungen verschiedener Art, auch an solchen, die in Leid eingehüllt sind. Oder ist das nicht Segen, wenn durch schmerzliche Erfahrungen der Blick fester auf Jesum gerichtet wird und die Seele bekennt und dadurch auch ihre Mitgenossen an der Trübsal tröstet:

Niemand kann helfen als Jesus,
der einst als der Schmerzensmann
in Einsamkeit, Weh und Beschwerden
den Seinen ging siegreich voran.
Nein, niemand kann helfen als Jesus;
doch glaub' es: Er kann, Er kann!

Er kann in den dunkelsten Nächten
uns leuchten mit hellem Schein.
Er kann in die brennenden Wunden
sein Freudenöl träufeln hinein.
Er kann, wenn wir alles verloren,
uns alles in allem sein.

Ja, das ist Segen, der in die Ewigkeit reicht.

Still und froh genoß die edle Greisin, was sie an Liebe und Dankbarkeit empfing. Und das war nicht wenig; denn wer Liebe sät, der wird auch Liebe ernten. Wie oft sprach sie es aus, welch schönen Feierabend sie habe, welch liebes Heim, wieviel unverdiente Gnade dessen, der sich der Vater der Witwen und Waisen nennt!

In der Anstalt werden nach dem Mittagessen die Geburtstage der Brüder und Hausgenossen verlesen, und ein herzliches Gebet steigt für sie auf zum Herrn. Als man am 1. September 1882 Dora Rappards Namen las, betete ihr Gatte: „... Laß die neuen vierzig Jahre, die heute angetreten werden, voll sein

von neuer Kraft, voll deines Geistes, dir allein zu leben, zu dienen und dem Vater Frucht zu bringen! Amen.“

Seither ging unter den Kindern die Rede: „Mama wird achtzig Jahre alt.“ Und, Gott sei Dank, sie hat das hohe Alter erreicht, und ihr Leben war voll der Gnade des Herrn.

Es war ein seltenes, schönes Fest, der 1. September 1922, der achtzigste Geburtstag unsrer Mutter. Am Vorabend hatten wir mit ihr ein festliches Nachtessen im Speisesaal und vereinigten uns dann in der Kirche zur Andacht. Der Brüderchor begrüßte die Jubilarin, und auch die Chrischona-Kinderlein sangen ihr ins Herz: „Gott ist die Liebe, er liebt auch dich.“ Der Inspektor las mit bewegtem Herzen den Abschnitt Psalm 92, 13—16 und zeugte in schlichten Worten von dem, was Gott an seiner Magd und durch sie gewirkt hat, in besonderer Weise auch im Rahmen der Pilgermission. Nach achtzig Jahren der Wallfahrt, die reich an Freude und Leid waren, reich an Arbeit, reich an Segen, ist das demütige Bekenntnis der Pilgerin: „Der Herr ist fromm, mein Hort, und ist kein Unrecht an ihm.“ Lehrer Braun als ein Jerusalemer Kind, den vor über sechzig Jahren die damalige Bischofstochter manchmal auf den Armen gehalten hatte, und der seit 1879 auf St. Chrischona die Fürsorge und Liebe der nun greisen mütterlichen Freundin hatte genießen dürfen, richtete tiefempfundene Worte des Dankes an sie. Hernach sprach der Senior im Namen der Brüderschar und brachte die Segenswünsche aller dar. Und dann hatten die jungen Söhne das Vorrecht, das die alten nie gehabt haben: sie hörten in der Kirche die noch klare Stimme der Mutter, die in Geistesfrische, mit Liebe und heiligem Ernst köstliche Worte an sie richtete. — Der nächste Tag war mehr dem engeren Familienkreis gewidmet, und zahlreiche Grüße und Briefe von auswärtigen Verwandten, Freunden und Chrischonasöhnen liefen ein. Wo Licht ist, fehlt auch Schatten nicht — aber über allem leuchtete die Sonne der Gerechtigkeit.

Nach dem Festtag ließ sie ein Briefblättchen mit folgendem Inhalt ausgehen:

„So viele teure Freunde haben mich bei Anlaß meines achtzigsten Geburtstages mit Liebe und Teilnahme begrüßt, daß es mir nicht möglich ist, jedem einzelnen zu danken, wie ich es gern getan hätte. Jedwede Zuschrift ist mir kostbar, und jedem

der lieben Schreiber rufe ich zu: Der Herr tue Euch wohl und erquickte Euch, wie Ihr mich erquickt habt!

Lobenden Herzens stimme ich ein in die Worte F. A. Krummachers:

Nun, so will ich wallen
meinen Pfad dahin,
bis die Glocken schallen
und daheim ich bin.
Dann mit neuem Klingen
jauchz' ich froh dir zu:
Nichts hab' ich zu bringen
— alles, Herr, bist du!

In alter und neuer Liebe grüßt von Herzen

Dora Rappard-Gobat.“

Leise machte sich bald darauf ein Abnehmen der Kräfte bemerkbar, und manches deutete darauf hin, daß die teure Mutter stille Vorbereitungen für die letzte Reise treffe. Doch nahm sie mit Geistesfrische an allem teil, was das Familien- und Anstaltsleben betraf.

Als im Oktober 1922 zum zweitenmal das große Ökonomiegebäude, die mit reichem Ernteertrag gefüllte Scheune, durch eine Feuersbrunst zerstört wurde, ging es der greisen Christonamutter sehr zu Herzen. Aber keinen Augenblick kam sie in Unruhe. Glaubend tröstete sie ihre Umgebung. In der Schule des Leidens hatte sie die große Lektion gelernt:

Stillehalten Gottes Walten,
stillehalten seiner Zucht.

Eine herzliche Freude war ihr der Besuch ihres Veters, Schwagers und Bruders in Christo, wie sie ihn nannte, Israel Werner aus England mit seiner Tochter. Er stand fast im gleichen Alter wie sie, und es war ergreifend, wenn die beiden betagten Gotteskinder ihre Lebenserfahrungen verglichen und zu dem einen Schluß kamen: Der Herr hat alles wohlgemacht! Auch die Gemeinschaft mit ihrem Schwager, Direktor Haarbeck, der mit Frau und Tochter einige Zeit im Haus „Zu den Bergen“ weilte, war ihr wertvoll, und sonst erfreute und erquickte sie sich an lieben Besuchen.

Die Gottesdienste in der Kirche versäumte sie nur, wenn sie krank war, wie sie auch bis in die letzten Jahre hinein den Abendandachten beiwohnte. Es war ihr ein Schmerz, daß das gegenwärtige Geschlecht in dieser Beziehung gleichgültiger wurde. Oft führte sie das Wort aus Hebräer 10 an: „Verlasset nicht unsre Versammlungen, wie etliche pflegen!“ Sie war vorbildlich in ihrer Treue. Im Hause Gottes war ihr eben so wohl wie nirgends, und die Abendmahlsfeiern waren ihrer Seele Speise, Freude und Trost.

Jeden Sonntag des Jahres, soweit das Erinnern zurückreicht, war „Schwarzer Kaffee“ im elterlichen und seit 1909 in Mutters Wohnzimmer. Alle anwesenden Kinder und Enkel, oft auch liebe Gäste, kamen um 1 Uhr zusammen. Man genoß aus den feinen Täßchen das duftende Getränk, man pflegte Gedankenaustausch, man war daheim. Wie köstlich war es, sich um den geliebten Mittelpunkt scharen zu dürfen! Den Schluß des traulichen Stündchens bildete jeweils ein meist vierstimmig gesungenes Lied. Bis zuletzt klang die Mutterstimme klar durch.

„Mit dir, o Herr, verbunden
fühl' ich mich nie allein“,

tönte es oft.

Diese Worte waren Dora Rappards selige Erfahrung. Vierzehn Jahre ist sie Witwe gewesen, einsam, aber nie allein.

„Als die Sterbenden- und siehe, wir leben!“

„Fort, fort, mein Herz, zum Himmel!“

„Fühlst du dich weniger wohl, daß du jetzt öfters von deinem baldigen Sterben sprichst?“ Ängstlich stellte im Frühsommer eine der Töchter die Frage an ihre Mutter. Mit freundlichem Ernst antwortete sie: „Nicht gerade; aber es ist mir, als winke die Heimat.“ Ein andres Mal sagte sie: „Die Seele hebt ihre Schwingen.“

Außerlich änderte sich ihr Tageslauf nur unmerklich. Sie mußte öfter ausruhen als sonst, lange Besuche ermüdeten sie, und die Füße wollten den Dienst versagen. Der Geist aber blieb klar und lebendig, und in stillen Stunden las sie nebst ihrer Bibel manches Buch durch. Solange es ging, schrieb sie die wöchentlichen Briefe an ihre auswärtigen Kinder und erledigte die übrige Korrespondenz mit der ihr eigenen Pünktlichkeit, auch vollendete sie das Manuskript ihres letzten Buches „Abendglocken“. Aber es konnte in der Folgezeit nicht verborgen bleiben, daß die Kräfte abnahmen. Der Appetit ließ nach, und das Aussehen verriet eine tiefliegende Müdigkeit. Ach, es wollte ihrer Umgebung nur schwer eingehen, daß sachte die irdischen Bande sich lösten und die große Stunde der Trennung nahte.

Endlich mußte die Hand, die unzählige der köstlichsten Briefe und wertvolle Bücher geschrieben hat, die Feder niederlegen. Die Stricknadeln, mit denen so manche warme, weiche Röckchen für Enkel und Urenkel gefertigt wurden, mußten ruhen. Die Arbeit war getan. Jetzt brach der letzte Feierabend herein. Es war Mitte August 1923.

In ihrem Schlafzimmer, das den Blick auf die Schwarzwaldberge hatte, das mit ihrer Lieblingsfarbe, himmelblau, ausgestattet war, lag die müde Pilgerin in den weißen Kissen. „Wie eine Braut“, sagte ein Besucher. Ja, sie sah allerliebste aus mit dem von einem zarten Spitzenhäubchen umrahmten Antlitz des Friedens.

Eine eigentliche Krankheit lag nicht vor, wenn sich auch das

frühere Nierenleiden bemerkbar machte. Es handelte sich nach Aussage des Arztes um Zirkulationsstörungen, wie sie im hohen Alter oft vorkommen, und die inneren Organe arbeiteten nur mangelhaft. Aber so dankbar die Kranke war, daß keine großen Schmerzen sie plagten, so empfand sie doch das Gefühl von Elend und Schwäche. Einer abwesenden Tochter schrieb sie in jenen Wochen mit mühsamer Schrift: „Ich bin arm und elend; aber der Herr denkt an mich.“ Die lang anhaltende Hitze des Sommers und die geringe Abkühlung in den Nächten brachten ihr manche Pein; aber sie tröstete sich selbst mit den Worten:

Ein Mittel gibt es gegen alle Plagen:
Ertragen!

Eine Erquickung war es für sie, daß auch ihre auswärtigen Töchter längere Zeit bei ihr weilten und ihr Sohn und seine Frau sie öfters besuchen konnten.

Der 1. September, Mutters 81. Geburtstag, war trotz ihres leidenden Zustandes ein Tag der Freude. Ihre Kinder und Enkel versammelten sich um sie, sangen ihr Lieder und ließen sie Liebe und Dankbarkeit fühlen. Trotz allem war aber sie wieder die Gebende. Für groß und klein hatte sie eine zarte Überraschung bereit, und die unaussprechliche Mutterliebe umfaßte noch einmal alle. Ihr tiefstes Sehnen war, droben am Thron Gottes einst sprechen zu können: „Siehe, hier bin ich und die Kinder, die du mir gegeben hast!“

Manche Verwandte und Freunde wünschten die liebe Kranke zu sehen; auch ihr Schwager W. Rappard aus London trat an ihr Lager, und es machte ihr Freude, alle zu empfangen. Dann leuchteten ihre Augen, und sie schien so frisch und interessierte sich für alles, daß man die ernste Besorgnis wieder zu verschleichen suchte. Es war ja undenkbar, daß der Mittelpunkt der großen Familie nicht mehr da sein, daß man die mütterliche Teilnahme vermissen sollte.

Blumen in wunderbarer Pracht schmückten das Zimmer, und gern ruhte ihr Blick darauf; aber alles Irdische hatte seine Anziehungskraft für die Hinweilende verloren. Sie sehnte sich nach den ewigen Gütern. „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!“ war eine oft wiederholte Bitte. Dabei streckte sie ihre Arme empor, als wolle sie den Heiland umfassen. Das Warten wurde

ihr lang; denn sie war im vollen Sinne des Wortes lebenssatt. Nicht lebensmüde oder leidenssüchtig, o nein, sie war die geduldigste und anspruchloseste Kranke, die man sich denken kann. Aber sie hatte ein langes, an Freuden und Leiden reiches Leben hinter sich und war völlig gelöst von allem, was ihr früher wichtig und süß erschienen war. Mit klarem Bewußtsein erwartete sie den Abschluß ihrer Wallfahrt. Ihr einziger Ruhm war die Gnade des Herrn, das Blut des Lammes. Es blieb ihr felsenfest, was sie in früheren Jahren ausgesprochen hatte:

Von Kopf zu Fuß bedeckt mich ja
sein wundervolles, weißes Kleid.
Da hüll' ich mich hinein, und da
vergeß ich all mein bittres Leid.

Kein Zweifel durfte sich ihr nahen; alles war Ruhe. Man empfand diesen Frieden förmlich, wenn man in das stille Zimmer trat. Und immer erschien das liebliche Lächeln auf dem Angesicht, das doch allmählich einen Leidenszug aufwies. Denn die Beschwerden nahmen zu, und Lähmungserscheinungen stellten sich ein. Geduldig und für jede Handreichung dankbar lag die Kranke da. Zu ihrer und unsrer Freude mußte keine fremde Hilfe herbeigeholt werden. Ihre Kinder und freundliche Hausgenossen, vor allem ihre treue, langjährige Dienerin, hatten das Vorrecht, sie zu pflegen. Sie war von Liebe umgeben, und sie spürte es. Wie manches kostbare Wort war zu vernehmen und zarte Liebkosung zu fühlen!

Im ganzen sprach die sich der Ewigkeit Nahende sehr wenig. Nie war etwas Gekünsteltes, Phrasenhaftes zu hören. Die reiche Begabung, der Erfolg ihrer schriftstellerischen Tätigkeit, Dank und Anerkennung, die ausgesprochen wurden, ja auch die Liebe zu ihren Kindern traten zurück vor dem einen, den ihre Seele liebte: Jesus.

Einmal, als sie wie schlafend dagelegen hatte, öffnete sie plötzlich die Augen, und ein wunderbarer Glanz lag auf ihrem Antlitz. Auf eine diesbezügliche leise Frage sagte sie: „O ich freue mich so unaussprechlich, den Heiland zu sehen!“ „Freust du dich nicht auch auf Papa, August und die andern?“ „Doch, aber am meisten auf den Heiland“, und noch zweimal wiederholte sie: „Unaussprechlich. unaussprechlich!“

In den oft langen Nachtstunden sagte die Dulderin sich Bibelsprüche und Lieder auf, deren sie viele auswendig wußte. Auch da verließ ihre Genauigkeit sie nicht; denn oft am Morgen bat sie, einen Vers nachzusehen und ihr wörtlich zu wiederholen. Ergreifend war es, als Mutter und Tochter das Gedicht „Jerusalem“ zusammen lasen. Jetzt bewahrheiteten sich ihre Worte:

Jerusalem, Jerusalem!
Ein Strahl von deiner Pracht
fällt wie ein güldner Morgenstern
in unsre Tränennacht.
Das Kleinod ist des Ringens wert,
halt aus, o Herz, halt aus!
Ein schmaler Weg, ein dunkler Steg,
und dann sind wir zu Haus!

Immer war ihr Geist mit dem Ewigen beschäftigt, und aus der Fülle des himmlischen Reichtums griff sie die Erlösung durch Jesu Blut am liebsten heraus.

Eines Abends sagte sie: „Lies mir aus dem Hebräerbrief vom Hohenpriester vor!“, und am nächsten Morgen erlabte sie sich an dem Ausspruch des Gottesmannes D. J. Seiß: „Keinen einzigen Menschen gibt es auf der Welt, der nicht erkaufte wäre durch das Blut des Lammes. Man darf jedem Sünder sagen: Du bist versöhnt, du bist erlöst!“ „Herrlich!“ flüsterte Mutter.

Später bat sie um den Wortlaut einer englischen Strophe, die einst ihr lieber Schwager Wolters sterbend gebetet hatte:

„In peace let me resign my breath,
and Thy salvation see.
My sins deserve eternal death,
but Jesus died for me.“
(Im Frieden laß mein Sterben sein,
dein Heil möcht' schauen ich.
Der Sünden Lohn wär' ew'ger Tod;
doch Jesus starb für mich.)

Vor manchen Jahren hatte unsre Mutter den Wunsch ausgesprochen: „Singt mir in meiner Sterbestunde das Lied: O sel'ge Erlösung!“ Damals meinten ihre Töchter, es werde nicht möglich sein, bei solcher Trauer zu singen; aber die Bitte wurde wiederholt. Und die Liebe gab Kraft. Dreistimmig tönte das

heilige Lied durch das stille Gemach, und alle vier Verse mit dem wunderbaren Chor „Rühmet sein Blut“ drangen in das Ohr der Sterbenden. „Dich preis' ich im Leben, dir jauchz' ich im Tod, du starker Erlöser, mein Herr und mein Gott“, das war, was ihres Herzens Saiten erklingen machte.

Noch galt es zu warten. Der Glaube wurde geprüft, und die Sehnsucht wuchs. Bald, bald sollte die Erlösung kommen. Ein wunderbarer, nach oben gerichteter Blick — dann schlossen sich die Augen. Ob der Geist entflohen war? Eine heilige Nacht verlebten wir noch am Sterbebett unsrer Mutter. Still lag sie da, nur der Atem ging zeitweise schwer. Langsam dämmerte der Morgen des 10. Oktober, und ein trüber Tag brach an. Aber für die greise Magd des Herrn war's ein Tag der Herrlichkeit. Um sieben Uhr morgens öffnete sich der Himmel über ihr, und während das treue, starke Herz den letzten Schlag tat, führte der Todesüberwinder und Lebensfürst Jesus Christus unsre Mutter durchs Perlektor.

Überwunden

Wir aber hatten keine Mutter mehr. Es war feierlich still im Sterberaum, und Ruhe lag auf ihrem Antlitz. Warum lüftete sich der Vorhang nicht, der Zeit und Ewigkeit trennt, daß wir hätten miterleben können, wie Freude und Wonne sie ergreifen, und mit Augen sehen, wie Schmerz und Seufzen wegmüssen und Jauchzen auf ihren Lippen liegt? „Es ist der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht sieht.“ Dieser Glaube an die Realität des Himmels, in den unsre Mutter eingegangen war, hob unsre Herzen empor und gab uns Kraft, uns ihrer Freude zu freuen.

Die Kunde von ihrem Heimgang drang bald zu dem weiten Bekanntenkreis. In Basel fand an jenem Tag eine Allianzversammlung im Vereinshaus statt, und viele Gläubige waren zusammengekommen. Einer der leitenden Herren trat vor mit den Worten: „Soeben wird uns mitgeteilt, daß Frau Inspektor Rappard auf St. Chrischona diesen Morgen selig entschlafen sei.“ Eine tiefe Bewegung ging durch den großen Saal; manches Auge füllte sich mit Tränen; viele Herzen wurden betrübt. In dem Raum, in dem Dora Rappard oftmals von Jesus gezeugt und

von der Hoffnung der Herrlichkeit gesprochen hatte, war es einen Augenblick feierlich still. Dann stieg ein Dankgebet zu Gott empor für das, was er an seiner Magd und durch sie in ihrem reichen Leben gewirkt hat.

Zwei Tage vergingen. Palmen und weiße Lilien, Herbstblumen in wundervollen Farben und dunkle Kränze schmückten unsrer Mutter Lager. Viele, die sie im Leben gekannt, wollten ihr im Tod noch Liebes tun. Unberührt von allem, voll tiefen Friedens lag die Teure da. Draußen fiel leichter Regen, und dichter Nebel hüllte alles ein. Es war Trauerstimmung. Aber als mit Freitag, dem 12. Oktober, der Tag kam, an dem wir uns von ihrer sterblichen Hülle trennen sollten und sie für immer ihr letztes irdisches Heim verließ, da brach die Sonne durch die Wolken. Wie Feierstimmung war es, und wir wußten, daß für Mutter der letzte Vers des 23. Psalms sich erfüllt hat: „... ich kehre heim in Gottes Haus für alle Dauer der Zeiten.“

Der weiße Sarg ruhte nun in der würdig geschmückten Eben-Ezer-Halle. Dort versammelten sich die vielen Leidtragenden und Teilnehmenden, weil die Kirche die große Schar nicht gefaßt hätte. Zum letztenmal waren alle Kinder um ihre stille Mutter vereinigt. „Fort, fort, mein Herz, zum Himmel“, klang es durch den weiten Raum; dann verlas Inspektor Veiel die von der teuren Entschlafenen selbst verfaßten Personalien, die mit den Worten anheben:

„Es ist mir oft ein Bedürfnis gewesen, Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, von Herzen zu danken dafür, daß er mich hat geboren werden lassen, und zwar in eine Welt, die er geliebt, und in eine Menschheit, die er erlöst und zur Herrlichkeit berufen hat. Auch heute, im Rückblick auf meinen Erdenlauf, preise ich ihn, daß er mich gemacht und für die Ewigkeit bestimmt hat.“

Seiner Trauerrede lag Johannes 14, 23 zugrunde, ein Wort, das der lieben Entschlafenen im Blick auf diese Stunde wichtig gewesen war.

Der Brüderchor sang ein Ewigkeitslied, worauf Pfarrer Simon-Rappard seinen Gefühlen Ausdruck gab. Ihm folgte der dritte Schwiegersohn, G. de Tribolet, und dann war es verschiedenen Verwandten, Freunden und Brüdern Bedürfnis, von dem zu zeugen, was Dora Rappard ihnen im besondern und dem

Werk der Pilgermission und der ganzen Gemeinde Gottes gewesen ist. Alles klang aus in ein Lob dessen, von dem sie einst gesungen hatte:

Ich blicke voll Beugung und Staunen
hinein in das Meer seiner Gnad'.

Kurz nach zwei Uhr läutete die Glocke der alten Kirche. Ein langer, langer Zug bildete sich, um die Chrischonamutter auf ihrer letzten Fahrt den Berg hinunter zu geleiten. Es war ein ergreifender Anblick. Die Herbstsonne verklärte Wald und Flur, golden schimmerte das welkende Laub, und ein strahlend blauer Himmel wölbte sich über der Erde Leid. Den ihr in fünf- und fünfzig Jahren so vertraut gewordenen Weg ging es langsam talwärts durch Bettingen, wo das Glöcklein erklang, nach Riehen. Feierlich tönten auch hier die Glocken, bis der Trauerzug durch das Dorf hindurch den Friedhof erreicht hatte. Dort war schon eine Schar wartender Freunde versammelt und bildete mit den Ankommenden eine überaus große Trauergemeinde. Liebe, Teilnahme und Dankbarkeit waren spürbar. Es wurden noch manch köstliche Worte gesprochen von einzelnen und von Vertretern verschiedener Gesellschaften und Gemeinschaften. Am liebsten hätten wohl alle der zahlreich herbeigeeilten „alten“ Brüder ihrer Mutter einen letzten Gruß nachgerufen. Aber die Zeit erlaubte es nicht. Die Trauernden umstanden die Familiengruft, in die das teure Samenkorn als in Gottes Acker gelegt worden war. In den Herzen klangen die in tiefer Bewegung gesprochenen Schriftstellen nach:

„Wie wir getragen haben das Bild des Irdischen, so werden wir tragen das Bild des Himmlischen. Hier wird gesät verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesät in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesät in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesät ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib. Wenn aber dies Verwesliche wird anziehen die Unverweslichkeit und dies Sterbliche wird anziehen die Unsterblichkeit, dann wird erfüllt werden das Wort, das geschrieben steht: ‚Der Tod ist verschlungen in den Sieg, Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?‘ Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum! Amen.“

Und wie als Echo hallten die Klänge der Posaunen:

Ich hab' von ferne, Herr, deinen Thron erblickt!

Die letzten Sonnenstrahlen verklärten das Grabmal, und hell leuchteten die in Stein gemeißelten Worte hervor: „Sie haben überwunden durch des Lammes Blut.“

Von Dora Rappard erschienen in unserem Verlag:

Sprich Du zu mir

Tägliche Andachten

9. Auflage. 376 Seiten. Ganzleinen DM 9,60

Man spürt es diesen kurzen, schlichten Andachten der bekannten und gesegneten Verfasserin an, daß sie aus der frischen Quelle des Wortes Gottes geschöpft und hineingetaucht sind in ein reiches Glaubens- und Erfahrungsleben.

Lichte Spuren

Erinnerungen aus meinem Leben

10. Auflage. 207 Seiten. Ganzleinen DM 7,50

Die Erinnerungen von Dora Rappard, der Tochter des einstigen Bischofs von Jerusalem und späteren Gattin Carl Heinrich Rappards, des Inspektors der Pilgermissionsanstalt St. Chrischona, gruppieren sich um die Gestalten, die das Leben der Verfasserin segnend beeinflußt haben. Vor über fünfzig Jahren ist dieses Erinnerungsbuch zum ersten Mal aufgelegt worden und seitdem in Zehntausenden von Exemplaren in die Leserwelt gegangen. Die immer wieder notwendigen Neuauflagen bestätigen, daß die innere Kraft des Buches sich noch nicht gemindert hat.

Frohes Alter

9. Auflage. 182 Seiten, mit Bildern von Rudolf Schäfer. Ganzleinen DM 6,50

Ein erquickender und stärkender Lobgesang einer 80jährigen Pilgerin, die die Höhen und Tiefen des Lebens kennt. Bald angenehm und unterhaltsam plaudernd, bald ernst und belehrend auf das Wesentliche drängend, möchte sie das Geheimnis eines frohen Alters bezeugen. Inmitten der Flut psychologischer, medizinischer und soziologischer Bücher über den alten Menschen wird dieses Buch seinen gesegneten Dienst tun.

Die heilige Woche

Das Leiden, Sterben und Auferstehen unseres Herrn Jesu Christi
in den Worten der vier Evangelisten

5. Auflage. 70 Seiten. Kartoniert DM 2,25

Das Büchlein eignet sich besonders zum Gebrauch in Gemeinschaften und größeren Hausgemeinden, wo man sich in der heiligen Woche, mitten in dem Getriebe und der Vielgeschäftigkeit des Alltags, die Zeit nimmt, täglich zu stiller Andacht zusammenzukommen.

BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL

*Nimm mein Leben! Jesu, dir übergeb ich's für und für.
Nimm Besitz von meiner Zeit; jede Stund sei dir geweiht!
Nimm du meine Hände an, zeig mir, wie ich dienen kann;
nimm die Füße, mach sie flink, dir zu folgen auf den Wink!
Nimm die Stimme, lehre mich reden, singen nur für dich;
nimm, o Herr, die Lippen mein, lege deine Worte drein!
Nimm mein Gold und Silber hin, lehr mich tun nach deinem
Sinn;
nimm die Kräfte, den Verstand ganz in deine Meisterhand!
Nimm, Herr, meinen Willen du, daß er still in deinem ruh;
nimm mein Herz, mach es hier schon dir zum Tempel und
zum Thron!
Nimm du meiner Liebe Füll; Jesu, all mein Sehnen still;
nimm mich selbst und laß mich sein ewig, einzig, völlig dein!
Dora Rappard*

Durch ihre klare Entscheidung für Jesus Christus hat sich das Leben Dora Rappards in vieler Hinsicht und über viele Jahre hinweg bis heute segensreich ausgewirkt. Ihre eigentliche Lebensaufgabe fand sie als „Mutter von St. Chrischona“ an der Seite ihres Mannes Carl Heinrich Rappard, dem Leiter der Pilgermission St. Chrischona. Daneben entwickelte sie die ihr vom Herrn besonders geschenkte Gabe als christliche Schriftstellerin und Dichterin. Das hier vorliegende Lebensbild „der Mutter“ wurde von ihrer Tochter Emmy liebevoll gezeichnet.

BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN/BASEL